

Samenkörner

Neue Folge

Einunddreißigster Jahrgang

Verlag von R. Brockhaus
Wuppertal-Elberfeld
1937

Druck F. & W. Brockhaus K.-G., Wuppertal-Elberfeld

Inhalts-Verzeichnis

He! ihr Durstigen, kommt (Gedicht)	1
„Unter Seinen Flügeln“	2
Was Gott will	15
Leben um Leben	20
Der schwarze Peter	29
„Das Wort vom Kreuz“	42
Aus zwiefacher Gefangenschaft befreit	47
Wie Hannchen die Bibel wiederfand	52
„Wo warst du, als ich die Erde gründete?“	55
Gustav Hasselfuß' Umkehr	57
„Wo die Sünde überströmend geworden, ist die Gnade noch überschwenglicher geworden“	75
Die eingemauerte Bibel	80
„Was ist ein Christ?“	84
Die verhängnisvolle Kurve	85
Wer ist mein Nächster?	93
Weißt du, wer ich bin?	100
Wie Gott meinen Kleinglauben beschämte	103
Maggies Gabe	109
Offenbarung 21, Vers 21	112
„Schlüpfrige Örter“	113
„Was soll ich denn mit Jesus tun?“	128
Reiche Leute (Gedicht)	132
Fromm und doch nicht errettet	133
Vom Arbeiten	144
Der Stärkere	148
Eine erschütternde Begegnung	155

Opfern	158
Jesus sieht es, hört es, weiß es (Gedicht)	160
„Die Pilgerreise“	161
Ich will leben!	173
Denk' an deine Seele und bete!	178
Nur ein Knabe	182
„Ich weiß, daß Gott mich ruft“	185
Liebe! (Gedicht)	188
Der Schule gegenüber	189
„Das ist gewißlich wahr . . .“	199
Gottes Sprechstunde (Gedicht)	208
Hebräer 10, Vers 31	209
Heute	217
Draußen und drinnen	222
Lasset uns mit Danken vor Sein Antlitz treten!	230
Arm und reich	234
„Vergeltet niemand Böses mit Bösem!“	235
Ein Drachenflug und seine Folgen	237
Es ist ein Schnitter!	247
Die Macht des Kreuzes	250
Kraftquelle	259
Mit Zins und Zinseszins wiedergegeben	262
„Folget mir nach!“	264
Novembergedanken	265
Stirb und werde! I: Mit Christus gestorben	270
Der Wandkalender	277
„Man nennt Seinen Namen: Wunderbarer“	282
In Trübsal (Gedicht)	284
Stirb und werde! II: Nun leb' ich in Christus	285
Vom Himmel hoch, da komm' ich her	291
In zwei Stücke gerissen	296
Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten	302
„Wenn ich das gewußt hätte!“	307

He! ihr Durstigen, kommt!

Vorbei das Jahr. Es glitten seine Tage
Lautlos hinab in die Vergangenheit.
Nichts blieb zurück von ihrer Freud' und Plage
Als die Erinnerung an Lust und Leid.

So bleibt vom ird'schen Leben nur ein Schatten,
Verschwommenes Bild von flüchtger Wirklichkeit;
Ein Nachgeschmack vom Mahl dem nimmer Satten,
Wie Durst dem Trinker, den der Trunk gereut. —

Was kauft ihr um Geld die Nichtigkeiten,
Was tauscht ihr für eurer Seelen Heil? —
Und wisset nicht, daß alle Ewigkeiten
Der Trank euch reut, um den ihr selbst euch feil!

Ihr Menschenfinder, habt ihr nie gelesen,
Wie Jesus stand und zu der Menge sprach:
„Kommt her, ihr Durst'gen, nehmt, um zu genesen,
Vom Lebenswasser, dran es euch gebrach,

„Vom Lebensbrot, das her vom Himmel sendet
Der Vater, der den einz'gen Sohn euch gab!? —
O esset, trinket was Sein Wort euch spendet,
Und wendet damit ew'gen Tod euch ab!

„Wer von dem Wasser trinkt, das ich euch gebe,
Sich labet aus dem Quell, der nie versiegt,
Der wird geheilt, auf daß er ewig lebe,
Denn durch mein Sterben ward der Tod besiegt.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben.
Wer an mich glaubt, der hat an mir sein Teil.
Ich bin der Retter, der von Gott gegeben,
Dem Sünder, dem Verlorenen zum Heil.“ — —

Nah' als ein Bettler doch zu Seinem Throne,
Deß' Reichthum all' Erkenntnis übersteigt!
Er kleidet, speist und tränkt dich, und zum Lohne
Er einst des Lebens Krone selbst dir reicht. W. K.

„Unter Seinen Flügeln“

Erlebnisse eines mit einem Flugzeug Verunglückten

Der Erzähler der nachfolgenden packenden Begebenheit — wie vier Menschen dem Erfristungstode entgehen, und wie Gott es ihm gelingen läßt, in dieser furchtbaren Notlage vier kostbare Seelen Ihm zuzuführen — möchte alle Ehre Dem geben, dem sie allein zukommt, dem es aber gefällt, sich menschlicher Vermittlung zur Ausführung Seiner göttlichen Gnadenabsichten zu bedienen.

In Vertretung meines Chefs hatte ich in Syrakus im Staate New York vor Mitgliedern der Lehrer-Vereinigung gesprochen. Ich hatte in den letzten Nächten wenig Schlaf mitbekommen, und da ich sehr müde war, entschloß ich mich, mit dem Flugzeug nach Washington zurückzukehren, um schneller zu Hause zu sein.

Es schneite heftig, als ich zum Syrakuser Flughafen kam. Der Wind aber war nicht ungünstig, und so flogen wir, nachdem der Führer sich sorgfältig über die Wetterlage und die von ihm zu beobachtenden Maßnahmen unterrichtet hatte, um 19 Uhr 30 ab. Wir waren zu vier: Führer, Hilfsführer, ein dritter Führer als Fluggast und ich selbst als einziger zahlender Fluggast.

Wir mochten vielleicht dreiviertel Stunde geflogen sein, als ich merkte, daß etwas nicht in Ordnung war. Daß der linke Motor infolge Vereisung aufgehört hatte, zu arbeiten, und daß sich eine kleine Eiskruste am Propeller gebildet hatte, die eine Verminderung der Schwungkraft verursachte, wußte ich indes da noch nicht.

Daß wir aber in ernster Gefahr schwebten, erkannte ich, als wir bald darauf den Gipfel eines Baumes streiften. Als Kind Gottes richteten meine Gedanken sich natürlich sogleich auf meinen himmlischen Vater. Sollte es Seine Absicht sein, mich zu Sich zu nehmen, oder hatte Er noch weitere Arbeit auf Erden für mich? Es schien mir, als ob meine Aufgabe hier noch nicht erfüllt sei. So besann ich mich auf die Verheißungen der Schrift. Das Wort Joh. 15, 7 kam mir sehr lebhaft ins Gedächtnis: „Wenn ihr in mir bleibet, und meine Worte in euch bleiben, so werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch geschehen“. Da ich mir sagen durfte, daß ich in Ihm geblieben, und daß Seine Worte in mir geblieben waren, betete ich kühn:

„Herr, ich möchte am Leben bleiben, wenn das Dein wohlgefälliger Wille ist.“

Nachdem wir den ersten Baumwipfel gestreift hatten, mögen Sekunden oder Minuten verstrichen sein, als wir auf andere Bäume stießen. Wir befanden uns in völligem Dunkel, aber mein Herz war in Frieden. Ich verspürte keinerlei innere Aufregung. So konnte ich die Vorgänge genau beobachten. Das Vorderteil des Flugzeugs senkte sich und stieß zuerst auf den Boden. Danach legte sich das Flugzeug sachte auf den Schnee nieder ohne fühlbaren Aufprall. Gott hatte sichtlich über uns gewacht. Die beiden Führer stürzten, als wir so unfreiwillig auf der Erde gelandet waren, in die Kabine und erkundigten sich, ob jemand verletzt sei. Zum gegenseitigen Erstaunen und zu aller Freude waren alle ohne nennenswerten Schaden davongekommen. Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Leidensgefährten offen zu sagen, daß ich zu

Gott gebetet hätte, und daß ich diese Rettung als eine Gebetserhörung betrachte.

Aus dem linken Flügeltank floß Benzin. Wahrscheinlich war der Flügel beim Aufschlagen auf die Bäume durchstoßen worden. Wir traten aus der Kabine in den Schnee hinaus, der uns fast bis an die Knie reichte, und warteten draußen, bis das Benzin aufhörte, zu fließen. Dann gingen wir in die Kabine zurück, machten Licht und suchten uns über unsere Lage klar zu werden.

Während der Nacht blieben die beiden Flugzeugführer draußen. Sie unterhielten ein Feuerchen, in der Hoffnung, auf diese Weise vielleicht ein vorbeikommendes Flugzeug auf uns aufmerksam zu machen. Es war ja auch denkbar, daß vom Flugplatz aus, wo unser Ausbleiben auffallen mußte, ein Hilfsflugzeug auf unsere Spur gebracht wurde. Der dritte Führer und ich verbrachten die Nacht in der Kabine. Viel Schlaf fanden wir aber nicht, da die Temperatur in der Kabine unter den Nullpunkt sank.

Am nächsten Tage machten sich zwei von uns mit dem Kompaß in nördlicher Richtung auf den Weg. Vielleicht waren menschliche Wohnungen in erreichbarer Nähe. Aber nachdem sie etwa zwei Kilometer weit sehr beschwerlich durch den hohen Schnee gegangen waren, zogen sie es vor, zurückzukehren, ehe sie völlig erschöpft sein würden. Nach ihrer Rückkehr untersuchte einer der Männer die Radio-Anlage. Konnten wir durch den Rundfunk von unserer Lage Kenntnis geben, so durften wir vielleicht mit baldiger Hilfe rechnen. Die Batterie war in gutem Zustand; nur die Antenne war gebrochen. Der Mann schaltete den Sender ein und sprach nach Albany. Er nannte die Num-

mer unseres Flugzeugs, gab eine Erklärung über unser Befinden ab, beschrieb, so gut er konnte, wo wir waren, und bat, uns unverzüglich Hilfe zu senden. Darauf erfolgten in ungleichen Abständen mehrere Anrufe. Man suchte unsere Lagerstelle durch Peilung mittels Radiostrahl ausfindig zu machen, da von uns keiner eine Ahnung hatte, wo wir uns befanden.

Trotz allen Mühens gelang es uns nicht, so viel Holz zu sammeln, daß wir ein einigermaßen ausreichendes Feuer mit Rauchentwicklung machen konnten, so daß der Rauch, sich über die Baumwipfel erhebend, wahrnehmbar wurde. Während der Nacht waren weitere fünfundzwanzig Zentimeter Schnee gefallen. Er lag jetzt in einer Höhe von fast siebzig Zentimeter. Ohne Schaufel, ohne Beil und ohne Nahrung, die uns neue Kräfte gegeben hätte, war es ein überaus mühsames Werk, bei so tiefem Schnee ein wenig Holz zusammenzutragen.

Ungezählte Male kniete ich neben unserem armen Feuerchen nieder und flehte zu Gott um Hilfe; aber der Himmel schien wie Erz. Keine Antwort wurde uns zuteil. Den ganzen Samstag über war die Luft so trübe und dunstig, daß ein Flugzeug unmöglich in unseren Gesichtskreis gelangen konnte. Wir hörten auch nicht einen Laut. Wieder und wieder sagte ich mir die Verheißungen Gottes vor und dachte über Joh. 15, 7 nach. Weshalb blieb die Antwort auf meine Bitten aus? War ich doch nicht so in Ihm, waren Seine Worte doch nicht so in mir geblieben, daß die Verheißung sich an mir hätte erfüllen können? Es war mein Herzenswunsch, daß nichts zwischen meine Seele und Gott kommen möge. Ich war mir bewußt, Sein Kind zu sein, und ich wünschte keinen Willen,

der dem Seinigen irgendwie entgegen gewesen wäre. Trotzdem war die Erhörung nicht gekommen.

Wir trafen Anstalten für die zweite Nacht. Am meisten Sorge bereitete uns die Frage, wie wir uns gegen die Kälte schützen sollten. Draußen ein größeres Feuer zu unterhalten, war wegen Holzmangel unmöglich. In der Kabine durfte kein Feuer gemacht werden. Sie wäre in Flammen aufgegangen. So nahmen wir die Kissen von den fünfzehn Sitzen, legten sie unter uns, wickelten die Fensterbehänge um unsere Füße und saßen so, dicht aneinander gedrängt, zusammen. Zum Zudecken hatten wir nichts als zwei Decken.

Nie werde ich die Schrecken dieser Nacht vergessen, in der das Thermometer bis auf 15 Grad unter Null sank. Schon als ich in die Kabine trat, war ich so kalt, daß ich meinte, mein Körper müsse in Stücke zerbersten. Am ganzen Leibe vor Kälte zitternd, hockten wir zusammen. Nach einer Weile begann ich laut zu beten. Ich legte dem Herrn alle Seine Verheißungen vor. Wie froh war ich jetzt, viele Seiner herrlichen Worte im Gedächtnis zu haben! Eine göttliche Zusage nach der anderen kam mir in den Sinn, und ich breitete sie alle vor Gott aus, Ihn bittend, in unserer schweren Notlage gnädiglich auf uns schauen zu wollen. Die Gebete jener Nacht sind alle erhört worden. Zwar ließ die Kälte nicht nach, aber sie schadete uns nicht. Was mich selbst anging, durfte ich wieder die Kraft des untrüglichen göttlichen Wortes erfahren. Es bewahrheitete sich an mir, was Phil. 4, 6 u. 7 geschrieben steht: „Seid um nichts besorgt, sondern in allem lasset durch Gebet und Flehen mit Danksagung eure Anliegen vor Gott kundwerden; und d e r

Friede Gottes, der allen Verstand übersteigt, wird eure Herzen und euren Sinn bewahren in Christo Jesu“. Sein Friede erfüllte meine Seele.

Trotzdem war es eine qualvolle Nacht. Ich glaube nicht, daß jemand von uns trotz unserer völligen Erschöpfung mehr als einige Sekunden geschlummert hat. Blicke ich zurück, so sehe ich klar, daß nur Gott uns vor dem Erfrierungstode bewahrt hat.

Gegen halb acht Uhr, kurz nach Sonnenaufgang, hörten wir einen Flieger und stürzten hinaus. Wir sahen ein mit Skiern ausgerüstetes Flugzeug ungefähr hundert Meter über den Bäumen in weniger als zweihundert Meter Entfernung. Obgleich wir wie die Wahnsinnigen mit unseren Armen winkten, sah uns der Führer nicht. Dieses Flugzeug flog während des Sonntags wieder und wieder über uns hin und um uns herum, aber keine unserer Anstrengungen, seine Aufmerksamkeit auf uns zu lenken, war von Erfolg. An fünfzig Flugzeuge sind zu unserer Rettung ausgesandt worden, und ohne Frage sind mehrere im Laufe des Tages für längere Zeit in unserem Gesichtskreis gewesen.

Gegen zehn Uhr entschlossen sich zwei von uns, noch einmal den Versuch zu machen, uns selbst zu helfen. Ehe wir gingen, bat ich Gott um Weisheit, daß Er uns einen Weg finden lasse, auf dem wir sowohl selbst als auch unsere zurückbleibenden Gefährten die so notwendige Hilfe fänden.

Als wir uns ungefähr ein Kilometer weit durch den hohen Schnee hindurchgearbeitet hatten, blieben wir stehen, um ein wenig von der Anstrengung auszuruhen. In diesem Augenblick gab Gott es mir ins

Herz, mit meinem Begleiter über das Heil seiner Seele zu sprechen.

„Ich bin Ihretwegen beunruhigt“, sagte ich ohne weitere Einleitung zu ihm. „Können Sie sagen, daß im Blick auf Ihre Seele alles in Ordnung ist?“

Ohne Zögern erwiderte er:

„Nein, Herr Hambrook, das kann ich nicht sagen.“

„Was hindert Sie denn, Ihre Sache mit Gott in Ordnung zu bringen, und zwar jetzt sogleich, ehe wir noch einen Schritt weitergehen?“

„Nichts“, entgegnete er, „wenn Sie mir nur zeigen wollen, wie ich das anfangen soll.“

Der Leser kann sich ausmalen, mit welcher tiefer Freude ich meinem Begleiter den Weg des Heils erklärte. Ich begann mit Joh. 1, 12: „So viele Ihn aber aufnahmen, denen gab Er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an Seinen Namen glauben“. Dann zeigte ich ihm an Hand des ersten Verses des gleichen Kapitels, wer Der ist, der aufgenommen werden mußte: Gott, der Christus Gottes.

„Das Wort“, fuhr ich fort, „ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir haben Seine Herrlichkeit angeschaut, eine Herrlichkeit als eines Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“

In Verbindung mit diesem Wort wies ich auf die reine, vollkommene Menschheit Christi hin, von dem Johannes bezeugt hat: „Siehe, das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt wegnimmt“, und erklärte, wie das Blut dieses Reinen und Fleckenlosen nötig sei, um Sünde hinwegzunehmen. Zu-

letz führte ich das Wort Röm. 10, 9. 10 an: „Wenn du mit deinem M u n d e Jesum als Herrn bekennen und in deinem H e r z e n glauben wirst, daß Gott Ihn aus den Toten auferweckt hat, wirst du errettet werden. Denn mit dem H e r z e n wird geglaubt zur Gerechtigkeit, und mit dem M u n d e wird bekannt zum Heil.“

Da er mit sichtlichcr Aufmerksamkeit meinen Worten gefolgt war, fragte ich ihn geradeheraus:

„Wollen Sie den Herrn Jesus Christus als Ihren Heiland annehmen?“

„Ja, ich will“, war die bestimmte Antwort.

„Wollen Sie es dem Herrn gleich hier sagen?“

Ohne Zögern nahm er seine Kappe ab. Ich folgte seinem Beispiel, und er sprach die einfachen Worte:



„In diesem Schnee, Herr Jesus, hier unter diesen Bäumen, nehme ich Dich als meinen Heiland an. Hilf mir, Herr!“

Bewegt fragte ich ihn darauf, indem ich mich wieder auf Joh. 1, 12 bezog:

„Was sind Sie jetzt?“

„Ein Kind Gottes“, sagte er schlicht.

„Wollen Sie dem Herrn dafür danken?“

Zum zweitenmal nahmen wir unsere Kopfbedeckung ab, und dort in dem tiefen Schnee drückte mein Kamerad Gott die Gefühle seines Herzens aus.

Wir schleppten uns weiter. Der mächtige Eindruck des soeben Erlebten verließ mich nicht mehr. Wieder und wieder sagte mein Begleiter:

„Wie ist jetzt alles so ganz anders als vorher, Herr Hambrook!“

Nach einigen Minuten schlug er vor, zurückzukehren, ehe wir ganz am Ende unserer Kräfte seien. Ich war der Meinung, daß wir weitergehen sollten, bis wir einen Ausweg fänden. Aber Gott bestimmte: Zurück! Es waren noch zwei andere da, denen ich den Weg zu Christus zeigen mußte. So kehrten wir um. Unsere Füße waren fast erstarrt, so daß wir nur mit der allergrößten Mühe gehen konnten. Um 13 Uhr 30 langten wir wieder an unserem Ausgangspunkt an.

Einer der beiden Führer, die zurückgeblieben waren, trat uns entgegen. Ich zögerte nicht, ihm dieselben Fragen zu stellen, die ich an meinen Begleiter gerichtet hatte, und — ich erhielt von ihm die gleichen Antworten, und unsere Unterhaltung endigte mit dem gleichen Ergebnis. Auch er nahm Christus an und dankte Gott von Herzen dafür, daß er jetzt **Ein Kind war**.

Eine Viertelstunde später trat unser erster Führer zu uns unter das Zeltdach, wo das Feuer noch schwach brannte. Er wußte natürlich nichts von meinen Unterhaltungen mit den Kameraden. Auch an ihn wandte ich mich mit den gleichen Fragen und den gleichen Schriftstellen, und auch von ihm erhielt ich die gleichen Antworten wie von den beiden anderen. Mit derselben Entschlossenheit wie jene nahm auch er Christus als seinen Heiland an, und wie sie dankte er Gott für die Gewißheit, jetzt ein Kind Gottes zu sein.

In diesem Augenblick verstand ich, weshalb Gott mein Bitten um Rettung aus unserer Lage bisher nicht beantwortet hatte. Größeres stand auf dem Spiel als die Befreiung aus Leibesnot. Jetzt waren wir alle Sein Eigentum. Gemeinsam konnten wir unsere Anliegen vor Gott kundwerden lassen. Wir beteten, um unser Feuerchen gruppiert, Gott möge uns Seine Hilfe, deren wir so dringend bedurften, alsbald schauen lassen. Unsere Bitten wurden immer bestimmter. Wir baten Ihn, uns Seine Hilfe vor Mitternacht zu senden, da wir fühlten, daß wir sonst den nächsten Tag nicht mehr erleben würden.

Es wurde von Minute zu Minute kälter. Alles war tot und still um uns. Alles sah hoffnungslos aus. Dennoch hielt unser Vertrauen auf Gott stand. Wir rechneten damit, daß die Menschen alles weitere Suchen nach uns als vergeblich aufgegeben hatten. Aber G o t t konnte helfen.

Und Gott half. Es war 17 Uhr 15, da vernahmen wir wieder das Dröhnen eines Flugzeugs in unmittelbarer Nähe, und, den Himmel absuchend, gewahrten wir seine Lichter. So schnell, als unsere mat-

ten Glieder es zuließen, gossen wir Benzin auf einen mit einem Tuch umbundenen Stock, steckten das Bündel am Feuer an und schwenkten es wie eine Fackel. Der Schein lenkte die Aufmerksamkeit des Fliegers auf uns. Er umkreiste uns mehrere Male. Unsere Freude läßt sich nicht beschreiben. Wir stellten uns in den Schein der Fackel, damit er sehen möchte, daß wir alle vier noch am Leben waren, denn wir wußten, daß er unverzüglich an unsere Angehörigen und Freunde rundfunken würde.

Nachdem das Flugzeug uns ein Lichtzeichen gegeben hatte, daß wir entdeckt waren, verließ es uns. Als die Musik des Motors mehr und mehr in unseren Ohren erstarb, und alles wieder still wurde wie zuvor, kam ein Gefühl der Vereinsamung über uns. Nach einiger Zeit erschien jedoch ein anderer Flieger. Dann vergingen wieder mehrere Stunden. Plötzlich, es war 22 Uhr 30, fiel ein Schuß. Lautes Rufen folgte. Zwei von uns, die eine Waffe besaßen, da unser Flugzeug Post mitführte, gingen nach außen und feuerten sie ab, um auf diese Weise den uns Suchenden die Richtung anzugeben. Ich gestehe offen, daß in diesem Augenblick, wo Gottes Hilfe nahte, mein ganzer Körper von innerem Schluchzen bebt. Meinem Kamerad, der hinter mir stand, erging es nicht anders.

Was nun folgte, ist schnell erzählt. Neun Männer, die man auf die Suche nach uns geschickt hatte, waren in der nächsten Minute zur Stelle. Sie brachten uns Lebensmittel und warme Sachen, wie Decken und dergleichen. Bald brannte ein gutes Feuer, und wir konnten es uns endlich behaglich machen. Vorsichtig genossen wir die uns freundlich gereichten Speisen, den heißen belebenden Kaffee und die stärkende

Schokolade. Die Überbringer ahnten wohl nicht, daß sie Gottes Werkzeuge waren, die Er auf unser Rufen benutzte, um uns zu einer Zeit Hilfe zu bringen, wo diese am wenigsten möglich schien. Nur wer mit dieser Gegend und diesen Wäldern bekannt ist, weiß, was es heißt, sieben bis acht Kilometer weit in nächtlichem Dunkel und bei einer Kälte von 25 Grad unter Null durch solch tiefen Schnee zu waten.

Während der Nacht fragte auf einmal der Flugzeugführer:

„Herr Hambrook, sollen wir Gott nicht gemeinsam für Seine wunderbare Rettung danken?“

„Ja, das wollen wir alle tun.“

„Soll ich anfangen, Herr Hambrook?“ fragte der zweite aus einer anderen Ecke heraus.

„Ja, fangen Sie an.“

Er betete. Ich betete. Und auch die beiden anderen beteten, und alle miteinander dankten wir Gott für Seine Güte, mit der Er an uns gedacht, als die Not den Gipfelpunkt erreicht hatte.

Am Morgen kehrten unsere Retter mit einem Toboggan*) zurück, auf den unser Führer verladen wurde, da er am meisten entkräftet war. Der Hilfsführer, obwohl auch recht schwach, da er sich beim Sturz aus dem Flugzeug Gesicht und Kinnlade verletzt hatte, ging den größten Teil des Weges mit uns zu Fuß. Auf dem Wege hatte ich das Vorrecht, mit dem Führer unseres Rettungstrupps in derselben Weise reden zu dürfen wie tags zuvor mit meinen drei

*) Schlitten indianischer Herkunft, der aus einem an einem Ende aufwärts gebogenen Brett besteht, worauf zur Not mehrere Personen sitzen können, die sich aneinander festhalten.

Leidensgefährten. Als ich ihm die bekannten drei Schriftstellen gesagt hatte und ihm zeigte, wie jetzt für ihn die Entscheidung wichtig sei, ob er Christus annehme oder nicht, streckte er mir die Hand hin und sagte:

„Ich will.“

Und dann hat auch dieser Mann mitten im Schnee, mitten im tiefen Wald sich Gott übergeben. Auch er nahm Christus als seinen Heiland an und dankte zum Schluß, wie es die anderen getan hatten, Gott von ganzem Herzen dafür, daß er jetzt **S e i n K i n d w a r**.

War das Geschehene der Mühe wert? Ein Flugzeug, achtzigtausend Dollar wert, war, von einigen Teilen abgesehen, vernichtet. Wir vier hatten zwei Tage und zwei Nächte Unsägliches erlitten. Unsere Verwandten und Freunde waren in die größte Aufregung versetzt worden. Neuntausend Gallonen*) Benzin waren an einem Tage von den Flugzeugen auf der Suche nach uns verbraucht worden. Mit einem Wort: die Gesamtkosten, die dieses ganze Erleben verursacht hatte, waren sehr, sehr beträchtlich.

Der Herr Jesus hat gesagt: „Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne und seine Seele einbüßte?“ (Mark. 8, 36.) Das heißt doch: Wenn die Seele eines einzigen Menschen auch die ganze Welt gekostet hätte, es wäre der Mühe wert gewesen.

Und der Herr Jesus hat auch gesagt: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebore-

*) Hohlmaß. 1 Gallone = $3\frac{1}{2}$ — $4\frac{1}{2}$ Liter, je nach Art der Flüssigkeit.

nen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe". (Joh. 3, 16.)

Wer im Himmel und auf Erden vermöchte den Wert des Lebens des Sohnes Gottes zu bestimmen, des Schöpfers Himmels und der Erde? Wenn aber eine Seele gerettet werden sollte vom ewigen Verderben, so mußte Er Sein Leben lassen.

Was mich persönlich betrifft, so möchte ich nicht für eine Million Dollar die Schrecken jener Tage und Nächte noch einmal durchleben. Aber ich glaube, ich würde es doch noch einmal wagen, wenn auf diesem Wege noch eine weitere Seele zu Christus gebracht würde.

Was Gott will

Der Apostel Paulus schreibt: „Unser Heiland= Gott will, daß alle Menschen errettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen". (1. Tim. 2, 4.)

Der Apostel Petrus schreibt: „Der Herr will nicht, daß irgendwelche verloren gehen, sondern daß alle zur Buße kommen". (2. Petr. 3, 9.)

Diese beiden Verse lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sie nennen klar und ohne jede Zweideutigkeit die Willensmeinung Gottes bezüglich des ewigen Schicksals der Menschenkinder. Wir meinen, es lohnt sich, die neue Jahresreihe unserer Hefte mit einem Hinweis auf diese so unendlich wichtige Tatsache zu eröffnen und es uns alle aufs neue vor Augen zu führen, was der unumschränkte und durch

nichts zu erschütternde Wille Gottes ist in bezug auf das Heil eines jeden Menschen.

Daß die beiden angeführten Schriftstellen die zwei Apostel zum Verfasser haben, deren Tätigkeit für die Ausbreitung des Evangeliums von Christus und damit für die Verkündigung des Willens Gottes wohl am bedeutungsvollsten gewesen ist, ist sicherlich nicht von ungefähr. Es ist auch nicht von ungefähr, daß gerade d e r Mann durch den Heiligen Geist das Wort vom Heiland-Gott, „welcher will, daß a l l e Menschen errettet werden“, hat schreiben müssen, der an anderer Stelle von demselben Gott bekundet hat: „wen E r w i l l, begnadigt E r, und wen E r w i l l, v e r h ä r t e t E r“. (Röm. 9, 18.) Da nun die Schrift, als von Gott eingegeben, sich niemals selbst widersprechen kann, so sind die beiden Stellen aus 1. Tim. 2, 4 und Röm. 9, 18 unseres Erachtens nur in folgender Weise zusammenzubringen: G o t t w i l l, daß a l l e Menschen errettet werden, aber der Mensch kann diesem guten Willen Gottes seinen e i g e n e n b ö s e n entgegensetzen. Und dieser böse Wille kann schließlich zur Verhärtung von seiten Gottes führen. Man kann's auch mit den Worten des Predigers ausdrücken: „Gott hat den Menschen aufrichtig geschaffen; sie aber haben viele Ränke gesucht“. (Pred. 7, 29.)

Der Fall, daß ein Mensch dem Willen Gottes den eigenen Willen entgegensetzt, steht sicherlich nicht vereinzelt da. Im Gegenteil, er wiederholt sich unendlich oft. Die Tatsache zu bezweifeln, wäre Torheit, denn jeder Tag beweist sie. Wer von der Größe Gottes nur ein wenig weiß, mag sich über solche menschliche Anmaßung wundern. Aber noch wunderbarer ist, daß Gott so etwas z u l ä ß t, daß Er den Willen des

Menschen neben dem Seinigen aufkommen läßt. Irdische Machthaber mögen bestimmen: Neben unserem Willen gibt's keinen anderen. Und stärker, mit Gewalt ausgeübter Zwang mag ihrem Willen zur Durchführung verhelfen. Daß Gottes Wille letzten Endes ausschlaggebend ist, ist klar. Das werden alle jene Toren zu ihrem ewigen Schaden erfahren, die sich einbilden, mit ihrem armseligen Menschenwillen gegen den allmächtigen Gott ankommen zu können. Aber, das sei hier ausdrücklich gesagt: **G o t t z w i n g t n i e m a n d z u s e i n e m H e i l.** Seine Gnade wirkt. Seine Liebe bittet. Sein Erbarmen müht sich. Er geht dem Sünder nach mit unendlicher Geduld und Langmut. Aber **E r z w i n g t n i e m a n d, s i c h z u b e k e h r e n.** Deshalb die erschütternde Klage des Herrn Jesus über das all Seinem Liebesmühen Widerstand entgegensetzende Jerusalem: „Ihr habt nicht gewollt!“ Deshalb das trohige: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche!“ Deshalb aber auch: „Wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“

Wie ist's mit u n s e r e m Willen? Von dem Willen Gottes hörten wir. Er umfaßt die ganze ungeheure Zahl der dem ewigen Verlorensein entgegengestellten Menschen. In welcher Richtung bewegt sich u n s e r Wille? Sind wir bereit, anzuerkennen, daß wir verloren sind? Wollen wir uns retten lassen? Zu beidem ist unser Wille nötig. Nicht jeder Mensch erkennt seinen verlorenen Zustand an. Mancher hält es im Gegenteil sogar für erniedrigend, solches zu tun. Er will nicht „um Gnade winseln“. Er ist doch ein freier Mensch, der recht tut und niemand scheut. Gott denkt anders. Nach Seinem Urteil ist der Mensch nicht frei, sondern gebunden, ist der Sünde Knecht. Lies

Röm. 3. Da steht geschrieben, was Gott über den Menschen, so wie er ist, denkt. Nein, nein, es ist schon so: Der Mensch ist verloren. Er muß Buße tun. Er muß umkehren von seinem eigenwilligen Wege. Anders geht's nicht. Und er muß danach „r i n g e n“, durch die enge Pforte einzugehen“. Dein ganzer Wille muß darauf eingestellt sein, mag der alte Mensch sich auch noch so sehr dagegen sträuben. „Gehet ein durch die enge Pforte“, sagt der Herr Jesus in der Bergpredigt, „denn weit ist die Pforte und breit der Weg, der zum Verderben führt, und viele sind, die durch dieselbe eingehen. Denn eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind, die ihn finden.“ (Matth. 7, 13. 14.)

Diese Feststellung ist äußerst ernst. Sie bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß Gott bei der Mehrzahl der Menschen nicht zum Ziel kommt. Das Leben beweist das auch. Wir wohnen in einem christlichen Lande. Aber wer denkt in diesem christlichen Lande daran, w i r k l i c h ein Christ sein zu wollen? Sicherlich nicht die Mehrheit. Man ist Christ und ist doch keiner. Man hat nicht danach getrachtet, durch die enge Pforte einzugehen und so auf den schmalen Weg zu kommen, der zum Himmel führt. Man fühlt sich wohl auf dem breiten Wege und taumelt auf ihm dem Verderben entgegen.

An alle diese richtet sich wieder und wieder die bittende Stimme der einladenden Gnade: „Laßt euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor. 5, 20.) „W e n da dürstet“ — dürstet nach dem Wasser des Lebens — „der komme; w e r d a w i l l, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“ (Offbg. 22, 17.) „Wenn jemand dürstet, so komme er zu mir und trinke!“ (Joh. 7,

37.) Diese letzte Einladung hat der Sohn Gottes selbst an einem Seiner Erdentage ergehen lassen. Laut hat Er diese Botschaft in die Welt hinausgerufen. Und Er hat dann auch gesagt: „Wer zu mir kommt“, — d. h. jeder, der nur will — „den werde ich nicht hinausstoßen“.

Gott will! und: Wer da will! Beides Ausdrücke, die durch nichts beschränkt sind. — —

Ein schönes Schiff stand vor dem Untergang. Die gewaltigen Wellen hatten es leck geschlagen. Als jede Hoffnung auf Rettung dahin war, ging der Kapitän in seine Kajüte und schrieb eine Abschiedsbotschaft an seine Frau. Den Brief steckte er in eine Flasche, verstopfte sie und warf sie über Bord. Gottes Auge wachte über der Flasche. Sie wurde an die Küste Jütlands gespült, gefunden, der Behörde ausgeliefert und durch diese nach England gesandt, der Heimat des Kapitäns. So kam die Botschaft in die Hände der Witwe. Sie hatte folgenden Wortlaut:

Meine geliebte Gattin!

Ehe diese Zeilen in Deine Hände gelangen, werde ich nicht mehr auf Erden sein. Unser Schiff ist schwer leck. Die Pumpen versagen den Dienst. Eine Sturzsee hat John Hunters Wein zerschmettert. Der Sturm ist fürchterlich, und das Schiff ist ganz wrack. Aber gottlob, wir können uns vertrauensvoll unseres Vaters Willen übergeben. Meine Matrosen sind alle glücklich in ihrem Heiland. Sie haben alle den Herrn um Gnade angerufen und in Ihm Frieden gefunden. John Hunters Befehrung war eine der lieblichsten, die ich je erlebt habe. Mein teures Weib, ich befehle Dich der Gnade Gottes. Ich weiß, Er wird für Dich und

die Kinder sorgen. Ich bete zu Gott, daß wir uns alle droben wiedersehen. Möge Er es geben um Christi willen! Dein Dich liebender Gatte

John Lownes.

Ich denke, dieser Brief redet für sich. Ich teile ihn mit, weil in ihm der Wille Gottes ein so schönes Echo findet an dem Willen jener Märsen, die alle den Namen des Herrn anriefen und alle errettet wurden. Gottes Wille war, daß keiner von ihnen verloren ging, sondern alle zur Buße kämen, und ihr Wille war, zu kommen und das Wasser des Lebens umsonst zu nehmen.

Leben um Leben*)

Vor einer Reihe von Jahren ereignete sich etwas so Seltsames und Ergreifendes, daß es wert ist, mitgeteilt zu werden.

In einer orientalischen Stadt lebten zwei Brüder. Sie hatten einen gemeinsamen Haushalt. Der jüngere führte ein ungezügelter, ausschweifender Leben. Er tat eigentlich nichts anderes, als daß er seinen sündigen Begierden und Vergnügungen frönte, ohne, wie es schien, je an etwas Besseres zu denken.

Der ältere Bruder dagegen war ein gottesfürchtiger Mann. Er war bemüht, so zu leben, daß Gottes Auge mit Wohlgefallen auf ihm ruhen konnte. Über seinen Bruder, den er oft unter Tränen bat, von seinem Sündenleben zu lassen, war er sehr betrübt. Aber der jüngere kümmerte sich weder um die Bitten noch um die Tränen seines älteren Bruders, sondern ging auf seinem bösen, Leib und Seele verderbenden Wege

*) Aus dem Griechischen übersetzt.

immer weiter. Tag für Tag blieb er bis spät in die Nacht hinein in der Stadt, währenddem der ältere Bruder zu Hause auf ihn wartete und vor Gott um seine Seele rang.

In einer dieser Nächte — Mitternacht war vorüber — wurde er durch heftiges, aufgeregtes Klopfen an die Tür erschreckt. Er öffnete rasch. Sein Bruder stürzte bleich und zitternd herein, die Kleider voller Blutspritzer.

„Rette mich! Versteck' mich!“ schrie er. „Die Polizei ist hinter mir her! — — Ich — ich hab' einen umgebracht! — — O hilf mir, hilf mir!“

Doch wie konnte das geschehen? Den Bruder so verstecken, daß er nicht entdeckt wurde, war im Hause unmöglich.

Aber die Liebe ist erfinderisch und entschlossen. Ohne sich lange zu besinnen, zog der ältere seinem Bruder die blutbespritzten Kleider aus und zog sie sich selbst an. Seinem Bruder aber zog er seine eigenen, reinen Kleider an, schob ihn ins Nebenzimmer, schloß die Tür hinter ihm zu und — wartete das Weitere ab.

Er brauchte nicht lange zu warten, da hörte er eilige Fußtritte. Gleich darauf traten mehrere Polizeibeamte ein.

„Haha, da haben wir ja den Mörder!“ rief einer von ihnen. „Hat unsere Vermutung, den Verbrecher hier zu finden, also nicht getrogen. Lange genug schon ist uns der lockere Vogel verdächtig!“

Sie traten an den vermeintlichen Verbrecher heran. Einer von ihnen maß ihn mit einem strengen Blick und fragte:

„Bist du der Mörder?“

Er erhielt keine Antwort.

„Warum uns mit Fragen aufhalten?“ unterbrach ein anderer. „Sind seine Kleider nicht Beweis genug? Nehmen wir ihn mit!“

Sie fesselten den vermeintlichen Übeltäter und stießen ihn zur Tür hinaus. Er folgte ohne Widerstreben. Es war eine weite Strecke durch die dunklen Straßen bis zum Gefängnis. Der Gefangene, der auf dem ganzen Wege nicht einen Laut geäußert hatte, wurde in einen fenster- und lichtlosen Raum gesperrt.

Am nächsten Morgen suchte man ihn zu einem Geständnis zu bringen. Aber seine einzige Antwort auf alle Fragen war:

„Ich weiß, daß ich für dieses Verbrechen sterben muß, und je eher es geschieht, umso besser.“

Einige Tage später fand die eigentliche Gerichtsverhandlung statt. Als der Richter die blutbespritzten Kleider sah, sagte er:

„Hier bedarf es keines weiteren Zeugnisses. Das Verbrechen liegt offen zutage. Haben Sie einen Verteidiger?“

„Nein“, erwiderte der Angeklagte.

„Haben Sie etwas zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?“

„Nein“, lautete die gleiche, in festem Ton gegebene Antwort.

Während der kurzen Verhandlung hielt der Gefangene den Kopf gesenkt, sodaß niemand ihm ins Auge zu schauen vermochte. Sein Blick hätte seine Unschuld verraten können.

Die Verhandlung war schnell zu Ende. Das Urteil lautete auf Todesstrafe. — —

Es war am Abend vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tage, als der Verurteilte zum erstenmal un-

gefragt eine Bemerkung machte. Er bat dringend um den Besuch des Gefängnisdirektors. Als dieser in die Zelle trat, sagte der Gefangene:

„Haben Sie die Güte, einem Menschen, dessen Leben in kurzem abgeschlossen sein wird, eine letzte Bitte zu erfüllen. Ich brauche einen Bogen Papier, Tinte und Feder, um einen Brief zu schreiben, dazu auch etwas Siegellack und Feuer, damit ich ihn versiegeln kann. Weiter bitte ich Sie, mir vor Gott zu versprechen, daß Sie das Siegel nicht erbrechen, auch den Brief erst nach meinem Tode an den abgeben werden, an den er gerichtet ist. Ich denke, Sie werden mir glauben, daß mir jede unlautere Absicht fernliegt. Morgen wird meine Seele vor Gott erscheinen. In solchen Stunden lügt man nicht.“

Der Gefängnisdirektor betrachtete nachdenklich das Gesicht des Verbrechers. Noch nie hatte er einen zum Tode verurteilten Mörder gesehen, der aussah wie dieser Mensch. Er war so ruhig. Seine Augen blickten ernst, trugen aber einen rätselhaften Ausdruck. Es war, als ob eine innere Freude daraus leuchte. Er brachte selbst dem Gefangenen das Gewünschte und sagte ihm die gewissenhafte Erfüllung seiner Bitte zu. Die Wache erhielt Anweisung, nach Fertigstellung den Brief in Empfang zu nehmen.

Die Nacht verging wie jede andere Nacht. Vielen brachte sie Schlaf und Ruhe, manchen Schmerzen und sorgenvolle Stunden, anderen den Gisttrank der Sünde. Von der Art, wie unser Gefangener die Nacht zubachte, haben wir keine Kunde. Es wird vielleicht eine schlaflose Nacht gewesen sein; aber sollte der Friede Gottes nicht das Herz dieses Seines Kindes erfüllt haben? Die Wache, die durch einen Spalt in der Tür

in die enge Zelle hineinschauen konnte, meinte, den Gefangenen am Boden knieend gesehen zu haben.

Der Morgen graute. Die Menschen gingen an ihre Arbeit, auch die, die den Verurteilten zum Tode zu bringen hatten. Eine Stunde später war alles vorüber.

Nach der Hinrichtung begab sich ein Bote mit dem versiegelten Brief aus dem Gefängnisgebäude zu dem Hause, das die Anschrift bezeichnete. Auf sein Klopfen erschien ein jüngerer Mann mit bleichen, angstvollen Zügen und nahm den Brief entgegen. Eine ganze Weile starrte er den Umschlag an, als könne die Anschrift nicht stimmen. *) Dann erbrach er das Siegel, las, und ein gellender Weheruf kam über seine Lippen.

Er stürzte an die Tür und wieder zurück ins Zimmer. Sein Körper bebte. Seine Hände verkrampften sich wie in furchtbarem Schmerz, und wie wahnsinnig rannte er im Zimmer auf und ab.

Was war der Grund dieser gewaltigen Erregung?

Es waren die wenigen Worte, die der Brief enthielt. Sie lauteten:

„Morgen — in deinen Kleidern — sterbe ich für Dich. Und Du — in meinen Kleidern — wirst in Erinnerung an mich fortan ein gerechtes, dem Herrn geweihtes Leben führen.“

Die Worte: „sterbe ich für Dich“, hatten den gottlosen Mann überwunden. Sie hatten sein Innerstes, das durch die Sünde erstarrt, ja, versteint gewesen war, in seinen Tiefen aufgewühlt. Möglicherweise blieb er stehen.

*) Siehe das Titelbild.

„Sterbe ich für Dich!“ schrie er laut. „D, vielleicht ist er noch nicht tot!“

Er stürzte aus dem Hause, hin zum Gefängnis. Am Eingang wurde er angehalten. Sein Verlangen, den Direktor zu sprechen, war aber so dringend, daß der Beamte, der ihn anfänglich zurückweisen wollte, sich überreden ließ und seinen Wunsch erfüllte.

Der Direktor kam. Wortlos hielt der Mann ihm den Brief entgegen. Der Direktor las, verstand sogleich, um was es sich handelte, und wurde tief bewegt. Er meinte, wieder den Verurteilten vor sich stehen zu sehen, meinte, aufs neue seine Bitte zu hören und den ruhigen, sicheren Blick zu sehen, dem er nicht zu widerstehen vermocht hatte. Mit innerer Bewegung brachte er den Brief dem Richter. Nachdem dieser ihn ebenfalls gelesen hatte, verhörte er sofort den wahren Verbrecher, der alles bekannte: sein ganzes vergangenes Leben, sein letztes Verbrechen, seine Todesangst und sein schimpfliches Schweigen, mit dem er die Verhaftung des unschuldigen Bruders zugelassen hatte.

„Tötet mich! Ich habe es verdient!“ schrie, am ganzen Leibe bebend, der Unglückliche, als sein schweres Bekenntnis abgelegt war.

Aber diesem Wunsche konnte nicht entsprochen werden. Das Wort des Bruders, der sein Leben an seiner Statt gelassen hatte, stand ihm entgegen. Es war dem Richter heilig, heilig in des Wortes vollster Bedeutung. Des anderen Opfer hatte die Gerechtigkeit befriedigt. Ihr war Genüge geschehen. Das Urteil war gefällt und ausgeführt worden. Es durfte nicht abgeschwächt oder gar für ungültig erklärt werden. Mit tiefer Teilnahme betrachtete der Richter den Mann, der der Gegenstand so großer Liebe gewesen war.

Nachdem durch das stellvertretende Opfer das Vergehen gesühnt war, hatte er als Vertreter der anklagenden Gerechtigkeit nicht mehr das Recht, den wahren Verbrecher ins Gefängnis zu werfen, geschweige denn, ihn zum Tode zu verurteilen.

Er konnte nicht anders, als den um seinen Tod Bittenden entlassen mit der Erklärung, daß ihm Leben und Freiheit von rechtswegen gehörten.

Mit dem Brief in der Hand kehrte der begnadigte Verbrecher in seine Wohnung zurück, wo der Kampf aufs neue anhub. In der Not seiner Seele schrie er laut zu Gott und bekannte sein verlorenes Leben.

„Herr, mein Gott“, flehte er unter vielen Tränen, „laß mich nicht in meinen Sünden sterben! Mein Bruder sühte mein Verbrechen mit seinem Tode. Vergib Du mir meine vielen Sünden um des Todes Deines Sohnes willen! Herr Jesus, Du starbst für Sünder. Erbarme Dich meiner! Hilf mir gegen die Sünde, daß sie mich nicht mehr beherrsche! Mach mich würdig, die Kleider dessen zu tragen, der für mich sein Leben ließ! Hilf mir, sie rein zu erhalten von allem Schmutz! Herr Jesus, bewahre mich vor dem Bösen!“

Von dieser Zeit an kannte niemand den Mann mehr wieder, so verändert war er. Als ein Fremder lebte er fortan unter seinen Nächsten. Er war ein ernstester Mensch geworden. Lautes Lachen hörte man nicht mehr von ihm. Er wurde ein Wohltäter für die Menschen.

Anfänglich suchten seine alten Freunde ihn für das frühere Leben zurückzugewinnen und ihn zu bewegen, sie wieder dahin zu begleiten, wo er einst seine Abende mit ihnen verbracht hatte. Aber auf alle diese Versuche gab er die gleiche Antwort:

„In diesen Kleidern kann ich nicht dahin gehen. Niemals würde mein Bruder solche Stätten aufgesucht haben. Wie sollte ich es tun, der ich heute ein Christ bin wie er?“

Mit der Zeit ließ man ihn in Ruhe. Die Mehrzahl seiner ehemaligen Freunde wandte sich von ihm ab. Aber einige gaben seinen Bitten um Umkehr Gehör. Sie blickten mit Achtung auf den Mann, dem es so ernst damit war, die letzte Bitte seines Bruders zu erfüllen. Sie sahen sein gottgeweihtes Leben und bewunderten es nicht nur, sondern wandten sich auch selbst von ihren Sündenwegen ab und wählten mit Herzensentschluß den Weg der Nachfolge Jesu.

Jahre vergingen, in denen sein Leben reiche Frucht für Gott brachte. Dann hielt Gott es für gut, ihm auf die Bitte: „Laß mich sterben!“ zu antworten, die er einst in Stunden der Verzweiflung dem irdischen Richter vorgetragen, die er aber in seiner letzten Lebenszeit manchmal in Demut seinem Gott gesagt hatte. Er holte ihn heim ins Paradies, an den Platz, wo sein Bruder schon so lange weilte.

Auf seinen Wunsch wurde er in den Kleidern des Bruders, die jetzt alt und verschliffen waren, begraben. Seine Freunde, die seine Geschichte kannten, wußten, was das sagen sollte. Er hatte den Lauf vollendet und den Glauben bewahrt.

Meine Erzählung ist zu Ende. Ich hoffe, sie wird ihren Eindruck auf den Leser nicht verfehlt haben, aber nicht so, daß nur seine Gefühle bewegt worden sind. Meine Geschichte will mehr bezwecken. Sie möchte als Wegweiser dienen zu Dem hin, dessen Liebe die Liebe jenes Bruders unendlich übersteigt. Gewiß

kennst du das Evangelium von Jesus Christus, mein Leser. Du hast es oft predigen hören, aber hat es schon die Tiefe deiner Seele aufgewühlt?

Willst du dich nicht einmal eingehend mit dem beschäftigen, was der Herr Jesus in Seiner Liebe auch für d i c h getan hat? Er hat um deinetwillen mehr gelitten, als jener Bruder litt. So sehr Er dich geliebt hat, so sehr hat Er für dich gelitten. Er gab Sein Leben für das deine, aber wie? Jener Bruder starb im Frieden Gottes, der gerade auf dem Todeswege sein Teil war. Jesus aber mußte leiden unter den zermalmenden Schlägen Seines Gottes. Bevor Er starb, war Er ein Sündenträger, der die Furchtbarkeit des Grimmes Gottes wider die Sünde schmecken mußte. So bezahlte Er mit Seinem Leben, mit Seinem Blute, was andere verschuldet hatten. Er starb auch nicht nur, um dich vor dem kommenden göttlichen Gericht in Sicherheit zu bringen, sondern auch, um dich schon in diesem Leben von der Macht der Sünde zu befreien. Schon in diesem Leben soll der Gläubige Gottes Gerechtigkeit werden in Ihm. Schon in diesem Leben soll er Kraft erhalten, im Andenken an seinen Heiland in Reinheit des Lebens zu wandeln.

Willst du nicht alles dies einmal mit lauterem Herzen erwägen, mein Leser, und dich daran erinnern, daß der H e r r J e s u s s e l b s t dich durch Seine Diener bitten läßt, dich mit Gott versöhnen zu lassen?

Sieh, wie Er, mit des Sünders schmutzigen Kleidern bekleidet, mit seinen Sünden beladen, für dich starb, damit du, bekleidet mit den Kleidern Seines Heils, zu Seinem Preise leben möchtest in Absonderung von allem Bösen!

Der schwarze Peter

Eine wahre Räubergeschichte.

Nun, Herr Pfarrer, wo soll's denn hingehen?" fragte der Kronenwirt seinen Gast, den Pastor Weit aus Wien, der in Neuberg zur Kur weilte. „Ich will versuchen, den Weitbachgraben zu ersteigen“, antwortete der Gefragte, ein freundlicher, älterer Herr mit schon weißem Haar.

„Das wird nicht allzuleicht sein“, meinte der Wirt.

Der Pfarrer schmunzelte. „Sie meinen halt, meine alten Knochen werden's nicht mehr schaffen“, sagte er. „Es wird schon gehen. Die drei Wochen hier haben mir recht gut getan, und wenn ich den Karlsgraben, den Hirschgraben und den Krampfen bezwungen habe, wird's wohl auch mit dem Weitbachgraben noch gelingen.“

„Nicht, daß Sie denken, ich traute Ihnen den Weg nicht mehr zu, Herr Pfarrer“, wandte der Wirt ein. „Ich weiß schon, was Sie zu leisten vermögen. Hab' allweil gestaunt die Tage über, wenn Sie von Ihren Wegen erzählten. Aber Angst gehabt hab' ich auch um Sie.“

„Angst? Warum das denn?“ fragte der alte Herr verwundert.

„Weil's halt gefährlich ist, sich allein so weit in die Wälder zu wagen. Sie sollten zumindest jemand

mitnehmen und nicht immer so allein wandern. Es gibt manchen, der da draußen sein Wesen treibt, und der den Menschen nicht gut ist.“

„Hab's schon gehört“, erwiderte der Pfarrer, „aber bis jetzt ist mir nichts Arges widerfahren. Sie müssen auch nicht denken, ich wär' allein. Wer an der Hand seines Gottes geht, kann Ihm auch zutrauen, daß Er ihn bewahrt. Und wenn man dann doch einem von diesen Ausgestoßenen begegnet, was macht's schon? Ich denk' immer, dann wird's auch zu was gut sein. Ich fürcht' mich nimmer.“

„In den letzten Tagen soll der schwarze Peter oben sein Wesen treiben“, sagte mit etwas sorgenvollem Gesicht der Wirt. „Er ist ein gar gefährlicher Gesell. Manchem hat er schon sein Geld abgenommen. Die Polizei ist hinter ihm her. Aber sie können ihn nicht kriegen. Er ist flinker als sie alle. Und er kennt Schlupfwinkel, von denen sonst niemand was weiß.“

„Wißt Ihr etwas aus seinem Leben?“ fragte der Pfarrer.

„Ein wenig. Er war früher Holzknecht beim Grafen droben. In der Zeit hat er eines Tages den Aufseher, der ihm Vorhaltungen wegen seiner Arbeit gemacht hatte, mit dem Beil vor den Kopf geschlagen. Daran ist der Mann gestorben. Seitdem ist der Peter flüchtig und ernährt sich von dem, was er im Wald findet, und — was er nebenher den Leuten abnimmt.“

„Bei mir wird er nicht viel finden“, brach der Pfarrer das Gespräch ab. „Ich muß jetzt laufen, sonst pack' ich's nimmer.“

„Behüt' Sie Gott, Herr Pfarrer“, rief der Wirt dem Davoneilenden nach.

Es war ein lichter, schöner Sonntag. Die Sonne

schien warm, aber doch nicht so heiß, daß sie beim Wandern störte, und der Schatten des ausgedehnten Waldes, der bald den Pfarrer aufnahm, machte der Sonne das Müdmachen völlig unmöglich.

Rüstig schritt der Sechzigjährige vorwärts. Ging er auch schnell, so hatte er doch Zeit genug, die Herrlichkeiten der Natur, die links und rechts vom Weg ihn grüßten, zu beachten, auf das Singen der Vögel zu hören und dem über den Weg springenden Wild nachzuschauen.

Es war totenstill im Wald. Pfarrer Beit liebte diese Stille. Sie stimmte so recht zum Sinnen und Denken. Jugenderinnerungen wurden in ihm lebendig. Er gedachte der Mutter, die ihn von früh an gelehrt hatte, die Hände zu falten, die ihm die Geschichten aus Gottes Wort erzählt hatte, und die dann auch Anlaß gewesen war, daß er Priester wurde. Die gottesfürchtige Frau war ihm in Wahrheit eine Segensträgerin gewesen. Ihr verdankte er in mancher Hinsicht, daß es ein frohgemutes Wandern gewesen war durch die Jahre seines in einem Sinne einsamen Lebens.

Der Weg wurde steiler. Der Beitbachgraben war erreicht. Jetzt galt es, alle Kraft zusammenzunehmen, um die steilen Hänge hinaufzukommen. Immer schmaler wurde der Pfad. Durch dichtes Gestrüpp führte er.

Der Schweiß tropfte dem Pfarrer von der Stirn. Er wischte ihn ab. Dann und wann blieb er stehen, um einen Augenblick zu verschnaufen.

Plötzlich, als der Pfad ein wenig seitwärts abbog, stand ein wildaussehender, struppiger, riesenhafter Mann vor dem Pfarrer. Er trug einen dicken Knüttel in der Hand.

„Keinen Schritt weiter!“ rief er, „oder Ihr seid des Todes!“

Der Pfarrer blieb stehen. Ein wenig fuhr ihm der Schreck in die Glieder. Aber er faßte sich rasch wieder. Er dachte an das Wort, das der Wirt ihm beim Weggang nachgerufen hatte.

Das mußte der schwarze Peter sein. So hatte er ihn sich gedacht.

Aber er hatte nicht lange Zeit zum Sinnen.

„Dein Geld!“ befahl der Wegelagerer.

Ruhig griff der Pfarrer in die Tasche.

„Es ist nicht viel. Es lohnt kaum das Unrecht, das du tust“, sagte er.

„Das laß dich nicht kümmern“, versetzte der andere finster.

„Die Uhr!“

Der Pfarrer gab auch die Uhr her.

Jetzt wollte der Wilde im dunklen Dickicht verschwinden.

„Wart' noch ein Weilchen!“ rief der Pfarrer. „Warum eilst du so schnell davon? Ich tu' dir sicherlich nichts. Aber da wir uns nun einmal hier getroffen haben, so laß uns ein Stück Wegs zusammengehen.“

Dem Mann wurde es ungemütlich. Er wäre jetzt am liebsten so schnell wie möglich davongeeilt. Aber dann tat es ihm auch wieder gut, daß endlich, nach Jahren, ein Mensch kam, der ein freundliches Wort zu ihm sprach. Er zögerte und ging dann ruhig neben dem Pfarrer her.

„Wie weit ist's noch bis zur Höhe?“ fragte dieser.

„Eine halbe Stunde.“

„Ist der Weg arg steil?“

„Es geht. Man kann's schon schaffen, wenn man sich ein bißchen dran hält.“

Schweigend gingen die beiden hintereinander.

Dann hörte der Wald plötzlich auf. Weit breitete sich ein Berghang mit Heide, Wald- und Preiselbeersträuchern vor den beiden aus. Der Weg war jetzt nicht mehr so schmal. Man konnte zur Not nebeneinander gehen. Der Pfarrer beeilte sich, neben seinen Weggefährten zu kommen. Dann brach er das Schweigen.

„Wie lange haust du schon in den Wäldern hier?“

Der Waldmensch streifte den neben ihm schreitenden Pfarrer mit einem forschenden Blick. Was kümmerte den sein Leben? Wollte er spionieren? War er vielleicht gar ein Spitzel? Aber so sah der alte weißhaarige Mann nicht aus. Dem Räuber wurde unheimlich zumute. Er schaute nach rechts und schaute nach links. Er wollte sich davommachen. Aber dann schämte er sich auch wieder vor sich selbst. Weshalb fliehen? Der Fremde hatte doch nur freundlich mit ihm geredet. Er entschloß sich also, zu antworten.

„Vier Jahre“, sagte er kurz.

„Und wie heißt du?“

„Peter. Die Leute nennen mich den „schwarzen Peter“.“

„Nun, allzu unrecht haben sie nicht“, erwiderte der Pfarrer lächelnd. „Siehst halt ein wenig verkommen aus. Scheinst lange nicht mehr mit Menschen zusammengekommen zu sein. Lebt deine Mutter noch?“

Dem schwarzen Peter ging es wie ein Stich durchs Herz. Die unerwartete Frage traf ihn. Mit einemmal sah er vor sich das Häuslein daheim, in dem er groß geworden, gedachte des Abends, da er mit sei-

nem Mütterlein am Tisch gegessen und sie ihm Geschichten aus Feld und Wald erzählt hatte. Sie war gestorben, als er vierzehn Jahre zählte. Seit der Zeit war niemand mehr da gewesen, der sich um ihn gekümmert, der ihn geliebt und umsorgt hätte. Da war er hart geworden, ohne daß er es wollte. Über dem Sinnen vergaß er ganz, zu antworten.

Der Pfarrer ließ ihm Zeit. Er wußte, wie der Gedanke an die Mutter selbst am härtesten Herzen zu arbeiten vermag. Fünf Minuten wohl schritten die beiden Männer schweigend nebeneinander her. Dann fragte der Pfarrer noch einmal:

„Nun, lebt sie noch?“

Der schwarze Peter schüttelte verneinend den Kopf.

„Armer Mann“, sagte der Pfarrer. „Ich hab's mir gedacht. Ich halt's fast für unmöglich, daß ein Mann, der eine Mutter hat, die für ihn sorgt, die ihn liebt, die an ihn denkt und für ihn betet, so vom rechten Weg abkommt.“

Wieder herrschte eine Weile Schweigen zwischen den beiden. Wieder fragte dann der Pfarrer:

„Und wann ist sie gestorben?“

Da war das Eis im Herzen des schwarzen Peter gebrochen. Er fing an zu erzählen:

„Vierzehn Jahre ist es jetzt her, da habe ich sie zu Grabe geleitet. Es war der schwärzeste Tag meines Lebens. O, es ist schön gewesen bei meinem Mütterlein. Es konnte so traulich sein in ihrem Stübchen. Und wie hat sie für mich gesorgt! Als ich zwei Jahre war, starb der Vater. Tag um Tag hat die Mutter gearbeitet, ist beim Grafen tätig gewesen, hat keine Mühe gescheut, um mich zu ernähren und zu kleiden. Und im-

mer hatte sie dabei noch Zeit, sich um mich zu kümmern, mir Geschichten zu erzählen. Sie konnte so schöne Geschichten erzählen. Nie mehr habe ich so herrliche Märchen erzählen hören wie die, die meine Mutter wußte.

„Aber dann starb sie plötzlich. Morgens legte sie sich hin, und abends war sie tot. Das gab dann eine große Lücke in meinem Leben. Nun mußte ich selbst für mich sorgen. Ich kam zu den Holzknechten. Zuerst mußte ich leichte Nebenarbeiten verrichten. Aber da ich groß und stark war, kam ich schon bald an die schwere Arbeit. Ich war gern im Wald. Aber unter den Holzknechten waren Leute, die ungute Gedanken hatten. Sie verleiteten mich, mit wildern zu gehen. Das Herz hat mir zuerst dabei gebebt, aber dann machte es mir Freude, den Hirschen und Rehen aufzupassen. Ich ging Sonntags, wenn ich Zeit hatte, lieber in den Wald als in die Kirche. Bald fand ich überhaupt nicht mehr den Weg dahin, und je weniger ich es tat, umso härter wurde mein Herz. Ich war stolz auf meine Kraft. Es war bald keiner mehr unter den Holzknechten, der es mit mir aufnahm, und die Aufseher hatten wohl Angst, mir irgend etwas zu sagen. Ich tat meine Arbeit, aber ich tat sie, wie ich wollte. Nach dem, was der Aufseher sagte, fragte ich nicht viel.

„Und so kam der Unglückstag meines Lebens. Es war vor vier Jahren. Ich arbeitete oben im Krampen. Wir hatten eine große Tanne zu schlagen. Der Aufseher befahl, sie so zu fällen, daß sie ohne Mühe in die Schlucht hineingezogen werden konnte. So wäre es auch richtig gewesen. Mich aber packte der Widerstandsgeist. Ich schlug sie, daß sie quer zum Tal zu liegen kam.

„Als das der Aufseher sah, fing er an zu schimpfen. Diesmal schien ihm der Geduldsfaden zu reißen. Er nannte mich einen Widerspenstigen und Querkopf. Er redete davon, daß er mich entlassen wollte.“

„Da kam die Angst über mich. Wenn der Aufseher mich wegschickte, würde ich so leicht nicht wieder in Arbeit und Brot kommen. Ich würde brotlos werden. So trat ich in Gegenwart der anderen Holzknechte dem Aufseher drohend gegenüber. „Wenn Sie es wagen sollten, mich zu entlassen, geht's Ihnen schlecht“, rief ich.“

„Jetzt blieb dem Mann nichts anderes übrig, als seine Worte wahrzumachen, wollte er nicht seine ganze Autorität bei den Arbeitern verlieren. So erklärte er mich für entlassen.“

„Aber er hatte noch nicht das letzte Wort gesprochen, da hatte ich meine Art erhoben. Wie es kam, weiß ich selber nicht. Mut und Verzweiflung machten mich sinnlos. Die Art fiel auf das Haupt des Aufsehers nieder. Er brach zusammen.“

„Ich hörte sein Todesröcheln. Ich wußte, das war das Ende. Jetzt konnte mir niemand mehr helfen. Wie erstarrt standen ringsum die Holzknechte.“

„Der Anton war der erste, der die Sprache wiederfand. Mit großen Augen starrte er mich an. „Was hast du gemacht, Peter!“, rief er, „das wird dich ins Gefängnis bringen!“

„Ich hatte die ganze Zeit gestanden wie an den Boden genagelt. Das Wort „Gefängnis“ rüttelte mich auf. Mir fiel ein, was einer der anderen Holzknechte, der einmal vierzehn Tage drunten in Neuberg gefessen, mir erzählt hatte. Nein, ins Gefängnis durfte ich nicht. Ohne den Wald, ohne die frische, freie Luft konnte ich

nicht leben. Ich hätte da unten sterben müssen. Wie irr sah ich vom einen zum anderen.

„Dann sprang ich weg ins Walddickicht. Ich sah noch, wie sie eine Bahre zurechtmachten und den Aufseher drauf legten. Ich habe hernach von weitem zugeesehen, wie sie ihn zu Grabe trugen. Immer wieder mußte ich an die Stelle hin, wo ich ihn erschlagen hatte. Lange hab' ich mit mir gekämpft, ob ich mich selbst stellen sollte. Aber immer wieder lockte mich die Freiheit. So bin ich hier draußen geblieben. Ich hab' mich ernährt von dem, was in Feld und Wald wächst. Was mir sonst noch fehlte, nahm ich den Wanderern ab, die hier vorbeikommen. Dann und wann bin ich auch in eins der Dörfer gegangen und hab' mir des Nachts geholt, was ich brauchte. Kaum ein Mensch hat in den letzten Jahren mit mir gesprochen. Ich war immer allein, und das Alleinsein kann schwer sein, sehr schwer sogar.“

Der schwarze Peter schwieg.

Die Höhe war mittlerweile erreicht.

„Wir wollen uns ein wenig setzen“, sagte der Pfarrer.

Im Westen ging die Sonne unter. Sie vergoldete die Gipfel der gegenüberliegenden Berge. In den Anblick versunken, saßen die beiden eine Weile da.

Dann fing der Pfarrer an zu erzählen. „Weil du die Märchen so liebst“, sagte er, „will ich dir eins erzählen, und du sollst dann an dein Mütterlein denken.“

Und dann erzählte der Pfarrer ein indisches Märchen. Wie ein kleiner Junge lauschte der wilde schwarze Peter neben ihm. Er hörte nicht nur die Geschichte, er erlebte noch einmal seine Jugend.

Und dann nahm ihn der Pfarrer aus dem Stüb-
lein der Mutter mit fort in ein anderes Reich.

Er erzählte ihm die Geschichte vom verlorenen Sohn. Und wie erzählte er sie! Dem schwarzen Peter war, als ob seine eigene Geschichte berichtet würde. Das Herz ging ihm auf, als er hörte von dem Vater daheim, der auf die Rückkehr des verlorenen Sohnes wartete. Die Tränen standen ihm in den Augen, als der Pfarrer schilderte, wie der Heimgekommene in die Arme geschlossen wurde, wie der Vater ihn in das hochzeitliche Kleid kleidete, ihm den Ring an die Hand steckte, wie er schließlich ein großes Mahl bereitete zur Feier seiner Wiederkehr, und wie dann Freude war im ganzen Hause.

„Es ist nur ein Gleichnis“, sagte der Pfarrer zum Schluß. „Es sagt uns aber so schön, wie Gott bereit ist, aus uns verlorenen selige Menschenkinder zu machen. Es ist nicht Sein Wille, uns zu verurteilen und zu richten. Er wartet auf unsere Heimkehr. Um das zu können, hat Er ja Seinen eigenen Sohn ans Kreuz gesandt, damit Er dort sterbe für unsere große Schuld.“

Peter sagte kein Wort, als der Pfarrer geendet hatte.

„Jetzt muß ich heim“, sagte dieser; „es wird Zeit. Sonst bin ich vor dem Dunkelwerden nicht zurück. Dann macht der Wirt sich Sorge. Er hat mich, als ich ging, schon vor dir gewarnt.“

Der schwarze Peter wischte sich verstohlen die Tränen aus den Augen. Auch er erhob sich.

Der Pfarrer reichte ihm die Hand. Aber der schwarze Peter gab ihm die seine nicht. Er griff in seine Tasche und holte den Geldbeutel hervor.



... Und dann nahm ihn der Pfarrer aus dem Stüblein der Mutter mit fort in ein anderes Reich. Er erzählte ihm die Geschichte vom verlorenen Sohn. Und wie erzählte er sie! Dem schwarzen Peter war, als ob seine eigene Geschichte berichtet würde. Das Herz ging ihm auf, als er hörte von dem Vater daheim, der auf die Rückkehr des verlorenen Sohnes wartete.

„Nehmen Sie es zurück. Ich kann's nicht mehr behalten. Es brennt mir in der Tasche.“

Dann holte er die Uhr.

„Hab Dank“, sagte der Pfarrer. „Aber darum hab' ich dir die Geschichte nicht erzählt. Ich möchte wohl, du dächtest über sie nach.“

Wieder reichte der Pfarrer dem schwarzen Peter die Hand hin. Dieser sank plötzlich in die Knie. Er barg den Kopf in den Händen, und schluchzend brach es aus ihm hervor:

„Segnen Sie mich, hochwürdiger Herr! Segnen Sie mich, und helfen Sie mir, daß ich ein anderer Mensch werde!“

Jetzt standen auch dem Pfarrer die Tränen in den Augen. Er legte seine Hände auf des Räubers Haupt. Leise sagte er:

„Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr lasse Sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr hebe Sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.“

„Das hat mir meine Mutter Abend für Abend gesagt“, stieß der schwarze Peter hervor.

„Sie wird es nicht umsonst getan haben“, sagte ernst und bewegt der Pfarrer. „Noch ist es Zeit für dich zur Rückkehr. Noch steht Gott bereit, dich zu empfangen.“

„Ich möchte zurück!“ schluchzte der Räuber.

„Dann laß uns nicht lange zaudern“, sagte der Pfarrer. „Steh auf! Wir wollen überlegen, wie dir geholfen werden kann.“

Der schwarze Peter begleitete den Pfarrer ein Stück Weges. Sie machten miteinander aus, daß der Pfarrer beim Gericht Fürbitte für den Missetäter ein-

legen solle, und daß der schwarze Peter sich am nächsten Tag der Polizei stellen wolle.

„Eine Nacht überleg' dir's noch“, sagte der Pfarrer. „Es muß dein fester Entschluß sein, damit es dich hernach nicht gereut.“

Der schwarze Peter hat sein Versprechen gehalten und hat sich gestellt. War das eine Aufregung, ein Fragen, ein Reden in Neuberg, als am anderen Tage der gefürchtete Räuber in den Ort kam und zur Polizei ging!

Auch der Pfarrer hat sein Wort gehalten. Er hat für den schwarzen Peter Fürbitte eingelegt. Am Gefängnis ist Peter nicht vorbeigekommen, aber die Richter sind milde gewesen. Die Gefängniszeit hat der schwarze Peter auch ertragen können. Es war ihm möglich, weil er wußte: Ich hab's verdient! und auch deswegen, weil er angefangen hatte, sein ganzes Leben mit anderen Augen zu besehen als bisher. So ist ihm die Gefängniszeit gar noch zur Segenszeit geworden. Er ist, um in der Sprache des Gleichnisses zu reden, zum Vater zurückgekehrt. Er hat seine Zuflucht zum Kreuze Christi genommen. Gott hat ihm seine vielen Sünden vergeben, auch seine schreckliche Tat, um derentwillen er von den Menschen geächtet worden war. Sein weiteres Leben hat er als Kind Gottes gelebt, und im Vertrauen auf die göttliche Gnade ist er gestorben.

Die nachgehende Liebe eines echten Jüngers Jesu und die abgrundtiefe Barmherzigkeit Gottes, die er durch diesen Verkündiger des Evangeliums des Friedens kennengelernt hatte, waren der Weg zu seiner Rettung.

Arthur Bach

„Das Wort vom Kreuz“

Daß viele Menschen über die Botschaft vom Kreuze Christi die Achseln zucken, ist an sich nicht verwunderlich. Große, nie gekannte Dinge haben von jeher den Spott der Menschen herausgefordert. Menschlicher Wissensdünkel ist stets geneigt, Großes für Torheit zu halten. Denken wir nur an die Erfindung des lenkbaren Luftschiffs. Die Idee des Grafen Zeppelin, ein solches Luftschiff zu bauen, wirkte anfänglich so lächerlich, daß, wie es heißt, der Große Generalstab ausdrücklich angewiesen wurde, sich mit den Gedanken dieses Mannes nicht zu befassen, um den deutschen Offiziersstand nicht der Lächerlichkeit preiszugeben. Man sprach allgemein nur von dem „närrischen Grafen“, bis einige Jahre später der Graf durch die Tat bewies, daß seine „Narrheit“ Weisheit gewesen war.

Von Karl Ludwig Schleich, dem Erfinder der Lokalanästhesie (örtliche Betäubung), wird erzählt, es habe sich, als er im Jahr 1892 vor achthundert Autoritäten aus dem Gebiet der Chirurgie sein System vortrug, ein berühmter Professor ganz erregt erhoben und gefragt, ob auch nur einer der Anwesenden von den Ausführungen Dr. Schleichs überzeugt sei. Daraufhin habe sich in der Tat kein einziger aus der erlauchten Gesellschaft, die aus aller Welt zusammengeströmt war, von seinem Platz erhoben, um sich zu Schleich zu bekennen. Und ein Jahr später seien von den gleichen achthundert Wissenschaftlern, die Schleich in seine Klinik lud, um ihnen die Wirkung der Lokalanästhesie vorzuführen, kaum zwanzig der Einladung gefolgt.

Der große Gedanke Schleichs erschien den meisten nicht als Weisheit, sondern als Torheit. Heute werden viele der Leser dieser Zeilen schon mehr als einmal Gelegenheit gehabt haben, sich persönlich bei ihrem Zahnarzt von der Wirksamkeit der örtlichen Betäubung zu überzeugen.

Die Erlösung ungezählter Menschenkinder, wie die Versöhnung aller Dinge mit Gott durch das Kreuz von Golgatha ist der größte Gedanke, das wunderbarste Werk aller Zeiten. Ist es ein Wunder, daß solches dem von seinem eigenen Wissen überzeugten Menscheng Geist als Torheit erscheint, wenn man die Umstände bedenkt, die das Werk begleiteten? Da liegt ein armes, schwaches Kindlein in der Krippe eines Stalles; und das soll der Heiland der Welt sein, der Mensch gewordene Sohn Gottes, bei Dessen Erscheinen Engelscharen jubilieren: „Herrlichkeit Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen“? Da hängt Einer — es ist das Kind von Bethlehem — am Kreuze, und plötzlich entringt sich Seinem Munde der Schrei tiefster Not: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ und ein Werk, bei dem dieser Schrei eine unendlich wichtige Rolle spielte, soll für die Erlösung der Menschheit die Grundlage abzugeben haben? Noch eins: Da kehrt ein schwarzer Mann auf prunkvollem Wagen von Jerusalem, der Stadt, in deren Tempel man Gott zu nahen pflegte, unbefriedigten Herzens in seine Heimat Äthiopien zurück. In seiner Hand befindet sich eine Buchrolle, und vernehmbar liest er vor sich hin: „Er wurde wie ein Schaf zur Schlachtung geführt, und wie ein Lamm stumm ist vor seinem Scherer, also tut Er Seinen Mund nicht auf. In Sei-

ner Erniedrigung wurde Sein Gericht weggenommen; wer aber wird Sein Geschlecht beschreiben? denn Sein Leben wird von der Erde weggenommen.“ Und auf Grund dieser Schriftstelle von dem zum Schlachtschaf Erniedrigten wird dem fremden Mann das Evangelium von Jesus verkündigt, das jenen auf immer mit dem Heiland der Sünder verbindet und ihn seinen weiteren Weg mit Freuden ziehen läßt!

Ist es, wiederhole ich, ein Wunder, daß solche Ereignisse für den Verstand des Menschen Dinge sind, über die er den Kopf schüttelt? So spricht ja der Apostel Paulus auch selbst von der „Torheit der Predigt“, und als er in Athen, der Stadt der Philosophen und Künstler, den Leuten auf dem Markt den Herrn Jesus verkündet, muß er sich Spott und Bemerkungen gefallen lassen wie: „Was will doch dieser Schwächer sagen?“ Und doch steht die Tatsache fest: Von epikuräischer und stoischer Philosophie weiß heute kaum noch jemand. Aber durch das Wort vom Kreuz sind inzwischen Millionen glücklich geworden, und noch heute ist es denen, die an dieses Wort und dieses Werk glauben, Gottes Kraft.

Wie es nun einerseits begreiflich ist, daß der natürliche Mensch über die Botschaft vom Kreuze Christi die Achseln zuckt, so ist es anderseits überaus ernst. Denn es steht geschrieben: „Das Wort vom Kreuz ist denen Torheit, die verloren gehen“. Es ist mit dem Wort vom Kreuz nicht wie mit irgend einem Menschenwort, das man nach Belieben annehmen oder ablehnen kann. Nein. Von diesem Wort hängt das Wohl oder Wehe eines jeden Menschen ab. Errettetsein — Verlorensein, das Kreuz ist das große Entweder — Oder. Wer es annimmt, wird errettet. Wer es ver-

wirft, geht verloren. Es richtet sich an j e d e r m a n n. Aber es richtet sich n i c h t an den Verstand oder an die Weisheit des Menschen, und Gott sei Dank, daß es das nicht tut. Die Zahl derer, die Verstand und Weisheit besitzen, ist nicht eben groß. Hinge daher das Erlangen der Errettung von dem Besitz von Weisheit ab, viele würden sie nie finden können, weil sie eben keine Weisheit besitzen. Gott wendet sich deshalb an das Herz, an den Glauben. „Die G l a u b e n d e n werden errettet.“ (1. Kor. 1, 21.) Glauben kann jeder, selbst ein Kind. Und Glauben fordert Gottes Unumschränktheit. „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden.“ (Mark. 16, 16.) Wie wenig der Glaube mit Weisheit zu tun hat, beweist das Wort des Herrn Jesus: „Wer irgend das Reich Gottes nicht aufnehmen wird w i e e i n K i n d l e i n, wird n i c h t in dasselbe eingehen“. (Mark. 10, 15.) Aber gerade das fällt dem Weisen und Klugen so schwer, und deshalb das so bittere Wort des Apostels: „Es sind nicht viele Weise nach dem Fleische ...; sondern das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, auf daß Er die Weisen zu Schanden mache; und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, auf daß Er das Starke zu Schanden mache; ... und das, was nicht ist, auf daß Er das, was ist, zunichte mache, damit sich vor Gott kein Fleisch rühme.“ (1. Kor. 1, 26—29.)

Alle E h r e soll Gott zuteil, aber der Glaubende soll nach Gottes Willen wahrhaft und ewig glücklich werden. Deshalb: Wer, seiner Vernunft und seiner Menschenweisheit zum Troß, „das Wort vom Kreuz“ glaubend annimmt in einfältigem, kindlichem Vertrauen, weil G o t t e s gesagt hat, der macht herrliche Entdeckungen. Er beginnt, in diesem Kreuze

eine wunderbare Schönheit zu sehen, und Christus, der — ein Bild der Schande — an das Kreuz Erhöhte, wird für ihn Gottes Kraft und Gottes Weisheit. Zunächst erfährt er die heilbringende Wirkung des Kreuzes in bezug auf sich selbst: Seine Sünden werden ihm vergeben, und Heil und ewiges Leben werden sein Teil. Christus, in Schwachheit gekreuzigt, wird für ihn die stärkste Persönlichkeit. Er erblickt nichts Schwaches mehr in Ihm, sondern göttliche Kraft. Denn ist es nicht der Beweis einer für den Verstand völlig unbegreiflichen Machtentfaltung, daß dieser Mensch — denn unser Herr Jesus war ein wirklicher Mensch —, nachdem Er von Gott zuvor mit all unseren Sünden beladen, gerichtet und zerschlagen und dann in den Staub des Todes gelegt worden war, aus den Toten auferweckt und zu Seiner Rechten in den Himmel erhoben wurde, Er, der Mensch Jesus Christus? Wer, außer Gott selbst, hätte einen solchen Heilsplan zu ersinnen vermocht? Das wird dem Gläubenden, je mehr er sich mit dem Wort vom Kreuz beschäftigt, immer klarer. An Hand der Schriften darf er Rückblicke tun in ewige Zeiten, darf lesen von Ratschlüssen Gottes, vor Grundlegung der Welt gefaßt, und von der Art ihrer Ausführung. Durch den Geist Gottes unterwiesen, liest er mit tiefer Freude das Neue Testament, beginnend mit der Geschichte des Kindleins in der Krippe, endigend mit dem im Himmel und auf Erden verherrlichten Menschensohn. Und je mehr er liest, umso mehr muß er die Weisheit Gottes bewundern, die so Großes in ihren ewigen Ratschlüssen ersann und es mit solch göttlicher Kraft zu Ende führte. Es wird ihm dabei immer deutlicher, daß das Kreuz von Golgatha eine Notwendigkeit war,

notwendig, um den rettungslos verlorenen Menschen wieder mit Gott in Verbindung zu bringen, notwendig, damit dereinst Gottes Herrlichkeit auf dieser Erde geschaut werde, und damit schließlich Sein Ruhm eine neue Erde und einen neuen Himmel erfülle von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wenn wir bedenken, daß wohl niemand tiefer in diese Dinge hineingeschaut hat als der Apostel Paulus, so verstehen wir gut Aussprüche von ihm wie: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist Gottes Kraft zum Heil jedem Glaubenden“, und: „O Tiefe des Reichtums, sowohl der Weisheit als auch der Erkenntnis Gottes! Wie unausspürbar sind Seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist Sein Mitberater gewesen? ... Denn von Ihm und durch Ihn und für Ihn sind alle Dinge; Ihm sei die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen.“ (Röm. 1, 16; 11, 33—36.)

Gebe Gott, daß Schreiber und Leser dieser Zeilen von Herzen einzustimmen vermögen in solche Worte!

Aus zwiefacher Befangenschaft Befreit

Mitten in den Bergen Oberschlesiens, da, wo die reißende Neiße sich ein Bett durch die Felsmassen gebrochen hat, um den Weg zur Oder-Niederung zu finden, liegt die alte Stadt und ehemalige Festung Glatz. Steile Hügel und schroffe Felsen umgeben das Städtchen wie mit einem natürlichen Wall, und so ist es kein Wunder, daß Friedrich der Große bei seinen Kriegen um Schlesien das Städtchen zur starken Festung ausbauen ließ. Die Festungs-

werke dienten aber nicht nur zum Schutz gegen äußere Feinde. Sie boten auch in ihren teilweise in die Felsen gehauenen Kasematten Raum für innere Feinde, und zwar für solche, die wegen politischer Vergehen verurteilt worden waren. Wehe dem Unglücklichen, der hinter den gewaltigen Mauern und starken Gitterfenstern der Zitadelle gefangen saß! Er glich einem lebendig Begrabenen. Von der Außenwelt vernahm er kaum etwas anderes als den eintönigen Schritt der Wache unter seinem Fenster. Und das Heulen des Sturmes, der manchmal an den eisernen Gittern rüttelte, mochte ihm wohl in den Ohren klingen wie dumpfer Grabesruf: „Keine Hoffnung, keine Rettung für dich!“

Es war Anfang des 19. Jahrhunderts, als ein Graf M. in hoffnungsloser Gefangenschaft in einer der kleinen Zellen schmachtete. Wegen Teilnahme an einer Verschwörung, vor allem aber wegen schwerer Beleidigungen des damals regierenden Königs Friedrich Wilhelm III. war er zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt worden. Ein Jahr hatte er in der düsteren, erdrückenden Einsamkeit zugebracht. Das war keine lange Zeitspanne, aber sie hatte ihn fast zermürbt. Er verzweifelte an allem und verwünschte den Tag seiner Geburt. Für ihn gab es keine Hoffnung mehr. Und weil er den Gott der Gnade nicht kannte, lagen Zeit und Ewigkeit in schwärzestem Dunkel vor ihm. Hätte er nur von Dem gewußt, dessen lichter Trost auch Kerkerzellen zu erhellen vermag! Aber von Seiner Liebe und Gnade, die imstande ist, auch die tiefsten Wunden zu heilen, hatte er nie etwas wissen wollen, und darum war er auch jetzt nicht imstande, in seiner trostlosen Lage auf Ihn zu schauen und bei Ihm Hilfe zu suchen.

Und doch war der Gefangene im Besitz eines Talismans, der aus seiner Kummerhöhle einen Freudenort machen konnte. In seiner Zelle lag eine Bibel. Aber gegen dieses Buch empfand er fast unüberwindliche Abneigung. Lange Zeit wollte er nichts von ihm wissen; und als er es endlich, um die Zeit totzuschlagen und die ihn unaufhörlich quälende Langeweile zu zerstreuen, zur Hand genommen und einige Blicke hineingeworfen hatte, ergriff ihn eine solche Wut gegen Gott, der sich, wie er meinte, in seiner Not nicht um ihn kümmerte, daß er das Buch von sich schleuderte und es wieder wochenlang keines Blickes würdigte. Erst ganz allmählich wurde es anders mit ihm. Es kam dahin, daß er anfang, einzusehen, daß er sein Unglück selbst verschuldet hatte. Als er aber einmal so weit war, wurde es ihm bald klar, daß ihm sein Verbrechen alles andere als ein Anrecht auf die Hilfe Gottes gab. So nahm er die Bibel wieder zur Hand. Er begann zu lesen. Er las weiter und weiter. Das Buch schlug ihn in seinen Bann. Es wurde Licht in ihm. Er erkannte, daß er nicht nur kein Recht hatte, auf die Hilfe Gottes Ansprüche zu erheben, sondern daß Gott ganz gerecht handelte, wenn er ihn für immer von Seinem Angesicht verbannte und ihn dem ewigen Verderben übergab.

In einer Novembernacht wütete ein heftiger Sturm. Der Wind heulte um die Türme und Zinnen der Festung, und das mit solcher Gewalt, daß selbst die mächtigen Mauern von den Stößen erzitterten. Es regnete in Strömen. Er vernahm das dumpfe Klauschen der hochangeschwollenen Meise. Es war ein Toben der Elemente, wie er es während seiner Gefangenschaft noch nicht erlebt hatte. Der Graf warf sich

schlaflos auf seinem harten Lager umher. Der Sturm, der in seinem Innern tobte, wetteiferte an Heftigkeit mit dem, der an den Fenstern seiner Zelle rüttelte. Seine ganze Vergangenheit stand vor ihm. Er sah sich im Lichte Gottes. Sein Verbrechen und viele Sünden und Vergehungen quälten ihn. „Du bist ein Sünder und gehst ewig verloren“, hieß es in ihm. D er war unglücklich, tief unglücklich. Sein stolzes, hartes Herz war zerbrochen. Zum ersten Mal in seinem Leben füllten sich seine Augen mit den Tränen einer aufrichtigen Reue. Schließlich erhob er sich, öffnete seine Bibel und begann zu lesen. Da fiel sein Blick auf die Worte in Psalm 50, 15: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!“ Diese Worte gingen ihm tief zu Herzen. Er warf sich auf die Knie, was er seit seiner Kindheit nicht mehr getan hatte, und rief Gott um Erbarmen an. Und der Gott der Gnade und Liebe, der niemand zurückstößt, der in Seelenangst und -not zu Ihm kommt, hörte den Schrei des Sünders. Er vernahm die Seufzer des verzweifelnden Mannes in der einsamen Zelle, und Er befreite ihn von der Knechtschaft der Sünde und von den Ketten Satans. Der Gefangene wurde ein glücklicher Mensch, der noch in der gleichen Nacht imstande war, Gott unter Tränen für die Rettung seiner Seele zu danken.

Graf M. war nicht der einzige, der in dieser stürmischen Novembernacht keinen Schlaf fand. Zu gleicher Zeit warf sich auch der König Friedrich Wilhelm in seinem großen Schloß in Berlin schlaflos auf seinem Lager umher. Der König war krank. Heftige Schmerzen hinderten ihn am Einschlafen. Er wandte sich zu Gott und bat Ihn um nur e i n e Stunde er-

quickenden Schlags. Und siehe da, Gott erhörte ihn. Bald verrieten tiefe Atemzüge, daß er fest eingeschlafen war. Als er am Morgen aufwachte, sagte er zu seiner Gemahlin, der edlen Luise:

„Gott hat in dieser Nacht auf mein Rufen gehört und mich von meinen Schmerzen befreit. Ich bin Ihm viel Dank dafür schuldig. Weißt du wohl, wer von meinen Untertanen mich am schwersten beleidigt hat? Ich möchte ihm heute Verzeihung gewähren.“

„Das ist Graf M.“, antwortete die Königin, „der gefangen in Glaz liegt.“

„Du hast recht“, erwiderte der Fürst. „Es soll ihm Gnade widerfahren.“

Noch am gleichen Morgen ging ein Eilbote mit einem Handschreiben des Königs nach Schlesien ab. Das Schreiben enthielt den Befehl, den Grafen M. sofort in Freiheit zu setzen; es brachte diesem zugleich die völlige Verzeihung des Geschehenen und die erneute Huld seines Fürsten.

Ich schreibe nichts davon, in welcher Weise Graf M. dem König seinen Dank bewiesen hat. Es ging mir nur darum, etwas von den wunderbaren Wegen Gottes zu sagen. Sind diese Wege nicht in der Tat unausspürbar? Die schwere Kerkerhaft mußte dazu dienen, den starren Sinn des Grafen zu brechen, ihm seinen verderbten und verlorenen Zustand zu zeigen und ihn von demselben zu befreien. Nachdem dieser Zweck erreicht war, mußte die Schlaflosigkeit eines Königs die Ursache werden, daß dieses junge Kind Gottes auch aus seiner irdischen Gefangenschaft befreit wurde. Es ging alles ganz einfach und natürlich zu, wie ja Gottes Wege bei allem Wunderbaren meist ganz natürlich sind. Das Wichtige in unserer Erzählung ist:

Erst mußte die Seele des Gefangenen gerettet werden. Die andere Rettung kam in zweiter Linie. Die Rettung der Seele kostete Gott Seinen Sohn, die Rettung des Leibes einen König einige schlaflose Stunden.

Wie Hannchen die Bibel wiederfand

Hannchen war armer Eltern Kind, die als Tagelöhner auf dem Lande lebten. Sobald sie alt und stark genug war, vermietete ihr Vater sie als Hausmädchen in die nächste große Stadt. Die Herrschaft, bei der Hannchen in Dienste trat, war wohlhabend und bewohnte ein schönes Haus mit vielen und großen Zimmern. Sie bekam jetzt reichlich und gut zu essen, woran es zu Hause oft gemangelt hatte, aber sie mußte auch tüchtig arbeiten, und das gefiel ihr schlecht. Sie hatte ein unzufriedenes Gemüt und dachte oft, wenn sie sich des Abends müde zu Bett legte: „Ach, wäre ich doch nie geboren!“ Anstatt dankbar zu sein, daß sie bei einer freundlichen Herrschaft ein Unterkommen gefunden hatte, die sie nie Not leiden ließ, sondern in allem bestens für sie sorgte, blickte sie nur auf ihre viele Arbeit und — seufzte. Recht töricht und verkehrt, nicht wahr? Und doch, gleichen wir nicht oft selber dem Hannchen? Wir achten sehr auf das Unangenehme, das uns begegnet, während wir für all das Gute, das Gott uns jeden Tag darreicht, kaum ein Auge haben. Dadurch entstehen dann Mißmut und Unzufriedenheit; und ein unzufriedener Mensch ist stets unglücklich.

So erging es Hannchen. Sie war unzufrieden und unglücklich.

Eines Tages mußte sie das Arbeitszimmer ihres Herrn fegen. Es war das erstemal, daß sie diesen Raum betrat. Sie erstaunte sehr beim Anblick der großen Bücherschränke. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so viele Bücher beieinander gesehen. Neugierig betrachtete sie die feinen Einbände und las die Titel auf den Buchrücken. Während ihre Augen über die Bücherreihen schweiften, fiel ihr ein altes staubbedecktes Buch auf, oben auf dem obersten Brett. Es erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie versuchte den Titel zu lesen, doch da das Buch so hoch stand, vermochte sie es nicht. Sie stieg daher auf einen Stuhl und las nun auf dem Rücken des Buches: „Die Heilige Schrift“. Das Buch war ihr bekannt, denn sie hatte in der Schule manchen Spruch aus der Bibel lernen müssen. Sie nahm es zur Hand, fegte den Staub ab und öffnete es. Die Worte, auf die zuerst ihr Blick fiel, lauteten:

„Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben!“ (Matth. 11, 28.)

Hannchen war tief getroffen. Es war ihr, als wären diese Worte eigens für sie geschrieben. Mühselig und beladen, ja, das war sie; und hier war jemand, der ihr Ruhe geben wollte. Mehrmals nacheinander las sie die tröstlichen Worte, und die Tränen liefen ihr über die Wangen. Die Worte waren ihr keineswegs unbekannt. Sie hatte sie früher auswendig gekonnt, aber damals hatte sie ihren Sinn nicht verstanden, weil sie sich nicht mühselig und beladen gefühlt hatte. Längere Zeit stand sie oben auf dem Stuhl und las in dem alten Buch. Endlich fiel ihr ein, weshalb sie eigentlich ins Zimmer gekommen war; sie stellte eiligst die Bibel an ihren Platz, sprang vom Stuhl und

begann ihre Arbeit. Noch nie war sie ihr so flink von der Hand gegangen wie an diesem Tage.

Einige Wochen vergingen. Da mußte Hannchen wieder das Zimmer ihres Herrn fegen. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, die Bibel noch einmal von ihrem hohen Platz herabzuholen und einen Blick hineinzurwerfen. Und was las sie jetzt? „Ihr Knechte, gehorchet in allem euren Herren nach dem Fleische, nicht in Augendienerei, als Menschengefällige, sondern in Einfalt des Herzens, den H e r r n fürchtend. Was irgend ihr tut, arbeitet von Herzen, als dem H e r r n und nicht den Menschen, da ihr wisst, daß ihr vom H e r r n die Vergeltung des Erbes empfangen werdet; ihr dienet dem H e r r n Christus.“ (Kol. 3, 22—24.)

Hannchen erschrak, als sie diese Worte las. Sie fühlte sich durch sie verurteilt. Wie oft hatte sie unzufrieden und mürrisch ihre Arbeit getan! Wie manches Mal hatte sie auch ihre Zeit nicht treu ausgenutzt! Schnell schlug sie das Buch zu, und nach diesem Tage erlaubte sie sich nie wieder, während der Zeit zu lesen, die ihrer Herrschaft gehörte.

Aber blieb Hannchen denn nun ohne Gottes Wort? Nein, bei ihrem nächsten Ausgang kaufte sie sich eine Bibel. Und jeden Abend, wenn die Arbeit getan war, konnte man sie in der Küche finden, mit dem teuren Buche vor sich und eifrig darin lesend. Und derselbe Herr, der sie jene für ihren Zustand so passenden Stellen hatte finden lassen, leitete sie auch fernerhin. Sie erkannte in dem Licht des heiligen Wortes ihren verderbten, verlorenen Zustand, zugleich aber auch den Weg des Heils, den Gott in Christus Jesus für den Sünder bereitet hat. Sie wurde von Herzen gläubig an Jesus, den Heiland der Verlorenen, und fand in

Seinem vollbrachten Werk Ruhe und Frieden für Herz und Gewissen. Jetzt war sie nicht mehr unzufrieden und undankbar. Glücklichen Herzens tat sie still und unverdrossen ihre Arbeit zur Verwunderung ihrer Herrschaft, die sich die völlige Umwandlung in dem Benehmen des Mädchens gar nicht erklären konnte. Doch wer Ähnliches erfahren hat wie Hannchen, wird die Änderung verstehen, denn von dem Menschen, der Christus in Wahrheit besitzt, steht geschrieben: „Wenn jemand in Christo ist, da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden“. (2. Kor. 5, 17.)

„Wo warst du, als ich die Erde gründete?“

Der König Knut von Dänemark, der Länder beherrschte und viele Schiffe hatte, stand einst am Ufer des Meeres. Da rühmten seine Diener seine große Macht, und daß er auch ein Herr des Meeres sei, und ihm wäre nichts unmöglich. Als die Schmeichler so sprachen, entstand plötzlich ein großer Sturm, der die Wellen landeinwärts trieb. Der König gebot nun, ihm einen Stuhl zu geben. Dann setzte er sich darauf und rief:

„Das Land ist mein, darauf ich sitze, und das Meer, das es umgibt. So gebiete ich dir nun, Meer, daß du dich augenblicklich legst und die Füße deines Herrn unberührt lässest.“

Die Meereswellen aber schlugen nach wie vor in die Höhe und bespritzten den König über und über. Da stand der König auf und sprach:

„Ihr Schmeichler, wo ist nun meine Macht?“

Seht da, wie fein mir das Meer gehorcht hat! So geht nun hin und bedenkt, daß Der, der den Himmel und die Erde und das Meer und alles gemacht hat, der König aller Könige ist und der Herr aller Herren. Ich aber bin wie Seiner Knechte einer."

Christian III., ein anderer König von Dänemark, verwaltete sein Land so sorgfältig wie ein Hausvater sein Haus. Sein vornehmstes Anliegen aber war es, als wahrer Christ zu leben. Einst beichtete er bei seinem Hofprediger Andreas Martini. Als der König niederkniete, fing Martini, der erst vor kurzem in dieses Amt gekommen war, mit Untertänigkeit zu reden an:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster — —."

„Meister Andreas", fiel ihm da der König ins Wort, „wie fangt Ihr die Beichte an? Ich bin hier als ein Sünder vor Gott. Ihr müßt also mit mir reden wie ein Beichtiger mit seinem Kind. Hier heiße ich nicht Großmächtigster, sondern schlechtweg Christian."

Diese Ehrfurcht und Demut vor Gott machte den König nicht schwach, sondern stark. Wo es auf Verteidigung des Reiches ankam, wo die Gesetze mit Nachdruck gehandhabt werden mußten, da war er ein kühner Held und ein scharfsichtiger Richter. Aber in der Kirche und im Kämmerlein war er ein demütiger und bescheidener Mann.

„Wo warst du", antwortete einst Jehova dem Hiob aus dem Sturm, „als ich die Erde gründete? Tue es kund, wenn du Einsicht besitzest! Wer hat ihre Maße bestimmt, wenn du es weißt? ... oder wer hat ihren Eckstein gelegt, als die Morgensterne miteinander jubelten und alle Söhne Gottes jauchzten?" (Hiob 38, 4—7.)

Gustav Hasselkuß' Umkehr

(Eine Begebenheit aus dem Wuppertal)

Da, wo die Wupper in vielen Windungen durch ihr enges, schönes Tal fließt, lag, unter Bäumen halb versteckt, ein kleines, ganz mit Schiefer gedecktes Haus. Die weiß gestrichenen Fenster mit den grünen Läden gaben dem Ganzen ein freundliches Ansehen, so daß man wohl denken konnte: Hier ist gut sein!

Das Häuschen gehörte dem Bandwirker Hasselkuß. In einem Anbau hinter dem Hause standen seine Bandstühle, die von morgens bis abends ihr Geflapper ertönen ließen und von Hasselkuß und seinem Sohn Gustav bedient wurden.

Die Hasselkuß waren fleißige und ehrenwerte Leute, die sich allgemeiner Achtung erfreuten. Nur fiel in dem „frommen“ Wuppertal auf, daß der Bandwirker von Religion nichts wissen wollte. Schon öfters hatten junge Leute, die ihn gut kannten, sich den Scherz erlaubt, ihm, wenn sie ihn auf dem Wege zur Stadt trafen, „Wuppertal-Muckertal“ zuzurufen, und hatten sich dann ins Häustchen gelacht, wenn Hasselkuß bei ihren Worten „in die Wolle“ geriet, seinem Herzen im Blick auf die von ihm so wenig geschätzten „Frommen“ Luft machte und sich derart ereiferte, daß sein Gesicht rot wurde wie ein gekochter Krebs.

Der jetzt siebzehnjährige Gustav war auch nicht frommer als der Vater; aber er hatte eine stillere Art, ein Erbstück der Mutter.

Eines Tages war Gustav bei seinem Oheim in Barmen gewesen. Gegen Abend machte er sich auf den Heimweg. Da trat ein junger Mann auf ihn zu, gab ihm einen Zettel und lud ihn zur Stadthalle ein.

„Zur Stadthalle?“ versetzte Gustav erstaunt. „Was soll ich denn da?“

„General von Viebahn spricht dort über „Wahres Christentum““, lautete die Antwort.

Gustav dachte: Einen General über wahres Christentum reden zu hören, muß der Mühe wert sein, und ging mit. Er war nicht wenig erstaunt über die vielen Menschen, die den großen Stadthallen-Saal füllten, und unter denen er eine ganze Anzahl frische junge Gesichter sah. Auch die Art des Redners erstaunte und fesselte ihn zugleich. So hatte er noch niemand über das Wort Gottes sprechen hören. Der General verstand es, schlafende Gewissen aufzuwecken. Bin ich ein Christ? fragte Gustav sich während des Vortrags. Ja, dafür hatte er sich bis dahin gehalten; er war doch getauft und konfirmiert. Aber hier wurde ihm gesagt, daß zum Christsein mehr gehöre als ein bloßes Bekenntnis. Nie hatte er so ernst über Lüge und Eitelkeit, nie so eindringlich über das Verhältnis des Menschen zu Gott reden hören wie in dieser Stunde. Ganz ergriffen ging er nach Hause. Er begann, regelmäßig die Bibel zu lesen und zu beten. Nach einiger Zeit empfing er im Glauben an Jesu Opfertod die Gewißheit, daß seine Sünden vergeben waren.

Jetzt galt es, dem Vater gegenüber Zeugnis von der stattgefundenen Veränderung abzulegen. Aber wie

sollte er das anfangen? Er fürchtete den Vater. Es würde nicht so glatt ablaufen.

Eines Abends saß der Vater wie gewöhnlich vor seinem Leibblatt, dem „Vorwärts“.

„Junge, das mußt du lesen“, unterbrach er plötzlich seine Lektüre. „Da hat der Bebel im Reichstag den Pfaffen wieder mal tüchtig heimgeleuchtet.“

„Ja, Vater, das ist kein Kunststück, wenn man es versteht, die Dinge zu verdrehen oder gar ganz auf den Kopf zu stellen“, erwiderte Gustav mutig. Der Vater ließ die Zeitung sinken und schaute seinen Jungen sprachlos an.

„Und das soll der Bebel tun?“ schrie er plötzlich.

„Ja, das glaub' ich. Ich weiß, daß die Bibel wahr ist, und ich will auch dem Herrn Jesus nachfolgen.“

Über des Vaters Gesicht ging ein spöttischer Zug.

„Sieh da, Jüngken, wo hast du das denn her?“

„Ich bin in der Stadthalle gewesen und hab' den General von Viebahn sprechen hören“, gab Gustav Auskunft.

„Da soll doch ..., wenn du dir von diesem Mucker-General den Kopf verdrehen läßt!“

„Vater, den Kopf hat er mir nicht verdreht. Aber er hat mir zum Herzen geredet, und das gehört jetzt dem Herrn Jesus.“

„Nun, mein Junge, da hab' ich ja auch noch ein Wörtchen mitzureden. Die Sache trifft sich gut. Mein Bruder, der Gastwirt, wartet schon längst auf dich. Er hat's mir neulich noch gesagt. Wie lange wir noch mit unseren Bandstühlen was verdienen können, weiß kein Mensch. Vielleicht ist's bald aus damit. Da gibt's für dich nichts Besseres zu tun als umzusatteln und

Wirt zu werden. Das wirft mehr ab, als am Bandstuhl stehen.“

Des Vaters Gesicht war so finster bei diesen Worten, daß Gustav kein Wort der Erwiderung wagte. Schweren Herzens ging er in sein Schlafzimmer.

Schon am nächsten Tage machte der Vater sein Wort wahr. Gustav kam zu seinem Oheim, und der Oheim half mit, daß ihm die „Grillen ausgetrieben wurden“. Er hatte keine Kinder, und er wußte es seinem Neffen begreiflich zu machen: Bekam er die Wirtschaft, so war er ein gemachter Mann. Er verstand es auch, den jungen Mann so zu beschäftigen, daß ihm nicht mehr viel Zeit blieb, seinen Mucker-Ideen nachzuhängen. Und in den Mußestunden sorgte er für leichten, zerstreuenden Lesestoff. Gustavs Bibel verschwand plötzlich. Man hatte sie ihm genommen, und er bekam sie nicht wieder. Gustav schickte sich darein und sah sich nicht nach einer anderen Bibel um. Aber mit der Bibel schien auch seine Freude geschwunden zu sein. Anfänglich betete er noch. Doch seine Gebete wurden kürzer und flüchtiger. Die Welt legte ihre Stricke um ihn, und diese wurden immer fester.

So gingen die Jahre dahin. Von Gustavs Christentum war nichts mehr übriggeblieben als eine leere Form. Hatte er wirklich einmal geglaubt? Man konnte es kaum für möglich halten, wenn man sah, wie völlig er in seinem Betrieb aufging. Ein befreundeter Wirt gab ihm seine Tochter zur Frau, und als wohlbestallter Gastwirt trat Gustav Hasselfuß in die Fußstapfen des Oheims.

Nichts im Leben ist so veränderlich wie das Glück. Diese Tatsache mußte der junge Gastwirt in seiner

Ehe erfahren. Die ersten Jahre ging alles gut. Die Sonne schien, bildlich gesprochen, in seinem kleinen Reich nicht unterzugehen. Die Liesel, seine Frau, schenkte ihm drei prächtige Kinder, Edeltraut, Richard und Hans, die zur Freude der Eltern heranwuchsen.

Da kam der erste Schlag. Die liebliche Edeltraut erkrankte an einer gefährlichen Hirnhautentzündung. Ärztliche Kunst versagte. Nach schweren Leiden starb das Kind. An seinem Sarge mußte der tiefgebeugte Vater an die kurze Zeit zurückdenken, in der ein Friede sein Herz erfüllt hatte, der unerschütterlich schien. Aber er wies den Gedanken von sich, wie man eine Sache abweist, mit der man längst und für immer fertig geworden ist.

Es kam der zweite Schlag, einige Jahre später. Richard, das zweite Kind, ein frischer Junge, der Liebling aller, verunglückte tödlich. Das kam so. Richard war ein richtiger Kletterkünstler. Der Vater hatte oft genug seine Freude an seinem Wagemut und seiner Gewandtheit gehabt. Nun sollte sie ihm zum Verhängnis werden. Eines Tages half Richard dem Vater beim Flaschenspülen. Da wurde dieser ins Gastzimmer gerufen. Den Augenblick benutzte Richard, um in sein Schlafzimmerchen oben im Hause zu ent schlüpfen. Als der Vater nach ihm sah, schwang er sich lachend aus dem Fenster und kletterte an dem am Hause befindlichen Lattengestell nach unten. Plötzlich gab's ein Krachen, dem ein entsetzlicher Schrei folgte. Vater und Mutter stürzten hinaus. Ein Anblick bot sich ihnen, bei dem einem wohl der Herzschlag stocken konnte. Das Gestell war an einer Stelle gebrochen und der arme Junge aus beträchtlicher Höhe so unglücklich auf einen spitzen Bretterzaun gefallen, daß die Spitzen sich

in seinen Leib gebohrt hatten. Unter furchtbarem Jammergeschrei wurde der tödlich Verletzte ins Krankenhaus gebracht. Aber noch ehe der Arzt ihn näher untersuchen konnte, war das Leben entflohen.

Der Schmerz machte Gustav Hasselkuß fast unsinnig. Er haderte mit Gott. Womit hatte er solche Schläge verdient? Gewiß, er war kein frommer Mensch. In seinem Wirtshaus war es manchmal recht ausgelassen zugegangen. Aber er war immer anständig, sehr anständig geblieben. Er hatte nie zugelassen, daß in seinem Hause unmäßig gezecht wurde. Warum kam nun dies alles über ihn?

Frau Hasselkuß, die einst so fröhliche Liesel, brach unter dem neuen Unglück völlig zusammen. Sie weinte tagelang und kam immer und immer wieder mit der gleichen Frage zu ihrem Mann:

„O Gustav, wenn nun auch dem Hans noch was zustoßen würde? Was soll ich dann anfangen?“

Der arme Gustav! Sein Herz bedurfte selbst des Trostes. Wie sollte er da sein armes Weib trösten? Er ließ einen schönen Stein anfertigen, in den die Köpfe der beiden Kinder eingemeißelt waren, und hoffte, daß dieses Erinnerungsmal mit der Zeit einen heilsamen Einfluß auf die trauernde Mutter ausüben würde.

Mit der Zeit ging auch eine gewisse Veränderung mit Frau Hasselkuß vor. Sie wurde allerdings weniger durch das Weilen an der Stätte des Todes verursacht als durch den Umgang mit einer Nachbarnfrau, die sie bis dahin ängstlich gemieden hatte. Frau Hilferich war nämlich eine fromme Frau, und Frömmigkeit paßt schlecht in einen Wirtshausbetrieb. Da aber die Nachbarin eine sechzehnjährige Tochter hatte, die hoffnungslos krank darniederlag, fühlte Frau Hasselkuß

sich verpflichtet, einen Krankenbesuch zu machen. Bei diesem Besuch nun empfing sie merkwürdige Eindrücke. Sie fand nämlich zu ihrem Erstaunen, daß das sterbensranke Mädchen keineswegs unglücklich war über ihr Los. Sie haderte dieserhalb ebensowenig mit Gott wie die Mutter. Im Gegenteil, sie war glücklich in der Hoffnung, die Erde bald verlassen und zu Jesus gehen zu dürfen. Bei den hinter ihr liegenden Erfahrungen war es kein Wunder, daß Frau Hasselkuß eine solche Einstellung dem Tode gegenüber innerlich berührte. Ihre Gedanken bekamen eine andere Richtung, und der Wunsch wurde in ihr wach: „Ach, könnte ich doch auch so empfinden wie dieses Mädchen!“ Leider kam es aber nicht dahin, daß sie mit Ernst den Herrn Jesus suchte. Wie es mit ihrem Jüngsten, ihrem Hans, werden würde, das war die bange Frage, die sie nicht los wurde.

*

Der Weltkrieg war ausgebrochen. Die Ermordung des österreichischen Kronprinzenpaares in Serajewo hatte den unmittelbaren Anstoß dazu gegeben. Aber Deutsche, die aus Rußland kamen, hatten schon lange vorher von fieberhaften Rüstungsmaßnahmen und von Truppenansammlungen zu berichten gewußt.

Auch Gustav Hasselkuß mußte ausrücken. Trotz seiner dreiundvierzig Jahre konnte man ihn noch brauchen. In einem Reserve-Regiment hat er fast den ganzen Krieg mitgemacht.

Hans blieb bei der einsamen Mutter zurück. Mit Begeisterung las er die Kriegsberichte. Vater war jetzt schon beinahe ein Jahr draußen, und er war noch daheim! Jeder Tag erschien ihm ein Unrecht. Wieder wurden Freiwillige gesucht. Da war Hans nicht mehr

zu halten. Am nächsten Tage stellte er sich zur Untersuchung.

„Gesund. Aber die Brust noch zu schmal“, lautete das Urteil des Stabsarztes.

Da richtete Hans sich hoch auf und rief:

„Aber für das Eiserne Kreuz und für eine Kugel ist sie doch breit genug.“

Wohlgefällig schaute der Arzt auf den begeisterten jungen Menschen. Hans wurde angenommen. Was der Abschied für die arme Mutter bedeutete, möge der Leser sich selbst ausmalen.

Nach beendeter Ausbildung ging es an die Front. Die Bilder, die Hans dort sah, übertrafen an Schrecklichem alles, was er sich gedacht hatte. Aber er biß die Zähne zusammen. Er wollte seinen Mann stehen. Nach einem siegreichen Gefecht durfte er aus der Hand seines Hauptmanns das Eiserne Kreuz 2. Klasse entgegennehmen. Ach, er sollte es nicht lange tragen. Es war ein prophetisches Wort gewesen, das er am Tage seiner Musterung gesprochen hatte. In einem der folgenden schweren Kämpfe gab es starke Verluste. Unter den ersten, die die Kugel traf, war auch der von Hans so geliebte Hauptmann. Bei dem Versuch, ihn zurückzutragen, erhielt er einen Schuß in die Brust.

In einem Feldlazarett in Flandern konnte das Geschosß entfernt werden, aber man hatte wenig Hoffnung auf Erhaltung des jungen Lebens. Fast teilnahmslos lag Hans in seinem Bett, neben ihm ein unbekannter Kamerad mit einem Kopfschuß. Er mußte eine sehr schwere Verwundung haben, denn der Kopf bildete eigentlich nur ein einziges Knäuel Verbandzeug. Um Mitternacht sah Hans, wie dieser Kopf sich aufrichtete. Dann hörte er leisen Gesang:

„So nimm denn meine Hände
und führe mich,
bis ich den Lauf vollende
und . . . Herr Jesus . . . Amen.“

Der Kopf sank zurück. Hans merkte: der Kamerad war tot.

„So nimm denn meine Hände!“ Er sann nach. Wo hatte er dieses Lied doch gehört? Wichtig, in der letzten Konfirmationsstunde hatten sie es gesungen. Der Pfarrer hatte noch hinzugefügt: „Kinder, es gibt nur e i n e n zuverlässigen Freund fürs Leben, das ist Jesus. Nehmt Ihn mit! Dann werdet ihr nicht über ein verfehltes Leben zu Klagen brauchen.“ Er konnte nicht sagen, daß er diesen Rat des Pfarrers beherzigt hätte. Er konnte nicht von Jesus als von seinem besten Freunde reden. Wenn er nun auch sterben mußte wie der Kamerad neben ihm!? Wo würde er dann hingehen?

Am nächsten Morgen wurde er als transportfähig in einen Lazarettzug verladen, der nach Mainz bestimmt war. Die Reise verlief ohne Störung, aber schmal und bleich lag Hans in seinem Bett, nicht wie ein ruhmbedeckter Krieger, sondern wie ein großes Kind mit großen fragenden Augen.

Nach der Untersuchung setzte sich eine freundliche Krankenschwester für Augenblicke neben sein Bett. Sie wußte, wie es um den jugendlichen Kriegermann stand. Der alte Chefarzt hatte ihr zugeflüstert: „Schade um das junge Leben! Aber es geht langsam zu Ende.“

Hans mußte wohl ein sehr gequältes Gesicht machen, denn die Schwester hielt seine Hand und fragte, wo es denn schmerze. Da legte er die Hand aufs Herz und gab im Flüsterton zurück:

„Hier, Schwester, hier tut's so weh.“

„Da tut's weh? Aber da hast du doch keine Wunde!“

„Doch, Schwester, gerade da. Da drückt's, ganz tief unten. Mir ist so bange vor dem, was nach dem Tode kommt. Schwester, wissen Sie etwas von Jesus?“

Gott sei Dank! Hier konnte die Schwester helfen. Sie nahm ihr Neues Testament zur Hand und las aus dem Evangelium Matthäus die Ankündigung der Geburt des Herrn Jesus an Joseph, die mit den Worten schließt: „Du sollst Seinen Namen Jesus*) heißen; denn Er wird Sein Volk erretten von ihren Sünden“. Dann blätterte sie ein wenig weiter und las aus Ev. Johannes 3 den 16. Vers. Sie las ihn auf ihre Weise, und zwar folgendermaßen: „Denn also hat Gott die Welt — also auch Hans Hasselkuß — geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder — also auch Hans Hasselkuß —, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.

Die Schwester stand auf. „Ich muß jetzt gehen. Kannst ja noch ein wenig über das Gelesene nachdenken. Nachher komme ich wieder.“

Hans lag ganz still da, die Augen geschlossen. Seine Hände waren gefaltet. Er betete. Dann dachte er über das Gehörte nach. „Er wird Sein Volk erretten von ihren Sünden.“ Ja, eine solche Errettung hatte auch er nötig. Er wußte, was Sünde ist. Er hatte vieles gesehen an Lüge und Schmutz, und er war selbst nicht frei davon geblieben. O, er war ein Sünder, der der Vergebung bedurfte. Leise kam es über seine Lip-

*) = Jehova ist Rettung.

pen: „Herr Jesus, ich kenne Dich so wenig. Aber Sünde kenne ich, und Schuld habe ich auch. Kannst Du mir vergeben?“ Die Tränen flossen ihm über die bleichen Wangen. In diesem Augenblick trat Schwester Luise wieder an sein Bett. Sie mochte wohl ahnen, was in der Seele des jungen Menschen vorging, und nahm noch einmal ihr Testament zur Hand. Diesmal las sie zwei Stellen aus 2. Kor. 5: „Gott war in Christo, die Welt mit sich selbst versöhnend, ihnen ihre Übertretungen nicht zurechnend...“, und: „Den, der Sünde nicht kannte, hat Er für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm“. (B. 19. 21.)

Da faßte Hans der Schwester Hand und sagte laut:

„Schwester, so wenig ich auch davon verstehe, ich will einfältig glauben, daß dies auch für mich geschrieben ist.“

Am Nachmittag des folgenden Tages traf die Mutter von Hans ein, die man telegraphisch benachrichtigt hatte. Als sie ihr Kind sah, ihr letztes, mit seinem schmalen Gesicht und seinen großen Augen, da barg sie ihren Kopf in seinen Kissen und schluchzte herzbrechend. Hans suchte vergeblich, die Weinende zu trösten.

„Mutter“, flüsterte er, „wir haben uns doch wieder. Jetzt bleibst du bei mir, und ich bei dir.“

Etwas später sagte er:

„Mit mir geht es vielleicht zu Ende, Mutter. Aber deswegen mußt du nicht traurig sein. Ich kenne jetzt den Herrn Jesus, und Er hat gesagt: „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist.““

Mutter Hasselfuß war fassungslos in ihrem

Schmerz. Schwester Luise nahm sich ihrer an, führte sie aus dem Zimmer, brachte sie in ihr eigenes Stübchen und bettete sie aufs Sofa. Hier lag die arme Frau lange allein und kämpfte ihren schweren Kampf aus. Es würde schon so sein: Auch ihr letztes Kind mußte sie hergeben. Das Aussehen von Hans, Worte und Mienen der Schwester, alles deutete darauf hin, daß mit einem Besserwerden nicht zu rechnen war. Sie hatte ja gefürchtet, daß es so kommen würde. Wie viele von den jungen Freiwilligen hatte der Schnitter Tod bereits dahingemäht! Und das Unglück über ihr Haus war beschlossen. Dieser Gedanke hatte sie nicht mehr losgelassen, seitdem ihr Richard auf so schreckliche Weise ums Leben gekommen war. Eins war merkwürdig: Hans selbst schien gar nicht unglücklich zu sein. Sie mußte an Nachbars Anne zurückdenken. Wie friedlich war das junge Kind gestorben — heimgegangen, wie Frau Hilferich sich ausgedrückt hatte! Ja, friedlich sah ihr lieber Junge auch aus. Seine großen Augen hatten sie nicht traurig angeschaut. Im Gegenteil, ein froher Ausdruck hatte darin gelegen. Das hatte sie selbst durch ihre Tränen hindurch gesehen.

Als die Schwester nach einiger Zeit zu ihr zurückkehrte, fragte sie sie:

„Schwester, wie kommt's, daß mein Hans so anders geworden ist? Er scheint ganz glücklich zu sein.“

„Ja, liebe Frau Hasselfuß, das ist sehr einfach zugegangen. Hans hat gehört, daß es die Absicht Gottes war, die Welt mit Sich selbst zu versöhnen, und daß Er deshalb Seinen eigenen Sohn, unseren Herrn Jesus Christus, auf diese Erde gesandt hat. Christus aber ruft uns zu und hat auch ihm zugerufen: „Laßt euch versöhnen mit Gott!“ Das hat Hans sich nicht

zweimal sagen lassen. Er hat sich einfach dem Heiland übergeben und hat nun Frieden mit Gott.“

„Frieden mit Gott! O Schwester, könnte ich den doch auch haben! Aber ich bin fünfundvierzig Jahre alt geworden und habe nie nach Gott gefragt. Kann mir denn solche Schuld vergeben werden?“

„Warum denn nicht, Frau Hasselkuß? Der Herr Jesus ist ja nicht für die Braven gestorben. Der Apostel Petrus schreibt: „Es hat ja Christus einmal für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe“. (1. Petr. 3, 18.) Und Paulus: „Christus ist, da wir noch kraftlos waren, zur bestimmten Zeit für Gottlose gestorben“.“ (Röm. 5, 6.)

„Dann darf ich mich also auch an Ihn wenden?“

„Gott sei Dank, daß Sie es dürfen! Der Herr Jesus sagt selbst: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“.“

Mutter Hasselkuß war wieder allein. Sie dachte jetzt weniger an ihren sterbenden Jungen als an ihre eigene Schuld vor Gott. Ihr Hans sah dem Tode ruhig entgegen, so jung er war. Sie dachte mit Schrecken daran. Und ihre Angst wurde größer, je weiter sie zurückblätterte in ihrem Schuldbuch. Das Schuldkonto wurde immer größer, vor Gott und vor Menschen. Schließlich sank sie in ihrer Not auf die Knie und brachte ihren ganzen Jammer, ihr Leid und ihre Sünden Dem, der für alles Rat und Hilfe weiß. Sie schonte sich nicht. Sie kam als eine zerknirschte Sünderin zu Jesus. „Herr Jesus“, betete sie zum Schluß laut, „ist es wirklich wahr, daß Du, der Gerechte, auch für mich Ungerechte gestorben bist, dann will ich Dir immer angehören. Amen.“

„Amen“, wiederholte die Schwester, die unmerklich eingetreten war und neben ihr kniete. Arm in Arm gingen die beiden Frauen zu Hans. Mit Stauen sah er die Änderung, die mit der Mutter vorgegangen war. Wohl flossen noch ihre Tränen, aber ihr Gesicht trug nicht mehr den Ausdruck hoffnungslosen Schmerzes wie vorher. Mit flüsternder Stimme erzählte Hans der Mutter jetzt selber, wie er glücklich geworden war, und sie tat das gleiche. Und als sie sich anschließend noch ein wenig über ihren gemeinsamen Herrn unterhielten, war in ihrer beider Herzen Friede.

Am nächsten Morgen kam auch der Vater, der sofort nach Hansens Einlieferung ins Lazarett von der schweren Verwundung seines Sohnes telegraphisch unterrichtet und alsbald beurlaubt worden war.

Hans schlief, als der Vater zu ihm trat. Das schmale Gesicht war fast durchsichtig. Ein kleiner roter Fleck brannte auf den blassen Wangen. Er hatte wieder Fieber. Ergriffen betrachtete der Vater seinen Jüngsten, der noch nicht achtzehn Jahre alt und schon dem Tode geweiht war.

Wie war's mit ihm gewesen, als er in diesem Alter stand? Der erinnerte sich noch gut seiner Tätigkeit beim Vater; er erinnerte sich auch jenes Besuchs in der Barmer Stadthalle, seines Bekenntnisses zu Jesus und dann alles dessen, was gefolgt war. Und als er daran dachte, mußte er sich seiner Haltlosigkeit und seiner Feigheit schämen. Der Krieg hatte auch zu ihm geredet mit seiner ernstesten Sprache. Er hatte auch ihn an den Tod gemahnt und Fragen in ihm wachgerufen, deren Beantwortung bitter war. War er seiner Familie ein Wegweiser zum Guten oder zum Bösen gewesen? Er seufzte tief.

Da schlug Hans die Augen auf. Als er den Vater erblickte, ging ein frohes Leuchten über die abgezehrten Züge. Er streckte die Hand aus und flüsterte:

„Mein lieber, lieber Vater, wie schön, daß ich dich noch einmal sehen kann!“

Der Vater war zu bewegt, um ein Wort erwidern zu können. Unter Tränen küßte er seinen Jungen auf die Stirn.

„Vater, weißt du auch, was ich habe?“

„Ja, mein tapferer Junge, ich weiß, du hast das Eiserne Kreuz.“

„Ja, das habe ich wohl, und ich freue mich darüber. Aber ich habe noch etwas ganz anderes, Vater. Ich habe Jesus. Ich kenne Ihn als meinen Heiland. Für das Eiserne Kreuz habe ich meinem Hauptmann gedankt, und ich muß es hier lassen. Aber Jesus geht mit mir selbst durch das Tal des Todes. Dafür werde ich ewig Gott danken.“

Weinend sagte der Vater:

„Mein Junge, als ich siebzehn Jahre alt war, hab' ich das auch geglaubt, aber ich habe es nicht festgehalten.“

„Vater, du hast das auch geglaubt und hast uns nie etwas davon gesagt, auch dem Richard und der Mutter nicht?“

„Wie konnte ich denn, ich Abtrünniger, der ich wie Esau alles aufgegeben hatte für ein Linsengericht?“

„O mein Vater, wenn es so ist, dann warte nicht länger mit deiner Umkehr! Jesus ist für alle gestorben. Sieh, das hab' ich mir besonders gemerkt.“

Schwester Luise trat ein. Ein Blick auf den jungen Verwundeten sagte ihr, daß hier die letzten Worte zwischen Vater und Sohn gewechselt wurden. Hans



war in die Kissen zurückgesunken. Seine Augen umflorten sich. Aber noch einmal kam es mit letzter Anstrengung von seinen Lippen:

„Nicht wahr — Vater — du kommst — noch — heute?“

„Ja, mein Hans, noch heute! Ich muß und will zu Ihm zurück.“

Noch ein letzter Blick tiefer Liebe aus den brechenden Augen des Sohnes traf den Vater. Dann schlossen sie sich für diese Erde.

Unter Schluchzen hielten Vater und Mutter die Hände ihres Kindes, bis Schwester Luise sich ihrer annahm und die Tiefgebeugten hinausführte. In dem kleinen Zimmer der Schwester rief der Mann unter Tränen:

„Liesel, was habe ich doch alles versäumt an dir und den Kindern! Wie groß ist meine Schuld!“

Liebend schaute Liesel den Vatten an und erwiderte:

„Trotzdem hat der Herr dich lieb. Unser Hans ist eben im Glauben an Jesus in Frieden heimgegangen, und ich durfte gestern Frieden finden. Mein Herz ist glücklich in der Erkenntnis der Liebe Gottes.“

„Du auch, Liesel?“

Er war auf einen Stuhl gesunken und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Ja, Gustav, ich auch. Und wenn du so einfältig umkehrst, wie ich gekommen bin, dann darfst auch du dich dieses Heilands rühmen.“

Gustav Hasselkuß hatte an diesem Tage noch schwere Stunden. Wie Bergeslast lag's auf ihm, und die Last schien ihn zu erdrücken. Unzählige Sünden standen als Ankläger vor ihm. Aber das schlimmste war, daß er wie ein vielfaches Echo immerfort zu hören meinte: „Feigling, elender Feigling!“ Konnte ihm diese Sünde vergeben werden? Als Schwester Luise den Nachmittagskaffee brachte, schlug sie still die Bibel auf und legte den Finger auf Jesaias 1, 18. Hasselkuß verstand und las: „Kommt denn und laßt uns miteinander rechten. Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden“. Wurde es licht in seiner Seele? Ein Vers

fiel ihm ein. Mit zitternder Stimme sprach er ihn vor sich hin:

„Wie ich bin, komm' ich zu Dir.
Deine Liebe ohnegleichen
Ist zum Heil geworden mir;
Alle Zweifel müssen weichen.
Du, Herr Jesus, rettest mich.
Gottes Lamm, ich preise Dich.“

Ja, es ist licht in seiner Seele geworden, und zwar noch am gleichen Tage. Gustav Hasselkuß hat Gott beim Wort genommen, und es wurde ihm zur seligen Gewißheit: Ich bin in Christus ein neuer Mensch geworden. Wie ein wüster Traum war sein vergangenes Leben an ihm vorübergegangen. Aber Gott hatte einen Strich gemacht durch a l l e s.

Gustav und Liesel gingen fortan einen anderen Weg. Sie begannen ein neues Leben. Gott hatte sehr ernst zu ihnen reden müssen. Ihre drei Kinder mußte Er ihnen nehmen. Die einst blühende Wirtschaft war verschuldet. Sie übernahm die Brauerei als Hauptgläubigerin. Wenig blieb ihnen übrig. Aber es war doch so viel, daß sie ein kleines Geschäft eröffnen konnten, das beide nährte.

Kam man in ihr Häuschen, so fand man glückliche Menschen, und gern setzte Gustav sich dann ans Harmonium, spielte und sang:

„Nur G n a d e ist's, die mir begegnet,
Solang ich hier in Schwachheit bin.
Der L i e b e Fülle dort mich segnet,
Komm' ich zur ew'gen Heimat hin.
Mag auch hienieden alles wanken,
Mag alles hier auch enden sich:
Die G n a d e kennt keine Schranken,
Und L i e b e bleibet ewiglich.“

S. S.

**„Wo die Sünde überströmend
geworden, ist die Gnade noch über-
schwenglicher geworden.“**

In einem christlichen Blatt las ich jüngst folgende Begebenheit:

Ein alter Herr, der die Gewohnheit hatte, seine Mitbürger zu besuchen, um ihnen das Wort vom Kreuz zu bringen, kam eines Tages auf seinen Gängen in eine verwahrloste Wohnung. Ein riesengroßer, roh aussehender Mensch, dessen Äußeres der Wohnung entsprach, empfing ihn. Sobald der Mann den Zweck des Besuchs erfuhr, faßte er mit einer Hand den alten Herrn, mit der anderen ein langes Messer und schrie zornbehebend:

„Noch ein einziges Wort, und ich steche dich nieder. Mein halbes Leben hab' ich im Zuchthaus verbracht. Was aus mir wird, ist mir egal.“

Daß es sich nicht um eine leere Drohung handelte, zeigte dem Besucher ein Blick in die wutentbrannten Züge. Trotzdem ließ er sich nicht einschüchtern, sondern erwiderte ruhig:

„Wenn Gott es zuläßt, so töten Sie mich immerhin! Vorher aber muß ich Ihnen noch etwas sagen: Noch ist es Zeit, Ihre Seele zu retten. Jesus ist für Sie gestorben. Und wenn Sie zu Ihm gehen, stößt Er Sie trotz Ihrer vielen Sünden nicht hinaus.“

Die Hand mit dem gezückten Messer sank herab. Der tödliche Stoß erfolgte nicht. Wohl aber stieß der Riese den alten Mann die Treppe hinunter. Ruhig stand er auf und ging seine Straße. Von diesem Tage

an betete er täglich für den Menschen, der ihn so übel behandelt hatte.

Wochen vergingen. Da kam der alte Herr eines Tages wieder durch jene Straße. An der betreffenden Wohnung schaute er auf. Am Fenster oben stand der Mann, der ihn damals beinahe umgebracht hätte. Diesmal winkte er ihm zu, heraufzukommen.

Getrost folgte er der bedenklichen Einladung. Aber schon auf der Treppe stürzte ihm der Riese entgegen, fiel ihm um den Hals und rief weinend:

„Jetzt bin ich auch glücklich. Jesus hat mich angenommen und mir meine Sünden vergeben. Und Ihnen verdanke ich es. Vergeben auch Sie mir meine Roheit! Immer habe ich gebetet, der liebe Gott möge Sie wieder zu mir führen.“

Er zog den Besucher mit sich ins Zimmer, das jetzt ein ganz anderes Gepräge trug wie damals. Der Fremde mußte sich setzen, und dann erzählte er ihm, wie er bei seinem ersten Besuch allen Ernstes beabsichtigt habe, ihn zu erstechen; aber er habe nicht gekonnt. Von der Stunde an sei eine namenlose Angst über ihn gekommen. Schrecken der Hölle hätten seine Seele Tag und Nacht gequält. Die gehörten Worte hätten sich ihm geradezu eingebrannt, und was er auch getan habe, sie loszuwerden, es sei ihm unmöglich gewesen. Da habe er zu Gott um Erbarmen und um Rettung geschrien, und dann sei ihm der in der Jugendzeit gelernte Spruch eingefallen: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden“. (Röm. 5, 20. Luthertext.) Jetzt habe er diese Wahrheit an seinem Herzen erfahren.

Soweit die Erzählung. Beim Lesen kommen einem unwillkürlich einige Worte der Heiligen Schrift

in den Sinn. Ich muß da denken an die beiden Sprüche Salomos:

„Ein Wort zu seiner Zeit, wie gut!“ und: „Eine gelinde Zunge zerbricht Knochen“. (Spr. 15, 23; 25, 15.) Dann an das Wort des Propheten Jeremias:

„Ist mein Wort nicht also — wie Feuer, spricht Jehova, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert?“ (Kap. 23, 29.)

Und schließlich wird einem das bekannte Wort aufs neue groß und herrlich, das jenem Manne in seiner Seelennot half, und das in genauer Übersetzung lautet: „Wo die Sünde überströmend geworden, ist die Gnade noch überschwenglicher geworden“.

Unter den Lesern dieser Zeilen sind viele, die die Gnade Gottes an ihren Herzen kennengelernt haben. Sie möchte ich mit mir auf die erstgenannten Bibelworte hinweisen. Jener alte Herr, von dem die Erzählung berichtet, hatte den Wunsch, seinen Mitmenschen die Liebe Christi zu bezeugen. Das ist unser aller Aufgabe, die wir das gleiche Teil besitzen. Sind wir uns dessen bewußt, und wünschen wir, unserer Aufgabe gerecht zu werden, so dürfen wir Ihn bitten, und Er wird uns zu seiner Zeit das rechte Wort geben. Das ist nämlich notwendig, sonst werden unsere Worte in den Wind geredet. Möge darum unser täglich Gebet lauten: „Herr, gib Du mir zur rechten Zeit das rechte Wort!“

Weiter: „Eine gelinde Zunge zerbricht Knochen“.

Was wäre das Ergebnis gewesen, wenn jener Bote des Friedens dem Mann, der ihm wutschnaubend entgegentrat, nicht sanftmütig geantwortet hätte? Er hätte es vielleicht mit dem Tode bezahlen müssen; der andere wäre zum Mörder geworden, und Satan hätte

triumphiert. So aber geschah ihm nichts; der andere wurde entwaffnet und Satan aus dem Felde geschlagen. O wäre doch eine „gelinde Zunge“ allezeit die von uns benutzte Waffe! Wie oft schlagen wir mit dem Schwerte drein, wie Petrus bei der Verteidigung seines Herrn! Sein Schlag war völlig umsonst, denn er machte den Angreifer nicht kampfunfähig. „Laßt eure Gelindigkeit kundwerden allen Menschen; der Herr ist nahe“, schreibt Paulus an die Philipper.

Nachdem der jähzornige Mann durch das „gelinde Wort“ im Innersten getroffen worden war, konnte das Wort des Propheten volle Erfüllung an ihm finden. Gottes Geist begann zu wirken. Das gehörte Wort brannte dem Manne ins Herz hinein wie Feuer. Zugleich erwies es sich als ein Hammer, der Felsen zerschmettert. Er hatte gewiß in seinem Leben schon manches harte, drohende Wort gehört, aber sein Herz war nur immer härter geworden. Doch als Gott zu wirken begann, da schmolz der Eispanzer, der sich um sein Herz gelegt hatte; es wurde ihm bange ums Herz. Und dann, ja, dann trat die Gnade auf den Schauplatz, dann kam das leise Säuseln, das einst dem mutlos gewordenen Propheten Elias angekündigt hatte: „Jetzt kommt Jehova!“ Nachdem Feuer und Hammer ihre Wirkung getan, flüsterte die Gnade ihm zu: „Wo die Sünde überströmend geworden, ist die Gnade noch überschwenglicher geworden“. Ja, das wollen wir uns auch merken: Nur wo Gottes Winde wehen, geschieht ein ganzes Werk in der Seele. „Der Wind weht, wo er will“, sagte einst der Sohn Gottes zu Nikodemus und fügte dann hinzu: „Also ist jeder, der aus dem Geiste geboren ist“. Das Werk in der Seele muß Gott tun. Wir, die wir den Seelen das

Wort zu bringen suchen, können nur Handlangerdienste verrichten. Im vorliegenden Fall wirkte Gott ohne menschliches Zutun. Es war ein Wort aus der Jugendzeit, das die Wendung bei jenem Sünder hervorrief. Gott wandte es auf sein Herz und sein Gewissen an. Kein Mensch half dabei. Vergessen wir nicht, daß Gott auch ohne uns fertig wird, damit wir uns ja nichts einbilden, wenn Gottes Gnade uns hier und da benutzt. Vergessen wir anderseits aber auch nicht, daß „der Glaube aus der Verkündigung ist“ (Röm. 10, 17), und vergessen wir vor allem nicht, Gott immer und immer wieder zu bitten, daß Er Seelen rette! „Ihr, die ihr Jehova erinnert, gönnet euch keine Ruhe und laßt Ihm keine Ruhe“, lautet ein Wort des Jesaias. (Kap. 62, 6. 7.) Freilich ist es an Israel gerichtet und bezieht sich auf die Befestigung und den Ruhm Jerusalems. Aber auch wir können es getrost benutzen mit bezug auf die Rettung von Seelen, denn Größeres als Jerusalems Ruhm steht hier auf dem Spiel.

„Wo die Sünde überströmend geworden, ist die Gnade überschwenglicher geworden.“

Wieviel hat es unseren Herrn und Heiland Jesus Christus gekostet, das Werk der Erlösung zu vollbringen! Er mußte dazu unsere Sünde tragen, mußte unsere Übertretungen und Missetaten auf Sich nehmen. Auch die Sünden jenes Mannes, der sein halbes Leben im Zuchthaus gesessen hatte, haben auf Ihm gelegen. Ich will hier die verabscheuungswürdigen Sünden nicht aufzählen, die schon von solchen begangen worden sind, die hernach die Rettermacht Jesu an sich erfahren haben. Die Feder sträubt sich, sie zu schreiben. Wer konnte sie auch? Aber der Sohn Gottes

hat sie alle gekannt; noch mehr, Er hat sie alle getragen, hat sie alle gesühnt, als Er um ihretwillen auf das Kreuz erhöht war.

O große Lieb', o Lieb' ohn' alle Maßen,
Die Dich gebracht auf diese Marterstraßen!
Ich lebte mit der Welt in Lust und Freuden,
Und Du mußt'st leiden!

So hat schon vor Jahrhunderten ein erretteter Sünder die Liebe des Sünderheilands besungen. Die gleiche Liebe darf heute ein jeder erfahren. Von dieser Gnade Gebrauch machen darf immer noch, wer da will. Wen da dürstet, der darf kommen und trinken von dem Wasser des Lebens. Auch du darfst es, mein Leser, wenn du es noch nicht tatest. Solang überhaupt noch Gnadenzeit ist, bleibt das Wort des Apostels bestehen:

„Wo die Sünde überströmend geworden, ist die Gnade noch überschwenglicher geworden.“

Die eingemauerte Bibel

In der Umgebung einer kleinen italienischen Stadt, die in Drangenhainen und Olivenwäldern versteckt liegt, ging einst eine Dame spazieren. Als sie sich dem Stadttore näherte, sah sie einen Maurer bei dem Aufrichten einer Mauer beschäftigt. Sie ging auf ihn zu und unterhielt sich eine Weile freundlich mit dem Mann. Anfangs zeigte sich dieser auch freundlich, doch plötzlich nahm sein Gesicht einen anderen Ausdruck an. Die Dame hatte nämlich aus ihrer Tasche eine kleine italienische Bibel genommen und reichte diese nun dem Arbeiter mit der Versicherung, die Bibel sei Gottes Wort, das auch für ihn bestimmt sei.

Er möge nur fleißig in dem Buche lesen, so würde er darin eine gute Botschaft für seine Seele finden.

Hestig wies der Mann das Geschenk zurück und sagte, er wolle nichts mit dem Buche zu tun haben, er wolle gar nichts davon hören. Er weigerte sich, Gottes Stimme, die durch die Dame an ihn erging, zu hören, ähnlich wie einst der Pharao, als er Moses und Aaron antwortete: „Wer ist Jehova, auf dessen Stimme ich hören soll, Israel ziehen zu lassen? Ich kenne Jehova nicht, und auch werde ich Israel n i c h t ziehen lassen.“ (2. Mose 5, 2.)

Nach einer Weile gab er indessen scheinbar nach, ließ seinen Namen auf das leere Blatt vorn im Buch schreiben und nahm das Buch an sich, wobei sein Gesicht sich zu einem heimlichen Lächeln verzog. Kaum hatte die Fremde ihm den Rücken gewandt, um weiter zu gehen, da hob er einige Steine der Mauer wieder ab, legte die Bibel in den hohlen Raum, schloß die Stelle mit Steinen und fuhr darauf fort, rinasum weiter zu bauen. Nun glaubte er, vor dem Einfluß des Buches sicher zu sein. Doch „nähme ich Flügel der Morgenröte, ließe ich mich nieder am äußersten Ende des Meeres (ähnlich wie einst Jona es zu tun suchte), auch daselbst würde Deine Hand mich leiten“. (Psalm 139, 9. 10.)

Einige Jahre später traf die Stadt, in welcher sich diese kleine Begebenheit zugetragen hatte, ein großes Unglück. In einer Nacht wurden ihre Bewohner plötzlich durch das Getöse einstürzender Häuser vom Schlafe aufgeschreckt. Ein Erdbeben richtete schreckliche Verwüstungen an, zerstörte eine Menge Häuser und vernichtete manches Menschenleben.

Endlich trat wieder Ruhe ein. Die armen, geflüchteten Einwohner kehrten in ihre Wohnstätten zurück. Sachverständige Leute wurden zu ihnen geschickt, welche die stehengebliebenen Mauern untersuchen mußten, um weiteres Unglück zu verhüten.

Einem dieser Leute fiel beim Klopfen mit dem Hammer der hohle Klang einer Stelle an einer Mauer auf. In der Meinung, ein Schatz möge dahinter verborgen liegen, brach er die Steine ab, fand aber zu seiner Enttäuschung nichts als ein kleines Buch. Er nahm es mit nach Hause und fing aus Neugierde an, darin zu lesen. Es war jene Bibel, das Wort Gottes, und es sprach mit gewaltiger Stimme zu seinem Herzen. Durch dieses Buch lernte er Gott und seinen Erlöser kennen. Es ward ihm ein Schatz, köstlicher als alles Gold, denn er fand in ihm einen Heiland und bekehrte sich zu Ihm.

Die Liebe Jesu, die er an seinem Herzen erfahren hatte, trieb ihn, auch anderen zu dienen und ihnen den Weg zu ihrem Heil zu zeigen. Er wurde Bibel-Kolporteur.

Als er eines Tages schwer beladen seine Straße wanderte, sah er einen Trupp Arbeiter da stehen. Er ging zu ihnen, grüßte freundlich, zeigte ihnen seine Bücher und bot sie zum Verkauf an. Mehrere von ihnen kauften sich ein Buch; nur einer wies ihn mit fast geringschätzender Gebärde zurück.

„Ich will nichts von dem Buche wissen,“ sagte er; „einmal hatte ich solch ein Buch; ich habe es aber an einem Ort versteckt, wo es selbst der Teufel nicht finden kann.“

Dem Kolporteur fuhr bei diesen Worten ein Gedanke durch den Kopf. Er zog seine kleine Bibel aus

der Brusttasche, öffnete das erste Blatt und fragte jenen Mann, ob das vielleicht sein Name sei. Der Maurer stuchte und erkannte die von ihm eingemauerte Bibel.

Das war also die Stimme des Herrn an ihn zum zweiten Mal! Er war erschüttert und wagte nicht, länger ihrem Rufe zu widerstehen. Auf seine Bitte überließ ihm der Kolporteur die Bibel; er tat es mit schwerem Herzen, doch willig und nicht, ohne im stillen zu dem Herrn Jesus für den Maurer zu beten.

Mit einem Gefühl von Schrecken und Ehrfurcht trug der Arbeiter sein Buch heim. Er las darin, und das Ergebnis war, daß er sich nicht nur selbst als verlorenen und verdammungswürdigen Sünder erkannte, der eines Heilands bedurfte, sondern daß er auch die erbarmende Liebe Gottes kennen lernte, des Gottes, der Seinen Sohn als Heiland in diese Welt gesandt hat. Und weil er dieses Mal auf die Stimme Gottes hörte und ihr glaubte, bekam seine Seele Frieden im Glauben an den Sündentilger Jesus, und er wurde ein glücklicher Mensch. „Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht“, sagt der Herr Jesus. (Joh. 5, 24.)

Gott vermag wohl den Weg zu den Menschenherzen zu finden, und wenn wir Ihm auch entfliehen wollten, Er kann uns doch erreichen. Mußte doch Jona wieder aus des Fisches Bauch heraus! So kann der Herr auch ein Erdbeben benutzen, um eine Seele zu gewinnen. „Er macht Seine Engel zu Winden und Seine Diener zu einer Feuerflamme.“ (Hebr. 1, 7; Ps. 104, 4.)

„Was ist ein Christ?“

Zwei Fischer waren dabei, ihre Netze zu flicken. Dem einen ging die Arbeit offenbar nicht flott genug vonstatten, denn er fluchte schrecklich und rief dabei den Namen Jesus an. Dann griff er in seiner Wut nach des anderen Netz und schnitt es mit seinem Messer entzwei. Der geschädigte Mann sagte nichts als: „Fluche doch nicht so! Mißbrauche nicht den Namen meines geliebten Heilands, der mir teurer ist als alle Netze in der Welt!“

Einige Tage später brachte der Geschädigte bei einem Sturm das Boot des anderen in Sicherheit. „Wie kommst du dazu?“ fragte dieser. „Hättest dich doch freuen sollen, zu sehen, wie mein Boot kaputt ging. Was bist du eigentlich für einer?“ „Ich bin ein Christ!“ lautete die Antwort. „So einen Christ hab' ich noch nie gesehen“, versetzte der andere. „Was ist denn ein Christ?“ — „Einer, der seinen Nächsten lieb hat wie sich selbst.“ — „Was, du hast mich lieb?“ — „Ja, ich hab' dich lieb und würde gern alles für dich tun.“ — „Für mich? Ich hab' doch dein Netz entzweigeschnitten.“

Dabei legte er seinen Kopf auf des anderen Schulter und weinte bitterlich.

Und dieser Mann, so berichtet einer, der die beiden Fischer kennt, dieser Mann, der vor zwei Jahren noch ein arger Trinker und schlimmer Wüterich war, ist heute ein achtbarer, tüchtiger Mensch. Das Verhalten eines „Christen“ hat ihn bezwungen.

Die verhängnisvolle Kurve

Nicht lange nach dem wichtigsten Ereignis meines Lebens, meiner Bekehrung zu Jesus Christus, ging ich nach Spanien, wo ich als Eisenbahn-Ingenieur eine Stelle gefunden hatte. Ich wohnte zuerst in Madrid. Bald aber lenkte die Vorsehung Gottes meine Schritte in die Provinz Santander.

Ich bekam die Bauleitung an einem sehr schwierigen Bahn-Abschnitt der damals in Ausführung befindlichen Strecke nach Madrid, die durch eine der romantischen Pyrenäen-Schluchten führte. Hochragende, in die Wolken sich verlierende Gipfel auf beiden Seiten, bewaldete, oft steil abfallende felsige Hänge und schäumende Gießbäche machten die Erstellung von Stützmauern, zahlreichen Brücken und Tunnels notwendig. Bevor ich meine eigentliche Arbeit begann, prüfte ich sorgfältig die Baupläne, und da entdeckte ich bald einen großen Fehler im Entwurf des Streckenplanes. Ich schlug darauf den beiden Ober-Ingenieuren, die leibliche Brüder waren, die Abänderung dieses Teiles vor, wobei ich nachwies, daß beträchtliche Kosten gespart werden könnten, wenn eine starke und dabei recht gefährliche Kurve vermieden und statt ihrer ein größerer Durchbruch gemacht würde.

Die vorgeschlagene Änderung war für einen Monat und länger Gegenstand vieler Besprechungen, aber ihre Notwendigkeit wurde von den beiden Brüdern

aufs hartnäckigste bestritten, und sie ließen nichts unversucht, ihre Durchführung zu verhindern. Sie setzten auch — zu ihrem eigenen Unglück, wie die Folge zeigte — ihren Kopf durch. Von jener Zeit an konnte ich einen deutlichen Gesinnungsumschwung bei beiden feststellen. Sie nahmen eine feindselige Haltung gegen mich ein. Während der ganzen Arbeitsdauer hatte ich viel unter ihren Schikanen zu leiden. Je mehr die Zeit heranrückte, wo die Eisenbahn dem öffentlichen Verkehr übergeben werden sollte, desto unleidlicher und gehässiger wurde ihr Benehmen. Die beständigen Aufregungen erschütterten meine Gesundheit schließlich derart, daß ich gezwungen war, meine Tätigkeit noch vor Vollendung des Werkes einzustellen. Da ich dringend der Ruhe für meinen äußeren und inneren Menschen bedurfte, siedelte ich mit den Meinigen zu kurzem Aufenthalt an die Meeresküste über, die nur wenige Kilometer von unserem Wohnort entfernt lag. Das war an einem Freitag. An dem darauffolgenden Sonntag sollte die Eröffnungsfeier stattfinden.

Der Sonntagmorgen brach so schön und lieblich an, daß er ins Freie lockte. In Begleitung meines Sohnes, der damals zehn Jahre alt war, ging ich zu einem Felsen, von dem aus man einen weiten Ausblick auf den Golf von Biskaya hatte. Hier ließen wir uns nieder. Ich hatte meine Bibel bei mir. Meiner Gemütsstimmung entsprechend, schlug ich den 91. Psalm auf. Ich kann kaum die wunderbare Wirkung beschreiben, die das Lesen auf mich ausübte. Die herrliche Natur ringsum erfreute das Auge, aber der köstliche Inhalt des Psalms erquickte mein bedrücktes, zerüttetes Gemüt. „Wer im Schirme des Höchsten sitzt, wird bleiben im Schatten des Allmächtigen“ — ja,

das war ein Wort, das ich im Glauben für mich in Anspruch nehmen durfte. Den Schutz des Höchsten, Seine erquickende Nähe — beides durfte ich genießen. „Denn Er wird dich erretten von der Schlinge des Vogelfstellers, von der verderblichen Pest.“ Seine Hilfe in Tagen der Not, Seine Errettung von übelwollenden Feinden — würde ich sie nicht auch erfahren dürfen? Von Herzen dankte ich Gott, Dessen Güte mir die Worte sandte, um mich daran zu erquickern und aufzurichten. Eine tiefe Freude und ein Friede, wie ich ihn lange nicht genossen hatte, durchströmten mich. Ich konnte die Freude nicht für mich behalten.

„Sieh mal, David“, rief ich meinem Jungen zu, „welch ein herrliches Wort hier steht!“

Wir lasen die Verse zusammen, und wenn David auch ihren tieferen Sinn nicht zu erfassen vermochte, so erkannte er doch, was die Worte seinem Vater bedeuteten, und auch seine Augen leuchteten. Eine große Last schien plötzlich von mir abgewälzt zu sein. Ich fühlte wieder die Verbindung nach oben.

Nach einiger Zeit kehrten wir in unser unweit des Strandes liegendes Häuschen zurück, da ich die Verse, die mich so sehr getröstet hatten, auch meiner Frau vorlesen wollte. Die ersten vier Verse bat ich sie auf ein Blatt Papier zu schreiben, damit ich sie immer bei mir tragen konnte. „Denn Er wird dich erretten“, mußte sie unterstreichen, „denn“, rief ich fröhlich, „wenn Gott etwas sagt, so meint Er es auch, und Er wird es sicherlich tun.“

Neben die Verse setzte ich das Datum des Tages. Merkwürdigerweise mußte ich dabei an die Worte des Herrn Jesus denken: „Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde“, und da ich selbst zum Schreiben unfähig war,

bat ich meine Frau, unter die Psalmworte auch noch die Stelle zu setzen:

„Tut wohl denen, die euch hassen, und betet für die, die euch beleidigen und verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters seid, der in den Himmeln ist.“

Das Blatt steckte ich dann in die Tasche. Den ganzen Tag über fühlte ich mich körperlich und geistig frischer.

Am Abend, als alle anderen zu Bett gegangen waren, und ich noch allein in dem kleinen Wohnzimmer saß, zog ich die aufgeschriebenen Verse hervor und las sie nochmals durch. Ich empfand dabei dieselbe Freude, die ich am Morgen gehabt hatte. Beim Lesen des Herrenwortes aber kamen mir plötzlich ganz eigene Gedanken.

„Du hast dir dieses Wort aufschreiben lassen“, mußte ich mir sagen; „aber was kann es nützen, solche Worte zu schreiben, wenn man nicht gewillt ist, sie auch zu befolgen? Um wirklich ein Christ zu sein, muß das, was der Herr Jesus geboten hat, auch ausgeführt werden. Also muß ich die, die mir so übel mitgespielt haben, lieben. Ich muß für sie beten.“

Als ich diese Gedanken weiter ausspann, entdeckte ich, daß es gar nicht leicht ist, Menschen zu lieben, die einen durch ihre Feindschaft fast zu Tode gequält haben. Ich mußte mich fast auf die Knie zwingen. Aber ich wollte für meine Feinde beten, und nachdem ich einmal angefangen hatte, erfuhr ich, wie der Geist, der sich unserer Schwachheiten annimmt, wunderbar zu Hilfe kommt.

Die Folge meines Gehorsams war, daß eine Freude mein Herz erfüllte, ähnlich jener Freude und

jenem Frieden, die ich vor Jahren empfunden hatte, als mir die Vergebung meiner Sünden durch den Glauben an das vergossene Blut meines Herrn und Heilandes geschenkt worden war. In dieser Nacht schlief ich wieder einmal wirklich gut und stand am anderen Morgen erquickt und gekräftigt auf. Es war mir sogar möglich, ein Schwimmbad zu nehmen.

Ich hatte mich kaum wieder angekleidet, als ich meinen Jungen in großen Säßen heranspringen sah. Er kam offenbar als Überbringer einer außergewöhnlichen Nachricht.

„O Papa, weißt du es schon?“ rief er ganz aufgeregt. „John ist eben von Las Caldas gekommen. Sie haben gestern die neue Strecke eingeweiht, und dabei ist ein großes Unglück geschehen!“

Nach und nach erfuhr ich Näheres. Meine Gegner, die beiden Ober-Ingenieure, hatten die Maschine des Zuges, der die neue Strecke als erster befuhr, selbst geführt. Die übrigen Mitfahrenden hatten aus den Direktoren sowie einer Anzahl Freunde und Angehörige der Leitung der Eisenbahngesellschaft bestanden. Große Bewunderung war der Schönheit des Werkes und der Landschaft gezollt worden, und für eine Zeitlang war alles Freude und Wohlgefallen gewesen. Aber dann war es plötzlich anders gekommen. Die gefährliche Kurve, vor der ich so oft und so eindringlich gewarnt hatte, war die Ursache des schrecklichen Unglücks geworden. Der Zug, der mittlerweile eine höhere Fahrgeschwindigkeit erlangt hatte, sprang aus dem Geleise, und die Maschine stürzte um und samt den beiden Führern den Eisenbahndamm hinab auf eine tiefer gelegene Felsplatte. Der ältere Bruder kam unter die Maschine zu liegen. Sein Tod trat fast augen-

blicklich ein. Auch der jüngere wurde von dem Eisenkoloß gefaßt und derart von Feuer, ausströmendem Dampf und heißem Wasser verbrüht, daß man für ihn ebenfalls das Schlimmste befürchtete. Es gelang indes nach vieler Mühe, ihn unter der Maschine hervorzuziehen und in ein Haus zu bringen, das dem meinen gerade gegenüberlag.

Als ich diese erschütternde Begebenheit vernahm, hatte ich Anlaß, aufs neue meine Knie vor Gott zu beugen, aber diesmal nicht nur, um für den armen Schwerverletzten zu beten, sondern auch, um für meine eigene Bewahrung zu danken. Buchstäblich hatten sich die Psalmworte, die mich so erquickt hatten, an mir erfüllt. Gottes Fittiche hatten mich gedeckt. Denn hätte Er es nicht so geführt, daß ich gesundheitshalber die Arbeit aufgeben mußte, so hätte ich jedenfalls das Los der beiden Ingenieure geteilt. Die Unglückskurve wäre auch mein Verderben geworden. Daß seit diesem Tage der Zettel mit den Psalmworten eine besondere Bedeutung für mich gewonnen hat, wird jedermann begreifen. Der herrliche 91. Psalm ist mir fortan in allen Schwierigkeiten und Versuchungen eine besondere Trost- und Kraftquelle gewesen.

Dankbar war ich, daß ich mich schon am nächsten Tage wohl genug fühlte, um mit meiner Familie nach Hause zurückkehren zu können. Der Weg führte an der Unglücksstelle vorüber. Wunderbarerweise waren die übrigen Teilnehmer an der verhängnisvollen Fahrt wohl alle schwerer oder leichter verletzt worden, niemand aber war, außer dem älteren der Brüder, ums Leben gekommen. Kaum zu Hause angelangt, erhielt ich den Besuch von zwei mir befreundeten, gläubigen Fahrtteilnehmern, die mit einer ganz leichten Ver-

letzung davongekommen waren. Es war ein ernstes Wiedersehen für uns drei, die wir durch Gottes Güte so wunderbar bewahrt geblieben waren. Gemeinsam dankten wir unserem himmlischen Vater hierfür. Gemeinsam gedachten wir auch des armen, unglücklichen Mannes, der mit dem Tode rang. Wir baten den gnädigen Gott, der nicht will, daß ein Mensch verloren gehe, sondern daß alle errettet werden, sich seiner zu erbarmen und seine unsterbliche Seele zu retten vor dem zweiten Tode.

Am folgenden Tage besuchte ich ihn. Es kam mir zunächst darauf an, ihm zu bekennen, daß ich oft bittere und harte Gefühle ihm gegenüber gehabt hatte, und ihn dieserhalb um Verzeihung zu bitten. Im Anschluß daran war es nicht schwer, ihn auf die große Vergebung hinzuweisen, die bei Gott zu finden ist in Christus Jesus. Da nun war es wunderbar, zu sehen, wie augenblicklich der Geist Gottes in der Seele des Mannes zu wirken begann. Ich konnte zu ihm reden, wie man zu einem Freunde redet. Dann bat ich um die Gunst, bei ihm wachen zu dürfen, und dankbar nahm er mein Angebot an.

Die Leiden des Verunglückten waren so schlimm, daß er auch nicht für Augenblicke Ruhe im Schlaf fand. Was menschliche Geschicklichkeit zu tun vermochte, geschah, um seine Schmerzen zu lindern. Drei Ärzte bemühten sich um ihn und wandten alle Errungenschaften der Wissenschaft an, um das fliehende Leben aufzuhalten. Doch alles war vergeblich. Als Folge der starken Verbrennungen trat der kalte Brand ein mit seinen schrecklichen Verwesungserscheinungen. Dieser feine Mensch, noch vor wenigen Tagen ein Bild kraftvoller Schönheit und peinlichster Sauberkeit,

wurde eine Beute von Würmern. Wahrlich, wie bald ist die Schönheit menschlichen Ansehens dahin! Aber auch das muß in der Hand des großen, allweisen Gottes dazu dienen, den stolzen Menschengeist zu beugen.

Während ich bei dem Verunglückten wachte, flehte ich unaufhörlich um Erbarmen für ihn zu Gott. Es war furchtbar, Zeuge seiner Leiden zu sein. „Wenn ich nur zehn Minuten schlafen könnte!“ stöhnte er einmal. „Tausend Franken gäbe ich darum.“ Aber kein Schlaf kam in seine Augen. Die quälende Unruhe verließ ihn nicht. Erst bei Anbruch des Morgens, wenn die Vögel draußen ihren Frühgesang anstimmten, wurde er ein wenig ruhiger. Dann konnte man mit ihm reden über den Gott, Dessen Tun manchmal wunderbar und schwer verständlich, der aber reich ist an Liebe und Erbarmen.

Neun Tage weilte er noch auf Erden. Es war eine kurze Zeit, aber sie war lang genug, daß der Sterbende seine Zuflucht zum Kreuze Christi nehmen konnte. Er verfluchte nicht seine Tage, wie es mancher an seiner Stelle getan hätte, sondern lernte in seinen Schmerzen Gottes Erbarmen preisen. Das Werk der Gnade machte so schnelle Fortschritte in ihm, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. In einer der letzten Nächte bat er mich, ihm alles aus der Schrift vorzulesen, was sie über die Kindlein sage. Er war wie ein Kindlein geworden.

Kurz vor seinem Tode rief er mich zu sich, um mich, den er einst als Feind und Widersacher gehaßt hatte, zum letztenmal zu umarmen. Himmlischer Glanz strahlte aus seinen Augen, und auf seinem Antlitz lag ein wunderbarer Friede. Als ich es sah, mußte ich mir sagen: Unser Gott ist doch wirklich ein

großer Gott! Da liegt ein Mensch in Qualen des Leibes, und dabei ist sein Herz überglücklich. Wer könnte so etwas bewirken als allein der Gott der Macht und Liebe? Er, nur Er vermag einen Menschen zu befähigen, das Tränen- und Todestal beim Durchschreiten zu einem Quellenort zu machen.

Der Ingenieur ging in Frieden heim. Die Gesinnung eines Kindes war ihm, dem klugen Weltmann, von Jesus geschenkt worden. In kindlichem Vertrauen hatte er glauben können, und im Glauben schied er aus dieser Welt der Sünde und des Leidens. Ich weiß, daß ich ihn wiedersehen werde an jenem herrlichen Auferstehungsmorgen.

Und nun, Herr Jesus, werfe ich diese kleine Erzählung auf die Fläche der Wasser, sie Dir befehlend. Bitte, segne sie an allen, die sie lesen mögen, besonders an Ingenieuren und Eisenbahnern, ob jung oder alt! Laß noch viele lernen, daß Dir allein aller Ruhm gebührt, denn nur Du bist würdig, zu nehmen die Herrlichkeit und die Ehre und die Macht. W. G.

Wer ist mein Nächster?

Es war an einem Samstagabend vor etwa vierzig Jahren. Besorgt schaute Frau B. aus ihrer über dem Tale liegenden Wohnung in den dämmernden Abend hinaus. Unten lag die Stadt, in der tagsüber Schlote qualmten und Bandstühle klapperten, von der aber jetzt die dunklen, melodischen Glockenklänge der vielen spitzen oder zwiebel förmigen Kirchtürme über die Höhen schwangen. In früheren Jahren hatten die Samstagabende frohe und dankbare Gefühle im Herzen der harrenden Frau ausgelöst,

denn die Glockenflänge läuteten den Sonntag ein, und am Sonntag ging von der Familie, wer nur abkommen konnte, um Gottes Wort zu hören. Aber das war schon lange her. Heute waren es wehmütige Gedanken, die die Glocken im Herzen der Frau weckten. Eine dunkle Wolke lagerte über ihrem Familienkreis, und sie war mit den Jahren schwerer und schwerer geworden. Ihr Gatte war dem Trunk ergeben. Oft genug wanderte sein ganzer Wochenlohn ins Wirtshaus. Daß es auch heute wieder so sein möchte, war ihre Sorge. Wieviel hatte sie deswegen schon zu Gott gebetet! Aber bis zur Stunde war ihr Rufen ohne Erhörung geblieben. Langsam wurden die Schatten der Nacht schwärzer. Die Sonne des kurzen Wintertags war untergegangen. Die Glocken verstummten. Es wurde kälter. Mehr als einmal hatte ihr Mann ganze Nächte draußen zugebracht. Geschah es auch diese Nacht wieder, so konnte es sein Tod sein.

Die Stunden vergingen. Es war spät geworden. Die Sorge der armen Frau wuchs mit jeder Minute. Endlich, endlich hörte sie Tritte, aber nicht die eines einzelnen, sondern mehrerer Männer. Unruhig öffnete sie die Tür. Da vernahm sie die Stimme ihres Mannes. Er kam in Begleitung eines ihr gut bekannten Pfarrers.

Pastor R. verkündigte nicht nur das Wort von Christus, dem gekreuzigten Gottes- und Menschensohn, sondern bemühte sich auch im tagtäglichen Leben, ein Brief Christi zu sein und in guten Werken Christi Gesinnung zu zeigen. Er war an diesem Abend zu einem außerhalb der Stadt wohnenden Schwerkranken gerufen worden. Nur ein schmaler Fußpfad führte zu dessen Hause. Unterwegs war er über einen quer über



dem Pfad liegenden großen Gegenstand gestolpert. Im Mondschein hatte er dann einen schlafenden Mann erkannt, der offenbar schwer betrunken war, denn auf seinen Anruf kam nur ein unverständliches Lallen über seine Lippen. Was sollte er tun? Der Sterbende wartete, und auf Menschenhilfe war bei der Einsamkeit des Weges nicht zu rechnen. Kurz entschlossen zog der Pfarrer seinen warmen Mantel aus, deckte ihn über den Betrunkenen und setzte dann seinen Weg zu dem

Kranken fort. Als er nach längerer Zeit wieder zurückkehrte, fand er den Mann trotz des wärmenden Mantels fast erstarrt vor. Aber er wußte sich zu helfen. Durch starkes Reiben und Schütteln brachte er es soweit, daß der fast besinnungslose Mensch die Augen öffnete und sich aufrichtete. Er konnte jetzt, wenn auch mühsam, reden.

„Wer böß du?“ brachte er stockend hervor.

„Ich bin der Fritß“, lautete die Antwort. „Und wie ist dein Name?“

„Ich heet Willm.“

„Wo wohnst du denn, Wilhelm?“

„Daboven am Berg.“

Glücklicherweise war der Pfarrer ein kräftiger Mann. Sonst wäre es ihm wohl nicht möglich gewesen, den Betrunkenen, der taumelnd und vor sich hin fluchend daherstolperte, nach Hause zu bringen. Aber schließlich gelang es doch. Er gab der erstaunten Frau zunächst heimlich zu verstehen, daß er von ihrem Mann nicht erkannt zu werden wünsche. Dann erzählte er kurz das Vorgefallene und wandte sich zum Schluß mit einigen freundlichen Worten an seinen Schützling.

Es gibt Betrunkene, die in diesem Zustand eine gewisse Gutmütigkeit an den Tag legen, während andere darin den ganzen bösen Zustand ihrer Natur offenbaren. B. gehörte zu den letzteren. Aber es war ihm doch, trotzdem er noch nicht völlig nüchtern war, klar geworden, daß er dem Fremden sein Leben verdankte. Als dieser ihn jetzt bat, ihn am nächsten Morgen in seiner Wohnung zu besuchen, erklärte er sich ohne weiteres hierzu bereit.

Wirklich machte er sich auch am folgenden Morgen auf den Weg, um den versprochenen Besuch aus-

zuführen. Zur verabredeten Stunde klingelte er an der Tür des Pfarrers, der sein Namensschild vorsorglich entfernt hatte. Frau K. öffnete. Sie hätte sicherlich einen Schrecken bekommen, wenn ihr Mann sie nicht auf diesen Besuch vorbereitet hätte, denn der Einlaß Begehrende sah nicht nur unsauber und unordentlich, sondern auch recht wenig vertrauenerweckend aus.

„Wönnt dä Friß do?“ fragte er.

„Ja, der wohnt hier. Er wartet bereits auf Sie“, antwortete Frau K. freundlich.

Auch „Friß“ begrüßte seine neue Bekanntschaft freundlich und bat Wilhelm, Platz zu nehmen.

B. ließ seine Blicke verwundert durch das gut eingerichtete Gemach schweifen.

„Dat süht ja nett bei deek ut“, sagte er nach einer Pause. „Dat hätt eck nit van deek gedeiht.“

„Ja, Wilhelm“, versetzte Friß lachend. „Ich vertrinke mein Geld auch nicht wie du. Du könntest es gerade so gut haben wie ich.“

B. kratzte sich hinter den Ohren, antwortete aber nichts. Einen Augenblick später öffnete sich wieder die Tür. Frau K. brachte den Kaffee und lud den seltsamen Gast ein, mit ihr und ihrem Mann zu frühstücken. Das ließ Wilhelm sich nicht zweimal sagen. Er war nicht blöde und langte ordentlich zu.

Der Pfarrer versuchte einigemale, bei seinem Gast ein Wort für Herz und Gewissen anzubringen. Aber da war kein Verständnis und kein Bedürfnis. Da fingen die nahen Kirchenglocken an zu läuten, und Friß sagte:

„Hör', Wilhelm, ich mache dir einen Vorschlag. Es ist Sonntag. Wir wollen zur Kirche gehen und Gottes Wort hören.“

„Ne, ne“, winkte Wilhelm beinahe erschrocken ab, „in de Kerke go eck nit. Eck weet kaum mer, wie et do utsüht.“

Doch dann besann er sich. Hatte er nicht dem anderen sein Leben zu verdanken? Da mußte er doch schon ihm zu Liebe mitgehen. Entschlossen stand er auf.

„Et es gott. Eck go met deek. Du häs meck dat Leven gerett.“

So wanderte das Paar miteinander zur Kirche. Unterwegs traf sie manch verwunderter Blick. Nebeneinander nahmen sie in einer Bank Platz. Das Eingangsglied wurde gesungen, und dann flüsterte Frits seinem Nebenmann zu:

„Bleib ruhig sitzen! Ich komme zurück. Entschuldige mich für kurze Zeit!“

Wilhelm nickte und blieb sitzen, obwohl es ihm in der ungewohnten Umgebung nicht gerade behaglich zumute war. Wie aber erstaunte er, als er kurz darauf seinen Lebensretter auf der Kanzel stehen sah! Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu können. Pfarrer K. las das Gleichnis vom verlorenen Sohn vor und begann, in der Kraft des Heiligen Geistes darüber zu reden. In ergreifenden Worten schilderte er das Leben des verlorenen Menschen, so wie Gott darüber denke. Er sprach von der Knechtschaft Satans und vom Dienst der Sünde, sprach von Träbern, mit denen so mancher, gleich dem Sohn im Gleichnis, seinen Bauch zu füllen begehre, sowie von der Unzulänglichkeit solcher Speise, die diesen Namen überhaupt nicht verdiene. B. verstand wohl, daß die Predigt auch ihm galt. War er nicht ein armer, willenloser Sklave seiner Leidenschaften? Zitterten nicht seine eigenen Angehörigen, Frau und Kinder, vor ihm? Litten sie nicht

bitteren Mangel, bloß deshalb, weil er, was er verdiente, dazu benutzte, um seinen niedrigen Begierden zu frönen? War seine Schuld nicht riesengroß? Mußte er jetzt sterben, so würde ihm wohl keiner eine Träne nachweinen. Niemand würde ihn vermissen und je wieder nach ihm fragen. Aber wohin würde seine Seele gehen? Verloren, ewig verloren! mußte er sich selber die Frage beantworten.

In diesem Augenblick traf ihn ein Wort aus dem Gleichnis, das der Pfarrer gerade mit erhobener Stimme sagte: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen“. Und dann hörte er schildern, wie der Sohn sich aufmachte und zu seinem Vater ging, wie er das Bekenntnis vor ihm ablegte: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir, ich bin nicht mehr würdig, dein Sohn zu heißen“, und wie der Vater ihm darauf um den Hals fiel und ihn zärtlich küßte, ihn, den verlorenen Sohn in seinen schmutzigen Lumpen. Ja, das waren tröstliche Worte. Aber dieser Sohn hatte auch nur sich selbst, aber nicht seine ganze Familie unglücklich gemacht, wie er es getan hatte! —

Als die Kirche aus war, nahm Pastor K. seinen Bekannten noch einmal mit in sein Haus, und jetzt konnte er anders mit ihm reden als vorher. Zwar gab es der Einwenden genug: seine Sünden waren zu groß und zu zahlreich, als daß sie vergeben werden konnten; er hatte die Gnade mit Füßen getreten usw. Aber der Pfarrer ließ diese Einwände nicht gelten. Schon im Jesaias steht ja geschrieben: „Kommt denn und laßt uns miteinander rechten. Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden.“ (Kap. 1, 18.) Wenn aber solch

gnädige Worte aus Prophetenmund kommen, der doch neben der Gnade so stark das Gericht betonen mußte, wie groß muß dann erst die Gnade sein, die in Christus erschienen ist, „heilbringend für **alle Menschen**“! (Tit. 2, 11.)

Das Ende der Unterhaltung war, daß B. glaubend seine Zuflucht nahm zum Kreuz von Golgatha. Noch am selben Tage konnte er vor einer größeren Versammlung ein Zeugnis ablegen von der Gnade, die Gott an ihm, dem tiefgesunkenen Sünder, erwiesen hatte. Was er sagte, machte Eindruck. Die Zuhörer merkten, daß der Sprecher eine Begegnung mit Gott gehabt hatte. Er konnte zu den Seinigen zurückkehren als ein freier Mensch, der nicht mehr gezwungen war, seinen Willen demjenigen Satans unterzuordnen, sondern der jubelnd verkünden durfte:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.

Das weitere Leben Wilhelms bewies, daß das Wort aus 2. Kor. 5, 17. 18 auf ihn angewandt werden konnte: „Wenn jemand in Christus ist, da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden. Alles aber von dem Gott, der uns mit Sich selbst versöhnt hat durch Christus.“

Weißt du, wer ich bin?

Ich habe nie eine unrechte Handlung verübt. Aber um meinetwillen sind Leben vernichtet worden, Züge entgleist, Schiffe gestrandet, Städte abgebrannt, Schlachten verloren gegangen, und Regierungen haben versagt.

Ich habe mich niemals tätlich vergangen oder auch nur ein unfreundliches Wort gesprochen. Aber durch mich sind Heime zerstört worden, Freunde auseinander gekommen, ist fröhliches Kinderlachen verstummt, haben Frauen bittere Tränen geweint, sind Geschwister einander entfremdet und Elternherzen gebrochen worden.

Ich habe nie Schlechtes beabsichtigt. Aber wegen mir sind Talente und geistige Fähigkeiten zu nichts geworden, Freundlichkeiten und Gefälligkeiten unterblieben, Hoffnungen auf Erfolg und Glück zuschanden geworden.

Ich habe keine Stimme, du müßtest denn meine Schweigsamkeit für eine solche halten. Ich kann auch keine Ursache für mein Dasein angeben, und wenn von Nachkommenschaft geredet werden soll, so könnte ich nur Kummer und Herzeleid nennen. Du siehst, ich rede offen von mir. Weißt du noch immer nicht, wer ich bin? Ich werde es dir gleich sagen, aber wisse zuvor, daß dein eigenes Leben wohl schon manchmal meinen Stempel getragen hat. Und jetzt höre: Ich bin

die Nachlässigkeit.

*

Mein Leser, wenn ich mich oben in das Gewand der Nachlässigkeit gekleidet habe, jenes Wesenszuges, dessen Folgen so ernst sind, so tat ich es, um deine Aufmerksamkeit zu wecken. In der Hoffnung, daß mir dies gelungen ist, möchte ich dich jetzt bitten, dich einmal selbst unter die Lupe zu nehmen, denn es handelt sich hier um eine Angelegenheit von allergrößter Bedeutung, bezüglich derer die Nachlässigkeit eine besondere Rolle zu spielen pflegt. Erlaube mir zunächst die Frage:

Wie steht's um die Errettung deiner Seele?

Hast du diese wichtige Sache, das Wichtigste in deinem Leben, das, was dir am meisten am Herzen liegen sollte, geordnet, oder

hast du sie vernachlässigt?

Der Herr Jesus Christus hat das Werk, das zu deiner Errettung nötig ist, am Kreuz von Golgatha vollbracht. Ihn hat das furchtbare Gericht über die Sünde getroffen. Sein kostbares Blut ist für viele geflossen zur Vergebung der Sünden. Durch die Herrlichkeit des Vaters ist Er aus den Toten auferweckt worden und sitzt jetzt „zur Rechten der Majestät in der Höhe“.

Ganz bestimmt hast du die Botschaft des Evangeliums mehr als einmal gehört. Und auch heute dringt die freundliche Einladung des Heilands der Sünder an dein Ohr: „Komm her zu mir!“, und Seine Mitteilung an dich lautet: „Laß dich versöhnen mit Gott!“ Du hast nicht die Absicht, ewig verloren zu gehen. Du möchtest schon errettet werden, und der Gedanke, dereinst in der Herrlichkeit des Himmels zu sein, ist dir lieb. Du weißt, daß der Weg dahin über Golgatha führt, weißt, daß dies der einzige Weg zum Himmel ist, und daß der verloren ist, der ihn nicht geht. Und dennoch gehst du ihn nicht. Im althergebrachten Trott trabst du dahin. Du bist ein nachlässiger Gesell. Einmal denkst du: Ich sollte mich eigentlich bekehren. Aber dann läßt du es wieder. Du schiebst die endgültige Entscheidung für Christus hinaus aus reiner Nachlässigkeit. Lieber Freund, wenn du es so weiter treibst, dann gehst du verloren. Dann trifft dich Gottes Gericht. Und so bitte ich dich drin-

gend: Raff dich auf! Brich die Macht, die die Nachlässigkeit über dich besitzt! Mach endlich ernst! Laß dich warnen! Und handle heute! Der Weg, auf dem die Nachlässigkeit zu überwinden ist, heißt augenblickliches, entschiedenes Handeln. Du bist doch sonst nicht so energielos. So sei es auch hier nicht!

„Wie werden wir entfliehen, wenn wir eine so große Errettung vernachlässigen?“ (Hebr. 2, 3.)

„Rühme dich nicht des morgenden Tages, denn du weißt nicht, was ein Tag gebiert.“ (Sprüche 27, 1.)

„Zur angenehmen Zeit habe ich dich erhört, und am Tage des Heils habe ich dir geholfen. Siehe, jetzt ist die wohlgenommene Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils.“ (2. Kor. 6, 2.)

„Erwählet euch heute, wem ihr dienen wollt. — Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“ (Jos. 24, 15.)

Wie Gott meinen Kleinglauben Besänfte

(Von einer Predigerfrau mitgeteilt)

Ich möchte von einem Wintertag erzählen, der mir zeitlebens unvergeßlich bleiben wird.

Das Wetter war ungewöhnlich kalt. Aber dadurch ließ sich mein Mann nicht abhalten, von einem Bezirk in den anderen zu reisen. Es ging uns äußerlich nicht gut. Unser aller Kleider waren verschliffen. Ich flickte und flickte, aber das machte die Kleider nicht neu. Die Winterkälte drang durch alle Fugen

unseres leichtgebauten Hauses. Die Leute des Bezirks waren freundlich und gutherzig, doch die Niederlassung war neu, und jede Familie hatte für sich selbst zu ringen. Schon seit einiger Zeit bestand unser Frühstück nur aus etwas Brot und einer Tasse Tee ohne Zucker. Weihnachten war vor der Tür. Unsere beiden Buben wünschten sich brennend jeder ein Paar Schlittschuhe, und Ruth, unser in letzter Zeit oft kränkliches Töchterchen, verlangte sehnlichst nach einer neuen Puppe. Darum betete sie täglich zuversichtlich. Es schnitt mir ins Herz. Wie sollte ich nur einen der Wünsche erfüllen?

Mein Mann und ich unterhielten uns kaum über unsere Nöte. Er kam so ernst und pflichttreu seinem Dienste nach. Er schien so ruhig und vertrauensvoll. Ich tat, was ich konnte, um wenigstens ein Zimmer gut warm zu halten, und ich gab mir Mühe, unsere dürftigen Mahlzeiten so einladend wie möglich zu gestalten.

Am Morgen vor Weihnachten wurde mein Mann in der Frühe zu einem Kranken gerufen. Ich packte ihm ein Stück Brot zum Mittagessen ein — es war alles, was ich ihm mitzugeben hatte —, schlang ihm, wie ich es gewöhnlich tat, den Schal um den Hals und — wollte ihm dabei ein ermunterndes Wort sagen. Aber es erstarb mir auf den Lippen.

Als es dunkelte, brachte ich die Kinder zu Bett, da ich ihr Geplauder nicht mehr ertragen konnte. Ich hörte, wie Ruth betete. Zum letztenmal erinnerte sie den Heiland an ihre Puppe und an die Schlittschuhe für ihre Brüder, und dann flüsterte sie mir strahlend zu: „Weißt du, Mutter, morgen, ganz früh, werden sie hier sein“.

Als ich allein saß, mußte ich bitterlich weinen. All mein Vertrauen auf Gott und Seine Hilfe war dahin. Es war mir, als habe Er uns ganz vergessen.

Nicht lange, da kehrte Hans, mein Mann, heim, durchkältet und müde. Er zog die Schuhe aus. Die dünnen Strümpfe schlüpfen zugleich mit ab. Seine Füße waren rot vor Kälte. Als ich ihn ansah und den traurigen Blick seiner Augen gewahrte, wußte ich, daß es auch ihm nicht anders erging als mir. Ich brachte ihm eine Tasse Tee unter Gefühlen, die ich nicht beschreiben kann. Ich fühlte mich krank und wünschte, sterben zu können. Dann würde ich Gott begegnen und Ihm sagen, Seine Verheißungen seien nicht wahr. So sah es in meinem Herzen aus!

Da erklang Schellengeläute. Ein Fuhrwerk hielt draußen, und jemand klopfte laut an unsere Tür. Hans sprang auf und öffnete. Diakon Peiß stand draußen.

„Eben kam eine Kiste als Eilgut für Sie an“, sagte er. „Da sie ja wohl fürs Fest bestimmt ist, habe ich sie sogleich hergeschafft. Und hier diesen Truthahn schickt meine Frau. Und da sind auch noch einige andere Sachen für Sie.“

Die Sachen bestanden aus einem Korb mit Kartoffeln, einem mit anderen Lebensmitteln und einem Sack Mehl. Immerfort redend, langte Herr Peiß die Kiste vom Schlitten, schob sie herein, wünschte uns Gute Nacht und verschwand.

Schweigend nahm Hans einen Meißel und öffnete die Kiste. Ich zog als erstes eine dicke rote Wolldecke hervor. Darunter lag es voll von Kleidungsstücken. In diesem Augenblick war es mir, als schaue Christus mich mit einem vorwurfsvollen Blick an.

Hans sank auf einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Ich kann nichts davon anrühren“, stieß er hervor. „Ich habe jämmerlich versagt. Ich bin untreu geworden, als es Gott gefiel, meinen Glauben zu prüfen. Meinst du, ich hätte nicht gesehen, wie du littest? Und ich hatte nicht ein Wort des Trostes für dich! Wie furchtbar ist es, wenn man an Gott zu zweifeln beginnt!“

„Hans“, sagte ich, mich an ihn schmiegend, „mich trifft die Hauptschuld. Ich bin dir keine Hilfe gewesen. Komm, wir wollen Gott zusammen um Vergebung bitten!“

„Sogleich. Aber, bitte, warte noch einige Augenblicke!“ Damit ging er ins Nebenzimmer.

Ich kniete nieder, da, wo ich stand, und schüttete mein Herz vor Gott aus. In einem Augenblick war all das Dunkel, all die innere Not und auch alle Widerspenstigkeit geschwunden. Der Herr Jesus trat zu mir, aber jetzt mit dem liebevollen Wort „Tochter!“, und all die kostbaren Verheißungen Seiner zärtlichen Liebe fluteten in meine Seele. Mein Herz floß über von Lob und Dank. Ich weiß nicht, wie lange ich so, alles andere vergessend, vor meinem Heiland auf den Knien gelegen habe. Dann kehrte Hans zurück, und ich sah, auch er hatte den Frieden wiedererlangt.

„Laß uns jetzt zusammen Gott danken, liebe Frau“, sagte er.

Gemeinsam beugten wir unsere Knie, und jetzt ergoß sich meines Mannes Seele in Worten innigsten Dankes. Lauter Worte der Schrift waren es, in denen er seine Gefühle Gott darbrachte, denn nichts anderes konnte unserer anbetenden Freude Ausdruck geben.

Es war elf Uhr geworden. Das Feuer war herabgebrannt. Dort stand noch die große Kiste, unberührt bis auf die warme Decke, die wir herausgenommen hatten. Wir legten ein paar frische Holzscheite auf, steckten zwei Kerzen an und begannen, unsere Schätze zu untersuchen. Zuoberst lag ein Herrenmantel. Hans mußte ihn sogleich anprobieren. Er paßte ausgezeichnet. Dann kam ein Damenmantel zum Vorschein. Darauf packten wir einen warmen Anzug aus und drei wollene Unterhosen, ein Kleid für mich, mehrere Meter Hemdentuch und je ein Paar gefütterte Überschuhe für uns beide. In den meinen fand ich einen Zettel — ich besitze ihn noch —, auf dem die Worte standen, die Moses von Aser sprach: „Er tauche in Öl seinen Fuß! Eisen und Erz seien deine Kiegel, und wie deine Tage, so deine Kraft!“ (5. Mose 33, 24. 25.) In einem Paar Handschuhe, augenscheinlich für Hans bestimmt, fand sich, von derselben lieben Hand geschrieben, das Wort: „Ich, Jehova, dein Gott, ergreife deine Rechte, der ich zu dir spreche: Fürchte dich nicht, ich helfe dir!“ (Jes. 41, 13.)

Es war eine wundervolle Kiste, die mit viel überlegender Liebe gepackt worden war. Für jeden der Jungen war ein Anzug darin und für Ruth ein rotes Kleidchen; ferner für jedes der Kinder Faust-Armhandschuhe, warme Schals, Mützen und Unterzeug. Ganz unten in der Mitte lag eine Schachtel. Als wir sie öffneten, schossen mir die Tränen in die Augen — eine schöne große Puppe war darin. Auch Hans konnte sich der Tränen nicht erwehren. Wir weinten zusammen vor Freude und — Beschämung. Es war zu viel.

Aber die Überraschungen waren noch nicht zu Ende. Gleich unter der Puppen-Schachtel lagen zwei Paar Schlittschuhe. Dann war da eine Anzahl prachtvoller Bücher — einige von ihnen hatte ich mir längst zu lesen gewünscht —, sowie gute Erzählungen für die Kinder und Schriften erbaulichen und ermunternden Inhalts für uns. Dann wieder kamen Schürzen und Wäschestücke für Ruth, Nähzeug aller Art und Knöpfe, schließlich noch ein prachtvoller Muff, in dem ein Umschlag mit einem Zehndollar-Goldstück steckte. Unsere Tränen flossen immer reichlicher, je mehr wir hervorholten. Welch ein Herz der Liebe hatte an uns gedacht, ein Herz, das alle unsere Bedürfnisse kannte! Mitternacht war längst vorüber. Wir fühlten uns ermattet — vor Glück.

Ich machte eine Tasse Tee und schnitt ein frisches Weißbrot an, während Hans ein paar Eier aus dem uns so liebevoll gespendeten Korbe kochte. Wir rückten den Tisch ans Feuer und genossen unser Abendbrot unter glücklichem Geplauder und dankbarem Erinnern an alles das, was Gott in Seiner Güte in unserem Leben je und je an uns getan hatte.

Am anderen Morgen hätten ihr die Kinder sehen müssen! Die Jungen erhoben ein wahres Freudengeschrei beim Anblick ihrer Schlittschuhe. Ruth nahm schweigend ihre Puppe in den Arm und drückte sie an sich, ohne ein Wort zu sagen. Dann war sie plötzlich verschwunden, und als sie nach einer Weile zurückkehrte, flüsterte sie mir zu:

„Ich wußte, Mutter, daß sie heute da sein würde; und ich mußte dem Herrn Jesus doch auch eben dafür danken.“ — —

* * *

Wir haben uns bemüht, den Freunden im fernen Osten, die mit solcher Liebe an uns gedacht und uns die Kiste gesandt hatten, unseren Dank so abzustatten, wie es unseren Gefühlen entsprach. Vor allem aber haben wir gesucht, unseren Gott und Vater durch ein völligeres Vertrauen zu ehren. Wie sehr hatte Er unseren Kleinglauben beschämt! Aus eigener Erfahrung konnten wir bestätigen:

„Kein einziges Wort ist dahingefallen von allen Seinen guten Worten, die Er... geredet hat.“ (1. Kõn. 8, 56.)

Maggies Gabe

Die Augen des Predigers schauten forschend in die gleichgültig auf ihn gerichteten Gesichter seiner weltlich-prunkhaften Gemeinde. Er hatte einen herzbewegenden Aufruf zur Mithilfe an der Errichtung einer kleinen Missions-Kapelle in entlegener Gebirgsgegend ergehen lassen, einem Gebiet, wo es viele Menschen gab, die noch nie etwas von Gott und Seinem Heil in Christus Jesus gehört hatten. Er hatte gehofft, seine Zuhörer zur rechten Gebefreudigkeit angespornt und in ihnen ein Verständnis dafür geweckt zu haben, welch großes Vorrecht es ist, Gott und Seiner Sache zu dienen. Aber er hatte sich geirrt. Sein warmer Aufruf fand kein Echo in den Herzen der Versammelten.

Oder doch? Die kleine verkrüppelte Maggie, die ganz hinten saß, konnte er nicht sehen, noch weniger, wie die unscheinbare, in sich zusammengesunkene Gestalt bei seinen Worten zitterte.

„Herr Jesus“, flüsterte die Kleine, „ich habe nichts, Dir zu geben. O wie wünschte ich, daß die armen Leute dort im Gebirge von meinem Heiland hören könnten! Aber, Herr Jesus, ich habe doch gar nichts! Was könnte...?“

Was war es, das das Kind plötzlich nach Atem ringen ließ, so als ob sich eine kalte Hand auf sein Herz gelegt hätte?

„Doch, du hast etwas, Maggie“, flüsterte von irgendwoher eine Stimme. „Du hast deine Krücke, deine schöne neue Krücke, die du kürzlich geschenkt bekommen hast, und die manchen Dollar wert ist. Sie kannst du geben. Auf den Park mußt du dann freilich verzichten, wo die Vögel singen; und auf den Besuch des Ortes, wo du Gottes Wort hören kannst, mußt du auch verzichten, und auch sonst noch auf dies und das, aber...“

Dem blassen Kind liefen die Tränen über die Wangen. Ein schwerer Kampf setzte ein.

„O nein, Herr“, schrie sie aus tiefstem Inneren zu Gott. „Ich kann nicht! Und doch, doch, ich will — Er gab mehr als das für mich.“

Und krampfhaft griff sie nach der schön polierten Krücke und reichte sie dem Manne, der umherging und die große Sammlung einnahm. Einen Augenblick stuchte dieser; dann verstand er. Tränen traten ihm ins Auge. Stumm nahm er die Krücke, trug sie nach vorn und legte sie auf den Tisch, der vor dem Rednerpult stand.

Der Prediger kam von seinem Podium herab, nahm die Krücke und hielt sie mit zitternden Händen hoch. Einige Augenblicke konnte er vor innerem Ergriffensein nicht sprechen.

„Sehen Sie hier, meine Freunde“, stieß er endlich hervor, „unserer kleinen verkrüppelten Maggie Krücke — alles, was sie hat, um ihr Leben etwas freundlicher zu gestalten. — Sie hat sie dem Herrn gegeben. — —“

Tiefe Stille war eingetreten.

„Würde nicht jemand“, fuhr der Prediger nach einigen Augenblicken fort, „für den Missionszweck den Betrag beisteuern, den dieses Gerät wert ist, damit dem Kinde, das ohne es hilflos ist, die Krücke zurückgegeben werden könnte?“

„Fünzig Dollar!“ kam es mit gepreßter Stimme aus einer der Bänke.

„Fünfundsiebzig!“

„Hundert!“

Und so ging die Zeichnung weiter. Die Papiere häuften sich über der Krücke auf dem Tisch, bis es sechshundert Dollar waren.

„Gott sei Dank!“ rief der Prediger, „Sie haben sich auf sich selbst besonnen. Danken wir Gott dafür!“

Maggie, die kleine Verkrüppelte, hatte noch nichts von dem erfaßt, was vorn vorging. Nach dem Sieg über sich selbst hatte eine hohe, wundersame Freude ihr Herz erfüllt. Sie dachte nicht mehr an die Zukunft, nicht einmal daran, wie sie ohne Krücke nach Hause kommen sollte. Sie dachte nur an ihren Herrn Jesus. Er hatte sie von ihr gefordert, und sie hatte sie Ihm gegeben mit dem Glauben, der sich nicht lange besinnt.

Da kam eine Dame auf sie zu, legte freundlich ihre Arme um sie und sagte vernehmlich:

„Liebes Kind, deine Krücke hat sechshundert Dollar für die Mission in den Bergen eingebracht, und

jetzt kommt sie zu dir zurück, um bei dir zu bleiben. Hier nimm sie!"

Maggie schaute auf. Sie mußte erst ihre Gedanken sammeln. Dann, blickartig, kam es ihr zum Bewußtsein, daß ihre Gabe in geheimnisvoller Weise von Gott angenommen und ihr von Ihm zurückgeschenkt worden war. Mit einem Freudenschrei ergriff sie die geliebte Krücke und drückte sie an sich. Dann, durch Tränen hindurch die vielen freundlich auf sie gerichteten Gesichter anlächelnd, humpelte sie aus der Kirche.

★

Als einst der Sohn Gottes am Schatzkasten zu Jerusalem saß und stillschweigend die Menschen beobachtete, die ihre Gaben einlegten, sah Er eine arme Witwe, die zwei Scherflein einwarf. Viele Reiche hatten schon viel eingelegt. Der Herzenskinder hatte dazu geschwiegen. Als Er aber die Witwe sah, schwieg Er nicht länger, sondern rief Seine Jünger zusammen und sagte: „Diese arme Witwe hat mehr eingelegt als alle, die in den Schatzkasten eingelegt haben. Denn alle haben von ihrem Überfluß eingelegt; diese aber hat von ihrem Mangel, alles, was sie hatte, eingelegt, ihren ganzen Lebensunterhalt.“ (Mark. 12, 43. 44.)

Offenbarung 21, Vers 21

Ein Mägdlein lag schwerkrank darnieder. Es hörte zu, wie der Vater die letzten Kapitel aus der Offenbarung las, in denen die Herrlichkeit des neuen Jerusalem beschrieben wird. Als er geendet, sagte es mit tiefem Blick: „Vater, was müssen die Leute reine Füße haben, die auf jenen goldenen Gassen wandeln dürfen!“

„Schlüpfrige Orter“

Ein feiner Regen sprühte, als Frau Grau, eine zarte Frau von fünfzig Jahren, aus ihrer Haustür trat, um einen wichtigen Gang zu machen. Das trübe Wetter paßte zu ihrer Stimmung. Sie war eine Frau, die mit Gott wandelte und mit Ihm als einem Vater reden konnte. Trotzdem war sie niedergedrückt; weshalb, werden wir gleich erfahren. Sie war auf dem Wege zu dem jungen, erst seit kurzem ins Amt eingeführten Pfarrer, der, noch unverheiratet, in der besten Pension der Stadt wohnte. Sie fand ihn lesend in einem Klubsessel sitzen.

„Nun, Frau Grau, was führt Sie zu mir an einem so trübseligen Tage?“

„Keine angenehme Angelegenheit, Herr Pfarrer.“

„Wieso? Ist Ihr Sohn krank geworden?“

„Nein, es handelt sich um Schlimmeres als das.“

„Noch Schlimmeres?“ Und verwundert schaute der junge Pfarrer in das leiddurchfurchte Gesicht der Besucherin.

„Ich will mich kurz fassen, Herr Elscheid. Bitte, beantworten Sie mir eine Frage: Haben Sie meinem Franz, als er Sie um Ihren Rat fragte, das Kartenspielen als etwas Unschuldiges und Erlaubtes empfohlen?“

„Allerdings — ja — ich erinnere mich —. Warum auch nicht, Frau Grau? Ich sehe es in der Tat

als harmlose kleine Erholung an, natürlich nicht das Spielen um Geld. Dagegen bin ich selbstverständlich ganz entschieden. Aber das Spielen an und für sich? Daran ist doch nichts Böses. Ist Ihr Sohn nicht ein Mann von festen Grundsätzen?"

Frau Grau zögerte mit der Antwort, und ein Zittern lag in ihrer Stimme, als sie leise erwiderte:

„Fest? Ich weiß nicht. Aber das weiß ich, daß Sie einen Fehler gemacht haben, lieber Herr Elscheid. Ich fürchte, Sie haben meinem Sohn unendlichen Schaden zugefügt. Gott allein weiß, wo und wie jetzt alles enden wird. Franz ist kaum einundzwanzig. Seit drei Jahren bekennet er, ein Christ zu sein. Bis Sie kamen, hat er das Kartenspielen als etwas gemieden, das für einen Gläubigen gefährlich werden kann. Einige seiner Freunde hatten angefangen, Karten zu spielen, aber ihre Aufforderung, mitzuspielen, hat er wieder und wieder abgelehnt, bis die anderen ihm den Vorschlag machten, sich einmal mit Ihnen über diese Frage auseinanderzusetzen. Sie spielten ja selbst, und was ein Pfarrer tun könne, meinten sie, dürfte jeder andere erst recht tun. So ist Franz zu Ihnen gegangen, und die Folge ist, daß er seitdem mehr Zeit beim Kartenspiel als beim Lesen des Wortes und im Gebet verbringt. Über eins nur bin ich froh, daß der Vater meines Franz, der ein gottesfürchtiger Mann war, den Kummer nicht mehr erlebt hat, seinen einzigen Sohn als Kartenspieler zu sehen.“

„Aber, meine liebe Frau Grau“, versetzte der junge Pfarrer, „Sie halten an etwas veralteten Ansichten fest, die ich, verzeihen Sie mir, als ungesund und übertrieben bezeichnen muß. Die Zeiten haben sich geändert. Vieles ist gegen früher anders geworden.“

Die jungen Leute von heute brauchen ein wenig Unterhaltung und Zerstreuung, und ein Pfarrer soll allen Menschen gerecht werden. Er soll allen alles sein.“

„Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, Herr Elscheid“, entgegnete Frau Grau bescheiden, „um zu erörtern, ob es für einen Menschen, der sich zur Gottesfurcht bekennt, recht oder unrecht ist, Karten zu spielen. Mir scheint, daß die teure alte Bibel, obwohl in ihr nicht vom Kartenspielen die Rede ist, diese Frage längst entschieden hat. Sie sagt uns, daß es für die, die dem Herrn Jesus nachfolgen wollen, nötig ist, sich von der Welt getrennt zu halten und Unreines nicht anzurühren. Wenn aber etwas unrein ist, so ist es das Kartenspielen, denn in neun von zehn Fällen wird es zu einer Leidenschaft, die zur Verelendung führt, mag's nun an öffentlichen Spielplätzen geschehen oder in den ehrbaren Häusern solcher, die sich Christen nennen.“

Der Pfarrer antwortete nicht.

„Sie sind jung, Herr Elscheid“, fuhr die Sprecherin nach einer Pause fort, „und mögen die Tragweite Ihres Handelns nicht erkannt haben. Wenn Sie aber ein aufrichtiger Mann sind und sich von dem Heiligen Geiste belehren lassen wollen, so werden Sie, davon bin ich überzeugt, bald dahin kommen, den gegebenen Rat von Herzen zu bedauern. Schlimm ist nur, daß Sie ihn nie ungeschehen machen können. Alle unsere Handlungen sind nicht rückgängig zu machen. Auch aus der Ewigkeit können wir nicht auf diese Erde zurückkehren, um den Schaden gutzumachen, den unser Beispiel oder unsere Worte angerichtet haben. Dieses Kartenspielen kann das Verderben meines Sohnes sein. Aber einer Mutter Gebete werden unaufhörlich für ihn zu Gott emporsteigen und — auch für Sie,

lieber Herr Elscheid, daß Gott Ihnen die Augen darüber öffne, wie Sie es anzufangen haben, um Ihren Einfluß künftig nur zum Segen und nicht mehr zum Unsegen zu gebrauchen. Ich danke Ihnen, daß Sie mich freundlich angehört haben. Leben Sie wohl!"

Auch jetzt antwortete der junge Pfarrer nicht. Das verletzte Ehrgefühl blieb stumm vor dem tiefen Leid, das aus den Zügen dieser einsamen Frau sprach. Während ihrer Worte hatte er unwillkürlich nach dem Bild seiner Mutter an der Wand schauen und sich sagen müssen, daß, wenn diese Lippen sprechen könnten, sie dasselbe sagen würden. Als er zum Abschied die Hand seiner Besucherin ergriff, die zitterte, sagte er:

„Es tut mir von Herzen leid, Frau Grau, daß ich Ihnen Schmerz bereitet habe.“

Seine Blicke folgten der Dame, wie sie durch den Regen dahinschritt, bis sie außer Sicht war. Da sah er einen bekannten Wagen rasch die Straße daherfahren und an seiner Haustür halten. Gleich darauf trat sein älterer Gemeindegemeinderath ins Zimmer.

„So tieffinnig, Herr Eltscheid?“ fragte er lächelnd. „Bei dem traurigen Wetter allerdings kein Wunder. Meiner Frau geht es wie Ihnen. Darum schickt sie mich her, Sie für diesen Abend für uns zu beschlaagnahmen.“

„Vielen Dank, Herr Seinsche! Das paßt mir gerade ausgezeichnet. Bin sogleich fertig!“

Und bald war die unangenehme Unterhaltung vergessen.

„Ich komme wieder einmal spät, Mutter!“

Mit gewinnendem Lächeln empfing Frau Grau ihren Jungen, als er gegen Abend dieses Tages wie

gewöhnlich verspätet aus dem Geschäft — er hatte durchgehende Arbeitszeit — nach Hause kam. Freundlich nahm sie ihm den nassen Regenmantel ab und sagte ihm, das Abendbrot stehe bereit für ihn.

„Und ich nicht minder für das Abendbrot“, erwiderte Franz fröhlich. „Ich habe mächtig Hunger, Mutter. Aber es muß leider ein wenig schnell gehen. Mein Chef, Herr Seinsche, hat mich gebeten, den Abend mit Pfarrer Elscheid bei ihm zu verbringen.“

Der Witwe ging es wie ein Stich durchs Herz.

„Und du hast zugesagt, Franz?“

„Ich konnte nicht anders, Mutter, obwohl es mir leid tut, dich wieder allein zu lassen. Herr Seinsche ließ keine Entschuldigung gelten, und da ich hoffe, daß er mir im nächsten Monat mein Gehalt erhöhen wird, mochte ich nicht unliebenswürdig sein.“

Er setzte sich zu Tisch.

„Eine Schnitzel für mich, Mutter? Welch ein Luxus!“

Sie sagte ihm nicht, daß sie selbst kein Fleisch zum Mittagessen gehabt hatte. Obwohl sie in einem hübschen Häuschen wohnten, war ihr Einkommen trotz Franzens Verdienst bescheiden genug.

„Ich wünschte, du spieltest heute Abend nicht wieder Karten, mein Junge“, sagte sie, als sie den Sohn zur Tür begleitete.

„Aber, Mutter, was ist denn dabei, mit Herrn Elscheid ein kleines Spielchen zu machen? Glaube mir, dadurch komme ich auf keinen bösen Weg.“

„Täusche dich nicht, mein Franz! Wenn du Gott durch Weltsinn betrübst, wird der Teufel bald Macht über dich gewinnen und dein Leben zerstören.“

Franz eilte fort. Seine Mutter kniete nieder, um

mit ihrem Vater über ihren größten irdischen Schatz zu reden.

„O Gott, rette meinen Jungen, mein einziges Kind! Bewahre ihn vor dem Bösen!“ Tränen rannen ihr über die Wangen. „Zeige mir, o Herr, was ich tun soll. Nimm ihn lieber zu Dir, als daß er ein Leben führt, das zu Deiner Verunehrung gereicht und ihn ins Verderben stürzt.“

Es würde zu weit führen, zu erzählen, wie der hoffnungsvolle junge Mann rasch der furchtbaren Spielleidenschaft verfiel. Sein Sturz kam schnell, erschreckend selbst für die, die ihn gewissenlos beeinflusst hatten. Pfarrer Elscheid war längere Zeit mit der befreundeten Familie Seinsche auf Reisen gewesen. Als er zurückkehrte, war Franz Grau verschwunden. Selbst seine Mutter wußte nicht, wohin er gegangen war. Von einem älteren Berufskollegen einer Unterschlagung beschuldigt, die aber nicht nachgewiesen werden konnte, war er eines Tages nach Hause gekommen, hatte seine Sachen gepackt und die Stadt in Begleitung eines Mannes von zweifelhaftem Charakter verlassen. Auf dem Tisch in seinem Zimmer fand seine Mutter einige kurze, hastig hingeworfene Zeilen: „Sorge Dich nicht um mich, Mutter! Ich bin versorgt. Es ist mir unmöglich, in einer Stadt zu bleiben, wo ich als Dieb angesehen werde. Mein Freund weiß von einer Anstellung für mich. Ich werde mich da besser stehen als bei Seinsche's. Sobald alles geregelt ist, schreibe ich Dir.“

Wochen vergingen. Kein Brief kam. — Armes, gequältes Mutterherz! Wie Satan sie mit seinem höhnischen: „Was kommt nun bei deinem Beten heraus?“ oder: „Siehst du, wie Gott handelt?“ und der-

gleichen versuchte! Mißtrauen wollte sich in ihr Herz schleichen. Dann aber vernahm sie die Stimme ihres Herrn: „Fürchte dich nicht; ich bin's!“ Und auf diese Stimme vermochte sie mit dem Psalmdichter zu antworten: „Du hast mich erfaßt bei meiner rechten Hand. Durch Deinen Rat wirst Du mich leiten. . . Vergeht mein Fleisch und mein Herz — meines Herzens Fels und mein Teil ist Gott auf ewig.“ (Ps. 73, 23. 24. 26.)

Eine kleine Begebenheit gereichte ihr in diesen schweren Prüfungstagen zum Trost. Eines Tages empfing sie den Besuch von zwei kaum dem Knabenalter entwachsenen jungen Leuten, die sich in zarter Weise nach Franz erkundigten.

„Wir werden ihn nie vergessen, Frau Grau“, sagten sie. „Er war es, der uns zu Jesus geführt hat. Und wir dachten, es würde Sie freuen, zu hören, daß wir beide uns entschlossen haben, dem Herrn nachzufolgen. Als wir seiner Zeit Herrn Franz erzählten, daß wir das Kartenspielen gelernt hätten, sagte er lächelnd: „Spielt nur nie um Geld, Jungen“. Aber als er das letzte Mal die Stunde hielt und uns die traurige Tatsache mitteilte, daß es die letzte sei, bat er uns alle dringend, das Kartenspielen ganz aufzugeben, da es uns zum Verderben werden könne. Wir verstanden ihn damals nicht recht; aber heute wissen wir, wovor er uns warnen wollte. Vater hat uns erzählt, daß es die Spielleidenschaft ist, die den lieben Herrn Franz in schlechte Gesellschaft und in dieses Unglück gebracht hat. Wir wollen nun mit Ihnen Gott bitten, daß Er ihn bald wieder zu Ihnen zurückführt!“

Frau Grau konnte lange nicht sprechen vor Bewegung. Endlich sagte sie:

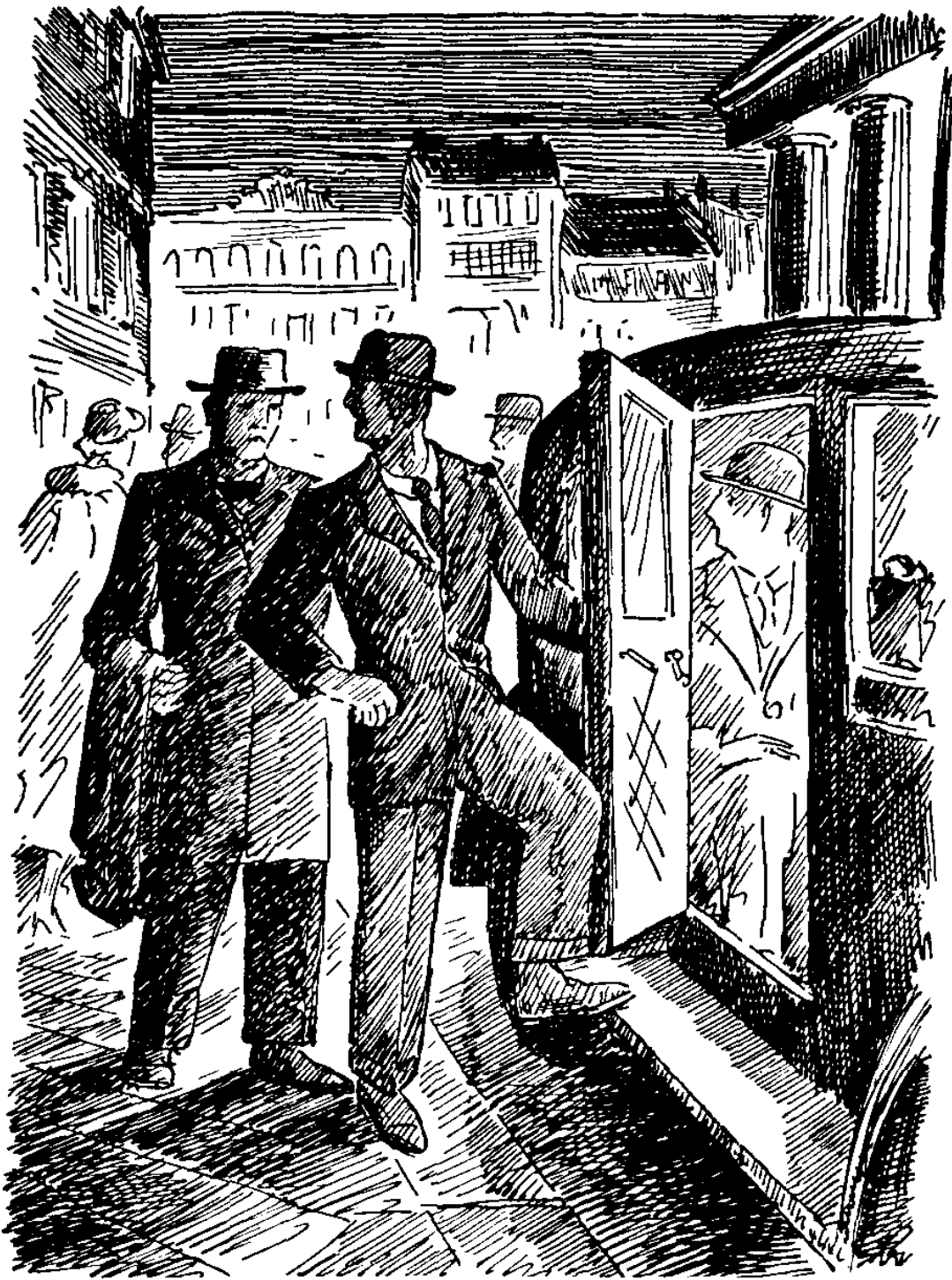
„Gott segne Sie, Ihr lieben jungen Leute! Ich danke Ihm, daß Er Sie in meinem Leid zu mir gesandt hat. Möge Er Sie auf Seinem Wege leiten und bewahren!“

Einen geradezu niederschmetternden Eindruck machte die Nachricht von dem plötzlichen Verschwinden von Franz Grau auf Pfarrer Elscheid. Sobald er die traurige Kunde erhielt, machte er sich auf den Weg, um ihn zu suchen. Er kannte die Schlupfwinkel des Mannes, mit dem Franz gegangen war, und er setzte alles daran, den jungen Mann zu finden. Ohne sich Rast oder Ruhe zu gönnen, durchsuchte er die Stadt, wohin die beiden Männer sich gewandt hatten. Wenn nötig, nahm er einen Schutzmann mit zur Begleitung und Hilfe, und eines Nachts wurde sein langes, ermüdendes Suchen mit Erfolg gekrönt. Franz und sein Verführer traten eben aus einem Theater. Ein wilder Ausdruck lag auf den bleichen Zügen des jungen Mannes.

„O Gott, hilf mir!“ rief Herr Elscheid leise. Gerade wollten die beiden in einen Wagen steigen, als er seine Hand auf Franz' Arm legte. Der junge Mann stutzte und wurde kreidebleich. Dann lachte er höhnisch auf — ein Lachen, das dem Pfarrer noch jahrelang in den Ohren geklungen hat.

„Kann ich Sie einen Augenblick sprechen, Franz?“

„Nein, verehrter Herr Pfarrer, nicht einen Augenblick. Gehen Sie nach Hause und retten Sie die übrigen von Ihren ergebenen Zuhörern, die Sie an den Spieltisch gebracht haben! Bleiben Sie mir aber vom Halse! Hier ist es zum Retten zu spät. Ich habe meinen Frieden verloren — ich habe ein Heim verloren — ich habe eine Mutter verloren — ich habe alles



verloren — durch Sie. Und da ich wenig Hoffnung habe, das Verlorene je wiederzugewinnen, klage ich Sie an als den Mörder meiner Seele. Sie, dem ich vertraute, und den ich liebte, Sie führten mich in die Sünde hinein, durch die ich zu Fall gekommen bin.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, stieg er in den Wagen, der schnell davonrollte.

Der Pfarrer blieb lange, von den schrecklichen Worten völlig gelähmt, regungslos stehen. Dann hörte und sah er mit einemmal nichts mehr. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in dem Landhause einer Verwandten in der Nähe der Stadt, wohin freundliche Hände ihn gebracht hatten. Lange lag er schwerkrank danieder an Gehirnhautentzündung, von seiner Tante aufs liebevollste gepflegt. In diesem Hause und in dieser Zeit erlebte Pfarrer Elscheid seine erste wahre Begegnung mit Gott.

Zu jenem stillen Heim auf dem Lande machte auch Frau Grau sich an einem schönen Oktobermorgen auf den Weg. Grund der Fahrt war ein Schreiben von Fräulein Elscheid, in welchem die Dame sie herzlich bat, sobald wie irgend möglich zu ihrem Neffen zu kommen, der, wie es scheine, etwas auf dem Herzen habe, das er ihr sagen müsse.

Ein Wagen empfing Frau Grau am Bahnhof, und die Fahrt durch die friedliche, von der Herbstsonne beschienene Landschaft wirkte erfrischend und wohlthuend auf das Gemüt der stillen Frau. Ihr schweres Leid — sie hatte noch nichts wieder von ihrem Sohn gehört — hatte sie auf Den abgewälzt, der Sorgen und Leid zu stillen weiß. Sein Friede war daraufhin in ihr Herz eingezogen, und er kennzeichnete auch ihr liebes, anziehendes Gesicht. Freundlich ruhten ihre Augen auf dem jungen Kutscher, während sie sich mit ihm unterhielt. „Wenn es je einen Engel auf Erden gegeben hat“, äußerte sich der Mann später in der Küche, „so ist diese liebe Dame einer.“

Frau Grau fand den Patienten sehr schwach, weit hinfälliger, als sie erwartet hatte.

„Es ist freundlich von Ihnen, daß Sie gekommen sind“, sagte er mit matter Stimme. „Willst du uns, bitte, eine Weile allein lassen, liebe Tante? Wenn Frau Grau schon morgen zurückfahren will, muß ich mit ihr sprechen, solange ich mich dazu imstande fühle.“

„Ich würde gern schon heute abend fahren“, bemerkte Frau Grau.

„Schon heute abend? Weshalb so eilig?“

„Weil ich nicht länger von Hause fortbleiben möchte als eben nötig. Franz könnte zurückkehren, und ich möchte zu seinem Empfang daheim sein.“

„Haben Sie berechtigte Hoffnung, daß er kommt?“

„Ja, ich habe Gott gebeten, ihn wieder zu mir zu bringen, und Er wird es tun, wenn Seine Zeit gekommen ist.“

„Und Sie sind des Harrens und Wartens noch nicht müde?“

„Nein. Gott ist meine Kraft. Er hilft mir, still zu sein und zu warten. Wir wissen nicht, was gut für uns ist. So dürfen wir den Herrn nicht drängen.“

„Sind Sie über die Ursache meiner Krankheit unterrichtet?“

„Nein, Herr Elscheid. Allerdings ist mir schon der Gedanke gekommen, sie möchte mit dem Fall meines armen Franz zusammenhängen.“

„So ist es auch. Doch ehe ich Ihnen alles erzähle, bitte ich Sie innigst, mir das große Unrecht, das ich Ihnen und Ihrem Sohn zugefügt habe, zu vergeben. Ihre Worte damals waren wahr und richtig.“

Hätte ich sie beachtet, viel hätte vielleicht verhütet werden können. Und nun, können Sie mir vergeben?"

„Das habe ich schon längst getan. Wie könnte ich sonst Gemeinschaft mit Gott haben?"

„Und Sie denken nicht hart über mich?"

„Ich glaube nicht, daß ich es je getan habe."

Dann erzählte er. Sie hörte still zu.

„Glauben Sie, daß er noch da ist, wo Sie ihn fanden?" war ihre erste Frage, als er fertig war mit seinem traurigen Bericht.

„Nein. Ich hörte seinen Gefährten sagen, als sie in den Wagen stiegen: „Wir müssen unverzüglich von hier fort, Franz, oder das halbe S. ist hinter uns her". Wäre es möglich gewesen, so hätte ich Sie eher benachrichtigt, liebe Frau Grau. Aber dies ist der erste Tag, an dem ich mich imstande fühle, über die Sache zu reden."

„Vielleicht ist es Gottes Freundlichkeit, die mich erst heute alles hören läßt. Es mag wohl sein, daß ich dadurch vor einer neuen Enttäuschung bewahrt geblieben bin. Doch nun zu Ihnen, lieber Herr Elscheid. Sie haben viel gelitten."

„Meine Strafe, Frau Grau, will mir oft zu schwer erscheinen, als daß ich sie tragen kann. Wie sollte ich je wieder eine Kanzel besteigen und Menschen ins Angesicht schauen — ich, der Seelenmörder, wie er mich genannt hat?"

„So müssen Sie nicht sprechen, Herr Elscheid", erwiderte Frau Grau freundlich. „Bitte, suchen Sie jetzt ganz still zu werden! Sie sind zu krank, um solchen Gedanken nachhängen zu dürfen. Lassen Sie die Dinge in Gottes Händen, und überlassen Sie sich Ihm auch selbst bis zu Ihrer Genesung!"

Ihren eigenen Schmerz vergessend, blieb sie bemüht, den unglücklichen Mann zu ermuntern und aufzurichten.

„Eine schuldige Vergangenheit“, fuhr sie fort, „setzt niemals eine gleiche Zukunft voraus. „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, r e i n i g t uns von a l l e r Sünde“, sagt die Schrift. Durch die Gnade Gottes kann Ihnen dieses Krankenbett zu großem Nutzen werden. Wahre Reue wird Sie mit dem Verlangen erfüllen, teure Menschenseelen von gefährlichen Wegen auf den geraden, schmalen Pfad zu leiten, der zum Leben führt. Es soll mir ein Gebetsanliegen sein, diese Kraft für Sie zu erbitten. Und wenn Sie später in Ihre Arbeit nach S. zurückkehren, will ich Ihnen eine Freundin sein. Doch jetzt will ich gehen. Die Unterhaltung hat Sie schon zu sehr angegriffen.“

„Noch einen Augenblick“, bat der Kranke. „Beten Sie mit mir und bitten Sie Gott, daß sich die Kraft des reinigenden Blutes an mir erweise.“

Die arme Mutter! Sie konnte fast nicht sprechen. Aber sie überwand ihre Gefühle, kniete nieder und betete, und während sie betete, empfand sie die Furchtbarkeit der Schuld, die der kranke Mann neben ihr auf sich geladen hatte. Die Schuld ihres irrenden Kindes erschien ihr viel geringer als diejenige dessen, der durch Wort und Beispiel vielleicht viele Seelen auf einen verkehrten Weg gebracht hatte. Herzlich, wie nur vergebende Liebe es vermag, rief sie zu Gott, daß Er durch das Blut Jesu die begangene Sünde, mochte sie auch so rot sein wie Karmesin, wie Wolle machen möge.

Der Pfarrer hat dieses Gebet während seines ganzen Lebens nicht vergessen.

Nicht sehr lange nach diesem Besuch empfing Frau Grau eines Morgens einen Brief. Zu ihrer namenlosen Freude erkannte sie die geliebte Handschrift. Das Schreiben war kurz und lautete:

„Erschrick nicht, liebe Mutter! Man wird mich zu Dir bringen, damit ich bei Dir sterbe. Aber höre: Es ist der a l t e Franz, der zu Dir zurückkehrt. Halte mein Zimmer bereit. Hole mich nicht ab, und erzähle auch niemand etwas. Dein Franz.“

Ein unbeschreibliches Lächeln umspielte die Lippen der Mutter, als sie, den Blick nach oben gerichtet, flüsterte: „O Vater, ich danke Dir!“

Dann aber sank sie auf das Ruhebett, und die Sinne vergingen ihr. Hier fand sie Hanna, ihre junge treue Stütze.

Sie hüllte die Ohnmächtige in eine warme Decke und begann, ihr die Stirn mit starkriechendem Wasser zu reiben. Bald öffnete Frau Grau die Augen und lächelte ihrer kleinen Pflegerin freundlich zu.

„Ich weiß, wie es steht, Frau Grau“, sagte Hanna schnell. „Aber seien Sie unbesorgt, ich werde kein Wort sagen.“

„Es ist gut, liebe Hanna. Räume jetzt das Kaffeegeschirr weg. Und dann wollen wir sehen, daß sein Zimmer fertig wird.“

Die Stube von Franz war schnell in Ordnung gebracht. Sie stand ja immer für ihn bereit.

Eine Droschke brachte Franz Grau am nächsten Abend nach Hause. Zwei Männer trugen ihn hinauf in sein Zimmer.

Als sie gegangen waren, schloß die Mutter die Tür. Allein mit ihrem geliebten Jungen, nahm sie das liebe, abgezehrte Gesicht in beide Hände und küßte

es wieder und wieder. Dann wurde Hanna zum Arzt geschickt. Seine Aussage übertraf die ernstesten Befürchtungen. Franz war wirklich als ein Sterbender zu seiner Mutter zurückgekehrt. Er würde nur noch wenige Tage zu leben haben.

Noch ein wenig zwar erholte er sich unter der liebevollen, sorgsamten Pflege, die ihm jetzt zuteil wurde. Nach zwei Tagen war er imstande, seiner Mutter zu erzählen, wie er, gleich dem verlorenen Sohn im Gleichnis, zum Vater zurückgekehrt sei, und wie er Ihn habe sagen hören: „Wenn deine Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden, wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden“.

„Aber, Mutter, welch ein vergeudetes Leben!“ rief er traurig aus.

„Das Vergangene ist mit dem Blute des Lammes Gottes bedeckt“, erwiderte die fromme Mutter. Darauf erzählte sie ihrem Jungen, um ihn zu trösten, von dem Besuch der beiden Jünglinge. Das war eine große Freude für ihn.

„Grüße sie von mir, Mutter, wenn ich zum Herrn gegangen bin. Ich fühle mich nicht stark genug, ihren Besuch noch zu empfangen. Aber, Mutter, könnte ich nicht Herrn Elscheid noch einmal sehen?“

„Nein, mein Junge. Er ist zur Zeit nicht hier in S., sondern liegt, soviel ich weiß, immer noch krank im Hause einer Verwandten auf dem Lande.“

„Ob ich versuche, ihm einige Zeilen zu schreiben?“

„Ich will es für dich tun, mein Kind.“

„Dann sage ihm, daß ich ihm völlig vergebe, und daß es mir leid tut, ihm jene harten Worte gesagt zu haben. Sein irriger Rat war keine Entschuldigung für

mich. Ich selbst bin Gott verantwortlich. Sage ihm auch, daß mich das Blut Jesu von allen meinen Sünden gewaschen habe, und daß ich ihn im Himmel wiedersehen werde.“

Schon am Abend des nächsten Tages entschlief Franz Grau in Frieden.

„Ja“, waren seine letzten Worte, „das teure Blut hat auch mich gereinigt.“

Der Abglanz einer tiefen Freude lag noch im Tode auf dem schönen Gesicht. Die Trauer der Mutter war tief, aber das Glück über den seligen Heimgang ihres Kindes überwog bei weitem den Schmerz, sich „für eine Weile“ von ihm trennen zu müssen.

Die letzte Botschaft des sterbenden Jünglings an Herrn Elscheid und die Mitteilung von seinem glücklichen Heimgang war in der Hand Gottes das Mittel, den gebeugten Mann völlig aufzurichten und ihn dahin zu bringen, sein Leben dem Herrn zu heiligen. Jetzt erst war er in der Lage, Menschen unter das Kreuz zu führen. Sein Verlangen war echt, Seelen für Jesus zu gewinnen und die, die Ihm zu folgen gewillt waren, in Treue zu hüten, sowie sie ernstlich zu warnen vor einem Wandeln an schlüpfrigen Orten, auf Straßen, die in den Abgrund führen.

„Was soll ich denn mit Jesus tun?“

Uber diese Frage sprach der Evangelist Moody im Jahre 1871 vor etwa zweitausendfünfhundert Zuhörern in Chicago. Zum Schluß sagte er: „Nehmt dieses Wort mit euch und sagt mir, wenn ihr wiederkommt, vor dem Angesicht des gekreuzigten Christus, was ihr mit Ihm zu tun gedenkt!“

Die Versammlung war kaum geschlossen, da ertönte Feueralarm. Einer der fürchterlichsten Brände, die je gewütet haben, brach aus. Über siebzehntausend Häuser sollen in jenen Tagen durch die Feuersbrunst zerstört worden sein. Unter ihnen befand sich auch das Gebäude, in dem die große Versammlung stattgefunden hatte, sowie Moodys eigenes Haus. Die Teilnehmer hatten keine Gelegenheit mehr, dem Evangelisten Antwort zu bringen; eine Anzahl von ihnen kam auch bei dem Brand ums Leben. Aber an der Hoffnung dürfen wir festhalten, daß einige sich die Frage selbst im Lichte Gottes werden beantwortet haben.

„Was soll ich denn mit Jesus tun, welcher Christus genannt wird?“ So fragte einst der Landpfleger Pilatus die Volksmengen, als diese, sicherlich gegen seinen Willen, die Freigabe des berüchtigten Barabbas anstelle ihres Messias verlangt hatten. Wäre Pilatus ein rechtlich denkender Mensch gewesen, so hätte er die Frage überhaupt nicht gestellt, denn er war von der Unschuld Jesu überzeugt; auch hatte seine eigene Gattin ihn ernstlich gewarnt, sich mit „jenem Gerechten“ einzulassen. Rücksicht auf die eigene Stellung hielt den Landpfleger davon ab, unbeirrt den Weg des Rechts zu gehen, und Menschenfurcht veranlaßte ihn, dem Volkswillen nachzugeben und ein aller Gerechtigkeit hohnsprechendes Urteil zu fällen. Er wußte, daß sie Jesus aus Neid überliefert hatten. (Matth. 27, 18.) Armer Mann, wie wird dir deine Sünde in Ewigkeit auf dem Gewissen brennen! Vor der Volksmenge mochtest du in Unschuld deine Hände waschen, dem Richter aber, der dir einst von Seinem großen weißen Thron aus das Urteil sprechen wird, wirst du nichts zu antworten vermögen. Damals, zu deinen Lebzeiten,

mochtest du dem Namen Jesus hinzufügen: „welcher Christus genannt wird“. An jenem Tage aber wirst du erkennen müssen, daß „Jesus Christus Herr ist“. (Phil. 2, 11.)

„Was soll ich denn mit Jesus tun, welcher Christus genannt wird?“

Die Juden schrieen: Er werde gekreuzigt, und Pilatus gab nach, sodaß Er gekreuzigt wurde. Aber die Frage steht heute noch in der Bibel, und da das ewige Wohl und Wehe eines jeden Menschen von der Stellung abhängt, die er zu Christus einnimmt, so ist die Beantwortung der Frage auch heute noch für jeden Menschen bedeutungsvoll. Und zwar handelt es sich um die Stellung zu Jesus, dem Christus, dem Gesalbten Gottes. Pilatus sagte zweimal: „welcher Christus genannt wird“. (B. 17. 22.) Aus welchem Grunde er es tat, bleibe dahingestellt. Für uns steht fest: Jesus ist der Christus. Er ist der von Gott Gesandte, der von Ihm mit Heiligem Geist Gesalbte, der von Ihm in Seiner Selbstopferung Angenommene und zu Seiner Rechten Erhöhte. Wir haben es in dieser erhabenen Person nicht einfach mit dem Menschen Jesus zu tun, der ein Mensch war wie jeder andere. Wer so denkt, begeht einen fürchterlichen Irrtum. „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“, antwortete Petrus auf die Frage Jesu an Seine Jünger: „Ihr, wer saget ihr, daß ich sei?“ Wegen dieser Antwort wurde er von dem Herrn glücklich gepriesen, vernahm er die Kunde: „auf diesem Felsen werde ich meine Versammlung (Gemeinde) bauen“, und wurden ihm schließlich die Schlüssel des Reiches der Himmel zuerkannt samt der damit verbundenen Gewalt.

Dieser Christus bietet sich selbst heute den Menschen an zu ihrer Erlösung. Das ist eine Tatsache von solch umfassender Bedeutung, daß Worte sie nicht zu beschreiben vermögen. Christus ruft heute vom Himmel gleichsam jedermann zu: Nimm mich an zu deinem Heil! Er bittet: Laß dich versöhnen mit Gott! Er, die wahre Weisheit, spricht: „Wer mich findet, hat das Leben gefunden und Wohlgefallen erlangt von dem Herrn. Wer aber an mir sündigt, tut seiner Seele Gewalt an; alle, die mich hassen, lieben den Tod.“ (Spr. 8, 35. 36.)

Als Jesus auf Erden weilte, haben die Menschen mit Ihm getan, was sie wollten, und Er hat alles über sich ergehen lassen. Der Wille Gottes war: Mein Christus soll leiden und dadurch viele Söhne zur Herrlichkeit bringen. Durch das ein für allemal geschehene Opfer des Leibes Jesu Christi sollten viele Menschen geheiligt werden. Das ist die eine Seite des Werkes Christi. Von ihr leuchtet uns Leben und Herrlichkeit entgegen. Aber es gibt auch eine andere Seite. Als Jesus nach Golgatha geführt wurde, um dort gekreuzigt zu werden, folgten Ihm jammernd und wehklagend viele Frauen. Da rief Er ihnen zu: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder; denn siehe, Tage kommen, . . . dann werden sie anheben, zu den Bergen zu sagen: Fallet auf uns! und zu den Hügeln: Bedeckt uns! Denn wenn man dies tut an dem grünen Holze, was wird an dem dürren geschehen?“ (Luk. 23, 28—31.)

Leben oder Tod — beides hängt von der Stellung zu Christus, dem gestorbenen und auferstandenen Gottes- und Menschensohn ab. Bedeutet das Kreuz Christi für die, die dem Worte Gottes folgen und glaubend

zum Kreuze aufschauen, Vergebung der Sünden, Leben und Frieden, so bringt es allen anderen Tod und Verderben. An ihm scheiden sich die Geister.

Und nun, mein Leser: Was willst du mit Jesus tun? Du kannst Ihn gleichgültig behandeln, kannst Ihn ablehnen, kannst Ihn verhöhnen und verlästern, wie die Hohenpriester und Obersten der Juden es getan haben. Du kannst Ihn sogar gleichsam für dich selbst kreuzigen, indem du dem Urteil, das die Menschen seiner Zeit an Ihm vollzogen haben, Beifall zollst. Klar und deutlich sagt dir aber Gottes Wort, was du mit Jesus tun muß, wenn du den Weg finden willst, der zum Leben führt. Die Wahl steht bei dir. Du kannst dich für oder gegen Jesus entscheiden, kannst das Leben wählen oder den Tod.

Lieber, noch nicht erretteter Leser, nimm endlich die bejahende Stellung zu Jesus Christus ein! Er klopft an dein Herz. Tu Ihm auf, tu Ihm heute auf! Wie schnell irdischer Reichtum dahin sein kann, zeigt dir der im Anfang erwähnte Fall. Wer aber Jesus hat und in Ihm bleibt, dessen Freude ist schon auf Erden vollkommen. (Vergl. Joh. 15, 10. 11.) Sein Haus steht auf Felsengrund.

Reiche Leute

Reiche Leute, die da Jesus haben,
 Die da nehmen Seine reichen Gaben,
 Die mit reichen, übergelassen Händen
 Seinen Reichtum wieder weiterspenden,
 Die am Platze, den Gott für sie ersehn,
 Als ein Kind des Lichts am Platze stehn!

M. S.

Fromm und doch nicht errettet

Marie Laurend in Königsberg war bekannt als ein tugendhaftes Mädchen. Sie war dabei „sehr fromm“, wie man allgemein sagte.

Das Wetter mochte noch so stürmisch oder regnerisch sein, Marie ließ sich nicht aufhalten; sie ging in „ihre Kirche“. So war sie auch an diesem Regentage wieder dazu bereit, zog ihre kräftigen Schuhe an, nahm ihren großen Schirm in die Hand und machte sich auf den Weg zum Gottesdienst. Es regnete in Strömen. Etwas verächtlich blickte sie auf andere herab, die in modischen Kleidern und leichten Schuhen, mit einem „Puppenschirm“ über sich, nicht wußten, wie sie sich schützen sollten vor „ostpreußischem“ Regen. In der Kirche war es angenehm warm; das tat wohl. Viele leere Plätze gab es. Das tat ihr auch wohl, denn es erhöhte das Gefühl der Befriedigung darüber, sich auf ihrem bekannten Platz zu wissen.

Der Pfarrer sprach über den Vers aus dem Philipperbrief: „Wie viele nun unser vollkommen sind, die laßt uns also gesinnt sein“.

Marie dachte nicht daran, sich zu fragen, ob sie auch zu diesen Vollkommenen gehöre, denn das war doch selbstverständlich. Sie hatte allen Grund, sich zu sagen, daß sie oft vollkommen gehandelt hatte. Und noch öfter hatten ihr die Leute gesagt, daß sie „aus lauter guten Werken zusammengesetzt“ sei.

Am anderen Tage ging Marie durch die Stadt. Da sah sie etwas Trauriges. Eine Familie, Mann, Frau und Kinder, saß da auf ihren paar alten Möbeln mitten auf der Straße und weinte. Marie erkundigte sich, was geschehen war. Ein alltägliches Vorkommnis. Der Mann, ein armer Schneider, war längere Zeit krank gewesen, hatte infolgedessen seine Miete nicht zahlen können, und nun hatte der Hausherr die Leute einfach an die Luft gesetzt. Was tat Marie? Sofort ging sie zur Sparkasse, holte von ihren Ersparnissen den Betrag, den die Leute schuldig waren, und bezahlte den Hausherrn. Der Mann ließ mit sich reden, sodaß die Familie wieder einziehen konnte.

Befriedigt ging Marie nach Hause. Die Dankesbezeugungen der armen Menschen klangen ihr angenehm in den Ohren, und auch die Worte der Umherstehenden, die sich zugeflüstert hatten — aber laut genug, daß sie es hören mußte —: „Die hat sich einen Gotteslohn verdient“.

Eine Woche später brach irgendwo Feuer aus. Aus einem großen Mietshaus, nicht weit von ihrer Wohnung entfernt, schlugen die Flammen. Marie lief zur Brandstätte. Es waren noch Kinder im Hause. Keine Gefahr kennend, drang das Mädchen in das brennende Gebäude und rettete mehrere Kinder. Dafür wurde ihr die Rettungsmedaille verliehen. Ja ja, sagten die Leute, die hat's auch verdient. Das ist eine andere als die „fromme Helene“ im Bilderbuch.

Im Sommer reiste Marie nach Westfalen. Sie besuchte ihre Schwester Rosa, die dort verheiratet war. Im Hause ihres Schwagers lernte sie einen jungen Mann kennen, einen Schöngeist, der nette „christliche“ Gedichte machte. Für Frau Rosa war es eine aus-

gemachte Sache: der paßte zu ihrer frommen Schwester. Es dauerte auch gar nicht lange, da faßte der „Dichter“ Hans Herzog sich ein Herz und bat Marie um ihre Hand.

Marie sagte nicht Nein. Sie verlobte sich mit Herrn Herzog, und bald danach wurden die beiden Mann und Frau. Da Hans seinen genügenden Verdienst hatte, konnten sie sich ein gemütliches Heim einrichten. Marie ging auch als Frau Herzog treu zur Kirche, vernachlässigte auch ihre Bibel nicht.

Eines Tages las sie nach ihrem Bibellesezettel das 10. Kapitel des Markusevangeliums. Mit Interesse verfolgte sie das Gespräch des Herrn Jesus mit dem reichen Jüngling. Sie konnte es so gut verstehen, daß der junge Mann zum Herrn sagte: „Lehrer, dies alles habe ich beobachtet von meiner Jugend an“. Aber was sie nicht verstehen konnte, war die Antwort des Herrn: „E i n e s fehlt dir!“ Ob ihr denn auch noch etwas fehlte? Sie hatte wie jener Jüngling doch alles von ihrer Jugend an getan, was sie nur tun konnte. Was sollte ihr da noch fehlen? Die Leute waren mit ihr zufrieden. Ihr Mann war es erst recht, und sie selbst war auch allezeit mit sich zufrieden gewesen. Und nun sollte am Ende Gott es nicht sein? Eins mußte sie sich freilich gestehen: Es war ihr nie so ganz wohl gewesen, wenn sie Kranke besucht hatte, die unmittelbar vor dem Sterben standen. Sie hatten fast alle Angst gehabt vor dem Tode. Er war doch ein unheimlicher Gast, und das Todestal war finster.

Die Schrecken des Todes sollte Frau Herzog bald in der eigenen Familie kennenlernen. Ihr kleiner Liebling, der Lockenkopf Leni, wurde schwer krank. Die Not des Kindes war groß, das Nöckeln fast nicht zu

ertragen. Jetzt halfen ihr auch die schönsten Gebete nicht mehr, von denen sie so viele auswendig wußte.

Sie hielt ihr Kind in den Armen.

„Ach, Gott, was hast Du mir auferlegt?“ kam es angstvoll aus ihrem Herzen. „Du wirst mir doch mein Kind nicht nehmen?“

Minuten vergingen. Da hörte sie noch einmal einen Schrei: „Mutti, Mutti!“ und dann sank die kleine Leni müde in sich zusammen, und die unglückliche Mutter wußte, daß sie ein totes Kind in die Kissen zurückgelegt hatte. Die nächsten Tage war sie wie betäubt. Fast ohne Gedanken stand sie am Grabe und hörte den Pfarrer die Worte des Herrn wiederholen: „Lasset die Kindlein und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen, denn solcher ist das Himmelreich“. Es machte alles keinen Eindruck auf sie.

Die kleine Leni war einige Wochen begraben. Der Mutter Trost war jetzt ihre herzige Nuth, die mit ihren sieben Jahren schon ein ganz verständiges Mägdlein war, das der Mutter recht zur Hand gehen konnte. Aus der Schule kommend, sagte sie eines Tages:

„Mutter, die Kinder sagen immer, du wärst so fromm, und fromme Leute wären langweilig. Da hab' ich ihnen aber gesagt: „Meine Mutter ist nicht langweilig“. Mutter, was ist eigentlich fromm?“

„Fromm sein heißt das tun, was der liebe Gott haben will, und das tut Mutter.“

„Mutter, dann bin ich aber nicht fromm. Ich bin oft unartig und tue, was dem lieben Gott bestimmt nicht gefällt, besonders wenn man mich ärgert.“

„Kind, wenn du mal so alt bist wie deine Mutter, dann ärgerst du dich auch nicht mehr.“

Damit war das Gespräch beendet. Frau Herzog

verspürte auch wenig Lust, es fortzusetzen. Sie war froh, daß ihre Ruth keine weiteren Fragen stellte, sondern nach einem Butterbrot verlangte.

Und dann, ja, dann kam die Zeit, wo auch dieses Kind mit geröteten Wangen in seinem Bett lag und über Kopf- und Halsschmerzen klagte. Händeringend stand die arme Mutter dabei.

Der Arzt war schnell zur Stelle.

„Diphtheritis!“ kam es ernst von seinen Lippen, nachdem er das Kind untersucht hatte. „Hoffentlich kommt die Einspritzung noch früh genug“, setzte er leise hinzu.

Marie war ganz verzweifelt. Sollte Gott ihr denn auch ihr zweites und letztes Kind nehmen? Womit hatte sie das verdient?

Die Woche war noch nicht zu Ende, da hatte Ruth ausgelitten. Die kleine Fragestellerin hatte nichts mehr zu fragen. Ihr letztes Wort war gewesen:

„Mutter, ich war oft unartig und nicht so fromm wie du, aber der Herr Jesus vergibt Sünden. In der Sonntagschule haben wir gesungen:

Der treue Heiland gab hin Sein Leben,
der treue Heiland trug meine Schuld.

Mutter, ist das nicht schön?“

Darauf hatte sie nur noch einen heiseren Schrei ausgestoßen und die Mutter mit einem langen, hilfseflehenden Blick angesehen. Dann hatte der Engel des Todes sie an die Hand genommen und — davon dürfen wir überzeugt sein — dem Heiland zugeführt, der auch für Kinder am Kreuze starb.

Als man Ruth in den Sarg legte und sich anschickte, ihn hinauszutragen, brach die Mutter unter einem wehen Schrei zusammen.

Nur langsam kam sie wieder zu sich. Ihr Mann, über sie gebeugt, fragte zärtlich:

„Aber, Marie, wo bleibt dein starker Glaube? Bist du nicht imstande, das Leid zu tragen, das Gott uns auferlegt hat, mag es auch noch so schwer sein?“

„Starker Glaube?“ versetzte Marie müde. „An mich selbst und mein gutes Leben habe ich geglaubt. Was nützt mir aber heute dieser Glaube? Und einen anderen hab' ich ja nicht.“

Wochenlang lag Frau Herzog krank zu Bett. Nur langsam genas sie. Kurz nach ihrer Gesundung wurde sie von ihrer Milchfrau gebeten, mit ihr eine Versammlung zu besuchen.

„Dort wird das Evangelium von Jesus verkündigt“, sagte die Frau.

Am ersten Abend sprach der Redner von dem erschütternden Ende des Ehepaars Ananias und Sapphira. Mit Entrüstung hörte Marie von der Lüge dieser Leute, und es entsprach durchaus ihrem Empfinden, daß beide ihren Lohn bekamen.

Am nächsten Abend hörte sie die Geschichte des verlorenen Sohnes. Diesmal machte der Vortrag Eindruck auf sie. War sie auch dem verlorenen Sohne in seinen Handlungen nicht ähnlich, so erkannte sie doch mit Schrecken, daß der Anfang seines Weges Eigenliebe und Eigenwille gewesen war, und sie war ehrlich genug, diese Eigenschaften auch bei sich zu sehen. Als dann weiter das Verhalten des älteren, des „frommen“ und doch so eigengerechten Sohnes geschildert wurde, mußte sie sich sagen: Dem Mann gleiche ich.

Unter großer Unruhe ging sie nach Hause. Daß sie keinen festen Grund unter den Füßen hatte, nichts,

woran sie sich halten konnte, war ihr bei dem Tode ihrer kleinen Ruth deutlich geworden, und heute war es ihr, als breche alles zusammen, was sie noch als Stütze angesehen hatte.

Am Sonntag hörte sie dann die Geschichte von dem Pharisäer und Zöllner und vernahm das göttliche Urteil aus dem Munde des Herrn über diese zwei Männer. Das öffnete ihr die Augen vollends. Der Pharisäer, das bin ich, sagte sie sich immer wieder während der Stunde. Weinend ging sie nach Hause. Die Milchfrau, die sie eine Wegstrecke begleitete, sagte beim Abschied:

„Frau Herzog, Ihnen kann niemand helfen als Gott allein.“

Hans Herzog geriet ganz außer sich. So hatte er seine Frau noch nie gesehen. Er zankte mit ihr und rief ärgerlich:

„Was hast du denn getan? So schlecht, wie du dich machst, bist du ja garnicht. Oder hast du Heimlichkeiten, von denen ich nichts weiß?“

Nun kam eine lange, lange Nacht. Sie lag vor Gott auf den Knien, und Sein Heiliger Geist rechnete mit ihr ab. In diesen Stunden kam ihr manche ernste Stelle aus der Heiligen Schrift in den Sinn, und jedes Wort traf sie wie ein Hammerschlag. Alles, worauf sie gebaut hatte und stolz gewesen war, wurde ihr zerschlagen, und nichts blieb. Ein Ekel erfaßte sie vor ihrer elenden Gerechtigkeit, die im Grunde aus nichts anderem als Eigenliebe und Selbstgefälligkeit bestand.

„Herr Jesus, Du Reiner und Heiliger, hab' Erbarmen mit einer Verblendeten! Herr Jesus, vergib mir und mach mich rein, mach mich ganz rein durch

Dein Blut“, rang es sich aus ihrem unglücklichen Herzen. „Herr Jesus, ein verlorenes Leben liegt hinter mir. Laß es mich mit Dir von neuem beginnen!“

Wie dem Zöllner im Gleichnis, der, an seine Brust schlagend, sagte: „O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“ und der dann gerechtfertigt vor dem frommen Pharisäer in sein Haus zurückkehrte, so ähnlich erging es auch der aus ihrem Wahn gerissenen Frau. Sie erkannte, daß nur göttliche Gnade sie retten konnte. Sie erkannte weiter, daß zur Tilgung ihrer Sündenschuld allein Christi Blut ausreichte. Christus mußte sterben — so schlecht und unheilbar war ihr Zustand — für ihre Schuld, und sie glaubte dem Wort vom Kreuz. Golgatha wurde die Stätte, wo sie Ruhe fand für ihre Seele, keine eingebildete Ruhe, sondern wirkliche und wahre. Seitdem war Marie keine Fromme im allgemeinen Sinne mehr, sondern eine Christin, die wußte, daß sie Vergebung all ihrer Sünden hatte durch das Verdienst ihres Herrn Jesus. In Ihm war sie eine neue Schöpfung geworden.

Ihr Mann sah das veränderte Wesen seiner Frau. Er war ein stiller, aber scharfer Beobachter. Hatte er sich früher mitunter geärgert über Mariens selbstgefälliges Wesen, so war er doch klug genug gewesen, es zu übersehen, wußte er doch, daß er denselben Fehler hatte, und „eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus“.

Jetzt war alles ganz anders. Sich über die Selbstgefälligkeit seiner Frau zu ärgern, hatte er keinen Grund mehr. Was er aber jetzt bei seiner Gattin wahrnahm, brachte ihn einigermaßen aus dem Gleichgewicht. Ihre Freude und Heilsgewißheit beunruhigten ihn, wenn er es sich auch nicht anmerken ließ. Blättert

er in seinen selbstverfaßten Gedichten, dann überkamen ihn manchmal eigenartige Gefühle. Seine Worte erschienen ihm wie schöne lange Ranken, an denen die Früchte fehlten. Es waren Redensarten und Wortgefüge ohne inneren Gehalt. Er erinnerte sich, daß er gelegentlich einer Evangelisation von einem Chor hatte singen hören: „Ach Blätter nur, ach Blätter nur!“ Und er erinnerte sich auch einer Stelle im Evangelium, in der von einem Feigenbaum die Rede war, den Jesus verflucht hatte, weil Er nur Blätter an ihm fand, und ebenso des Gleichnisses von dem unfruchtbaren Feigenbaum, in welchem das ernste Wort: „Hau ihn ab!“ vorkam. Es waren keine angenehmen Gedanken. Sie machten ihm zu schaffen.

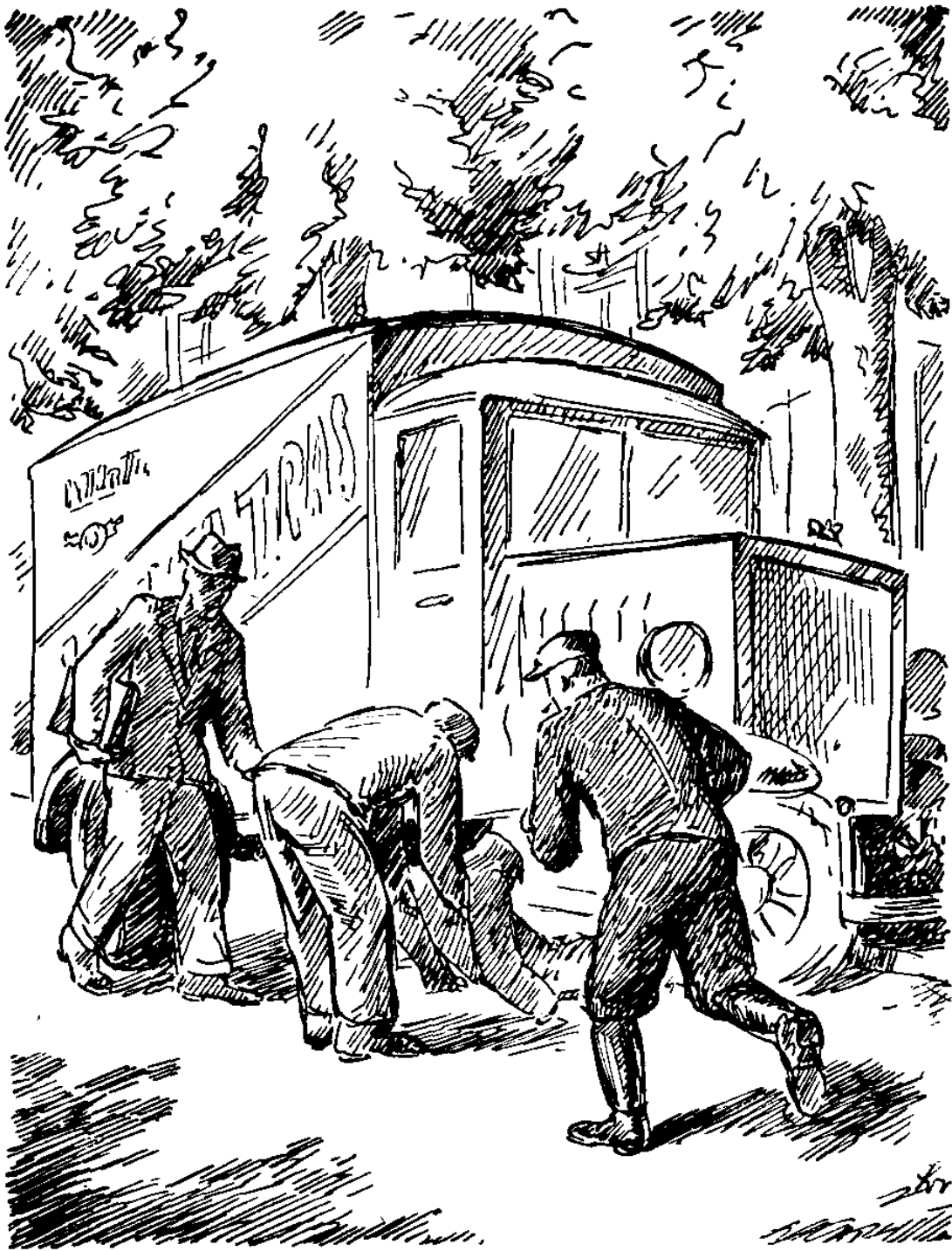
Nicht viel später besuchte er eine Evangelisationsversammlung. Er war absichtlich nicht ganz zur rechten Zeit gekommen, um sich unbemerkt hinten an setzen zu können. Als er in den Saal trat, las der Redner gerade seinen Text vor, einen kurzen Abschnitt aus Luk. 13. Ernst und gewaltig tönten die Worte durch den Saal:

„Er sprach aber zu dem Weingärtner:

Siehe, drei Jahre komme ich und suche Frucht an diesem Feigenbaum und finde keine; h a u i h n a b! wozu macht er auch das Land unnütz?“

Hans Herzog hörte es mit Zittern. In großer Unruhe ging er an diesem Abend heim und legte sich zu Bett. Warum folgte er nicht dem Beispiel seiner glücklichen Frau und schrie zu Gott um Gnade, wie sie es ihm schon manchmal gesagt hatte? Nein, er war noch nicht willens, das Urteil Gottes über sich anzuerkennen.

Dem Paar gegenüber wohnte ein gläubiger



Schuhmacher, der öfters Gelegenheit nahm, mit Hans zu reden, aber dieser war noch nicht gewillt, „zu Kreuze zu kriechen“, wie das seine Frau getan hatte.

So vergingen zwei Jahre. Da er sich nicht entscheiden wollte, war ein Zustand der Lauheit über ihn

gekommen. Die Bibelfstunden hatte er gemieden. Eines Tages aber ließ er sich wieder einmal bewegen, mitzugehen. Wieder, wie zwei Jahre vorher, ging er so, daß er erst nach Beginn der Versammlung den Saal betrat. Man hatte gesungen und gebetet, und der Redner las den Text.

„Hau ihn ab!“

Klang es laut durch den Saal. Es traf ihn wie ein Hammerschlag. Er ging nach Hause; immerfort hämmerte es in ihm: „Hau ihn ab! Hau ihn ab!“

In dieser Nacht will kein Schlaf kommen. Müde, unausgeruht steht er auf und dennoch froh, durch die Tagesarbeit die „dummen“ Gedanken bannen zu können. Er tritt aus dem Hause hinaus, er geht fünf Schritte. Da wird er von einem vorüberfahrenden Lastwagen gefaßt und überfahren. Bewußtlos wird er ins Haus getragen. Ist er tot? Das ist die bange Frage seiner weinenden Frau.

Der Arzt untersucht den Leblosen. Mehrere Rippen sind gebrochen, und arge Quetschungen sind da. Aber er ist nicht tot. Auch ist Hoffnung vorhanden, daß er mit dem Leben davonkommt. Unter Tränen wirft sich Marie über ihn. Als er zu sich kommt, flüstert er:

„Marie, fast zu spät, aber noch nicht zu spät! Der Gott aller Gnade — ja, aller Gnade — hat mich noch gelassen.“ Dann legt er unter Aufwendung aller Kraft die Hände zusammen und ruft zu dem Heiland der Sünder um Vergebung.

Hans Herzog ist wieder gesund geworden und hat, zusammen mit seiner Gattin, Zeugnis ablegen dürfen von der rettenden Gnade Gottes.

Vom Arbeiten

Daß es etwas Schönes ist um ein rechtes Arbeiten, weiß der, welcher mit Lust und Liebe an die Arbeit geht. Und wie anderseits die Arbeitslosigkeit zur Qual werden kann, davon wissen alle die zu erzählen, die in vergangenen Jahren unter dieser Geißel geseufzt haben. Deshalb danken wir Gott dafür, daß in unserem Lande wieder gearbeitet wird, und spüren den Segen, der darauf ruht.

Wer meint, daß die ersten Menschen dazu bestimmt gewesen seien, im Paradies ein arbeitsloses Leben zu führen, ist im Irrtum. Gott hatte freilich alles wunderbar hergerichtet für die Aufnahme der Menschen. Er hatte für eine Fülle von Bäumen gesorgt, „lieblich anzusehen und gut zur Speise“. Aber Er „setzte den Menschen in den Garten Eden, ihn zu bebauen und ihn zu bewahren“. (1. Mose 2, 9—15.) Der Mensch sollte den Garten so bearbeiten, daß er in seinem ursprünglichen herrlichen Zustand erhalten blieb. Die Art der Arbeit war allerdings verschieden von dem, was später kam. Durch den Fall des Menschen geschah es, daß die Arbeit fortan nicht nur ein Segen war. Aber für alle Zeit liegt ein Segen in rechter Arbeit. Wie Gott über die Faulen denkt, sagt klar Sein Wort. „Geh hin zur Ameise, du Fauler“, mahnt der Schreiber von Spr. 6, 6; „sieh ihre Wege und werde weise.“ Und der Apostel Paulus schreibt den Thessalonichern das ernste Wort: „Wenn jemand nicht arbeiten will, so soll er auch nicht essen“. (2. Thess. 3, 10.) Ein deutsches Sprichwort sagt wahr und richtig: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Freilich

gibt es — und damit kommen wir auf eben Gesagtes zurück — beim Arbeiten manchen Widerstand zu überwinden. Da gibt es Mißlingen und Enttäuschungen vieler Art. Weshalb das?

Nach dem Wort Gottes ist der Grund der, daß der erste Mensch das eine ihm von Gott gegebene Verbot übertreten hat. Weil er gegessen hatte von dem verbotenen Baum, kam ein Fluch über die Erde. Dornen und Disteln sollte sie fortan sprossen lassen, sodaß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen würde. Die Mühsal, die die Bearbeitung des Erdbodens und, so müssen wir hinzufügen, die ganze Tätigkeit des Menschen begleiten würde, sollte den Menschen fort und fort daran erinnern, daß er gegen Gott gesündigt hatte.

Wie kann dann aber im Grunde von einem Segen der Arbeit die Rede sein? höre ich einwenden. Der Einwand wäre berechtigt, wenn Gott nicht auch hier Vor-sorge getroffen hätte. Und damit kommen wir zu einer wunderbaren Tatsache.

Rehren wir noch einmal zum Anfang zurück!

Wer hat die Arbeit geadelt? Gott selbst. Er „a r = b e i t e t e“, Er wirkte, indem Er schuf. Sein wunderbarstes Gebilde war der Mensch. Das geht aus der Art des biblischen Berichts klar hervor. Während es bei der Erschaffung selbst der gewaltigen Himmelskörper einfach heißt: „E s w e r d e“... , hören wir vor der Erschaffung des Menschen davon, wie Gott mit Sich selbst zu Räte ging. Da lesen wir: „Lasset uns Menschen machen in unserem Bilde, nach unserem Gleichnis; und sie sollen h e r r s c h e n über ... die ganze Erde und über alles sich Regende, das sich auf der Erde regt!“ Der Mensch war der zum H e r r =

sehen Bestimmte, der, von dem griechische Dichter gesagt haben: „Wir sind auch Sein Geschlecht“. (Apstgsch. 17, 28.) Nachdem er erschaffen war, lesen wir: „So wurden vollendet der Himmel und die Erde und all ihr Heer. Und Gott hatte am siebenten Tage Sein Werk vollendet, das Er gemacht hatte; und Er ruhte am siebenten Tage von all Seinem Werk, das Er gemacht hatte. Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn; denn an demselben ruhte Er von all Seinem Werk, das Gott geschaffen hatte, indem Er es machte.“

Könnte ein feierlicherer Abschluß eines gewaltigen Werkes erdacht werden? Fürwahr, Gott hatte gearbeitet, und Seine Ruhe hätte von Dauer sein können, wenn nicht der Mensch — in aller Ehrfurcht sei's gesagt — Ihn gezwungen hätte, aufs neue zu „arbeiten“. Denn wie hätte Gott weiter ruhen können von Seinen Werken, nachdem die Krone der Schöpfung, der zum Herrschen bestimmte Mensch, durch den mit der Sünde in die Welt gekommenen Tod ein durch Todesfurcht Gefnechteter geworden war? (Hebr. 2, 15.)

Ich überspringe jetzt den Zeitraum, der zwischen dem Fall des Menschen mit all seinen schlimmen Folgen und dem Kommen des Gottessohnes in diese Welt liegt. In den Jahrtausenden zwischen diesen beiden Geschehnissen hatte der Mensch Gott viel zu schaffen gemacht mit seinen Sünden. Gott Seinerseits hatte nicht abgesehen, an dem Menschen zu arbeiten, zu ihm zu reden, ihn zu überführen und ihn zu Sich zurückzubringen. Mit welchem Ergebnis? Der Mensch hatte sich weiter und weiter von Gott entfernt. Und da, nachdem jedes Bemühen Gottes in dieser Hinsicht erfolglos geblieben war, schritt Gott zu der Tat, der kein ande-

res Werk zur Seite gestellt werden kann. Gott gab den eigenen Sohn zur Erlösung des gefallen Menschen. Er wollte mit dem Menschen zu dem Ziel kommen, das Er sich vor ewigen Zeiten vorgenommen hatte, und das Kreuz Christi ist der Weg, auf dem dieses Ziel erreicht wird.

Kann und darf im Blick auf dieses Werk das Wort „Arbeit“ gebraucht werden? Man wagt das Wort in dieser Verbindung kaum auszusprechen. Aber wenn wir an den Weg des Sohnes denken bis zum bitteren Ende, ist es da unrecht, zu fragen: War es nicht eine ungeheure Seelen a r b e i t, die hier geleistet wurde? Und kann das gleiche nicht von dem Vater gesagt werden, als Er den Sohn diesen Weg gehen hieß und durchaus mit dabei war? Denn Gott ist e i n e r. Was war es für Ihn, als Er das Schwert nahm und den Sohn zerschlug?

Wenn ich von einer wunderbaren Tatsache sprach, so meinte ich damit dieses Tun, dieses Wirken, dieses unendlich große, gewaltige Wirken Gottes zugunsten des gefallen Menschen.

Du hast durch wunderbare Werke
Heil und Erlösung uns gebracht,

singen wir mit Recht. Und das Tun Gottes hat auch mit dem Werk von Golgatha Seinen Abschluß noch nicht gefunden. Gott wirkt weiter durch Seinen Geist an dem Herzen des einzelnen Menschen, um ihn von seinem Zustand zu überführen und dem großen Heiland der Verlorenen zuzuleiten. Dieses Wirken Gottes wird erst dann zu seinem Ende gekommen sein, wenn der letzte Mensch, der nach Gottes Willen errettet werden soll, dem Einladen des Heiland-Gottes ge-

folgt ist und seine Zuflucht zum Kreuz von Golgatha genommen hat.

Es ist hier nicht der Platz, einen Versuch zur Lüftung des Schleiers zu machen, der über dem Zukünftigen liegt. Aber dies eine sei doch noch gesagt: Gott wird nicht eher befriedigt, nicht eher zur Ruhe gekommen sein von Seiner Arbeit, als bis das Schriftwort seine Erfüllung gefunden hat: „Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden Sein Volk sein, und Gott selbst wird bei ihnen sein, ihr Gott. Und Er wird jede Träne von ihren Augen abwischen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Throne saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu.“ (Offbg. 21, 3—5.)

Glücklich alle, die ihre Kleider gewaschen haben in dem Blute des Lammes Gottes! Sie, aber auch nur sie, haben Anrecht an den Baum des Lebens, der im Paradiese Gottes steht, und die Tore der himmlischen Stadt sind für sie weit geöffnet. Als eine Frucht der Mühsal Seiner Seele birgt Christus sie für ewig in Seinen Vorratsräumen und wird sich sättigen. (Jes. 53, 11.)

Der Stärkere

Das war ein stolzer Tag für Hermann Beckmann, als er von der Musterung zurückkehrte, ein rotes Band am Hut und einen Blumenstrauß aus künstlichen Blumen an der Brust. „Kaiserliche Marine!“ hatte es geheißen. Das war etwas anderes als „Infanterie“ oder gar „Train“. Marineleben —

Seemannsleben! Da eröffneten sich Aussichten, von denen Hermann bis dahin höchstens geträumt hatte. Er war Bäcker von Beruf. War kein leichtes Gewerbe, das Bäckerhandwerk, besonders nicht in jenen Zeiten. Es gab viel schwere und lange Arbeit und wenig Schlaf. Dazu war der Verdienst knapp. Immerhin, bei aller Arbeit hatte Hermann noch Zeit genug gefunden für den Wirtshausbesuch, für ihn der Höhepunkt des Vergnügens. Wäre er ehrlich gewesen gegen sich selbst, so hätte er sich gesagt, daß das lange Sitzen im Wirtshaus bei Bier und Kartenspiel die Hauptsache war, daß er zu wenig Schlaf mitbekam.

Daheim bei seiner gottesfürchtigen Mutter und dem frommen Großvater löste die Kunde, daß er zur Marine gezogen worden war, weniger frohe Gefühle aus als bei dem angehenden Rekruten. Daß der Sohn und Enkel Soldat werden mußte, fanden beide recht und in Ordnung. Was sie fürchteten, war der Umstand, das freie Seemannsleben möchte den Jungen noch mehr in den Strudel der Sünde und Welt hineinziehen. Hermann war nicht nur leichtsinnig. Er gehörte zu jenen unzufriedenen Naturen, die an allem etwas auszusetzen haben und alles in übler Weise kritisieren, vor allem die Verordnungen der Obrigkeit. Schon als Lehrling hatte er viel im Hause eines Kommunisten verkehrt. Das Gift, das die Schriften und Belehrungen dieses Menschen enthielten, hatte seine Wirkung an dem kaum den Kinderschuhen Entwachsenen getan. Der gute Same, das Wort Gottes, der von Mutter und Großvater in sein Herz gesät worden war, wurde von dem Bösen hinweggerissen. Das war ja alles dummes Geschwätz, was die Pfaffen die Leute lehrten, dazu bestimmt, sie zu verdummen. Die Bibel

war eitel Menschenwerk, ein Buch voller Fabeln und Widersprüche, und was darin geschrieben stand, diente im Grunde nur zur Unterdrückung der arbeitenden Klassen. Diese Art Auslegung der Heiligen Schrift hatte süß geklungen in den Ohren des unreifen jungen Menschen, und mit Vorliebe hatte er jede sich bietende Gelegenheit benutzt, um die erworbene Weisheit daheim und anderswo an den Mann zu bringen. Da es eine schwere Arbeit war, den Sohn von der Verkehrtheit seiner neuen Ideen zu überzeugen, hatte die Mutter immer mehr ihre Zuflucht zum Gebet genommen. Gott mußte dieses verblendete Herz erleuchten. Und daß Er es tun werde, daran hielt sie fest bis an ihr Ende. Sie starb noch, bevor Hermann zum Militär eingezogen wurde. Eins ihrer letzten Worte an den Sohn war: „Hermann, ich sehe dich wieder“.

Zunächst schien es nicht, als ob der Mutter Hoffnung in Erfüllung gehen werde. Hermann genoß die Freiheit des Soldatenlebens in vollen Zügen. Er trieb es schlimmer als die meisten seiner Kameraden. Im Fluchen und in gemeinen Redensarten suchte er seinen Meister. Dabei war er ein tüchtiger Soldat, tat seine Pflicht und war pünktlich. Der Dienst auf dem Kriegsschiff war stramm, machte ihm aber Freude. Vor allem freute es ihn, daß kein lästiger Mahner unter der Mannschaft war. Die Kameraden waren sich alle gleich — eine lustige Gesellschaft.

Dann wurde Hermann krank. Er wurde an Land geschickt und kam ins Lazarett. Was ihm gefehlt hat, weiß ich nicht, nur, daß die Krankheit ziemlich ernst war, sodaß Lebensgefahr bestand. Doch das kümmerte Hermann wenig. Sein Gewissen war verhärtet, und seine Redensarten wurden in den Krankheitstagen

nicht feiner, als sie vorher gewesen waren. Des Sonntags fand im Lazarett Gottesdienst statt. Hermann machte es den größten Spaß, daß er daran nicht teilzunehmen brauchte, weil der Arzt ihm völlige Bettruhe verordnet hatte.

Aber eines Sonntags wurde er doch zum Gottesdienst kommandiert, und das kam so:

Hermann war ein leidenschaftlicher Kartenspieler. An einem Sonntagnachmittag konnte er es auf die Dauer nicht ertragen, dem Spiel der Kameraden, die außer Bett sein durften, müßig zuzusehen. Gegen das ausdrückliche Verbot des Arztes stand er auf und mischte sich unter die Spieler. Andere taten das gleiche, und bald saßen fast alle Kranken, die in dem Saal lagen, in Gruppen beisammen und spielten. Das war doch eine Abwechslung in dem eintönigen Lazarettleben! Unerwartet trat der wachthabende Offizier ein. Erschrocken blickten die Übeltäter einander an. Das würde eine schöne Strafe absetzen. Aber der Wachthabende war gut gelaunt und beurteilte den Fall milde. Die Strafe, die er diktierte, bestand darin, daß alle an dem um drei Uhr im Lazarett stattfindenden Gottesdienst teilnehmen mußten. Es gab ein erleichtertes Aufatmen. Die Sache war langweilig, aber erträglich. Zwar fehlte es nicht an gehässigen Bemerkungen über Pfaffentum und Pfaffengeschwätz. Besonders Hermann fluchte über „den dämlichen Kram“. Er saß in der Kapelle voll innerer Erregung, entschlossen, mehr denn je gegen alle diese ihm so verhaßten Dinge anzukämpfen. Nie würde er sich ihnen beugen; nie würde er ein Kopfhänger und Betbruder werden.

Der Gottesdienst nahm seinen Anfang. Ein alter, würdiger Pfarrer bestieg die Kanzel. Während er da

stand und seine Blicke über die Zuhörer schweifen ließ, begann die Orgel mit dem bekannten Choral:

„Wie soll ich Dich empfangen,
und wie begegn' ich Dir?“

Fast keiner sang mit, obwohl genug Liederbücher vorhanden waren. Hermann lachte innerlich. Dieser klägliche Anfang freute ihn unbändig.

Nachdem der erste Vers des schönen Liedes in dieser Weise gesungen, oder besser, nicht gesungen worden war, bat der Pfarrer freundlich, doch mitzusingen, und sang selbst den zweiten Vers mit lauter Stimme vor. Die milde Art des alten Mannes verfehlte ihre Wirkung nicht. Bald sangen alle; sogar Hermann vermochte sich dem guten Einfluß nicht zu entziehen und stimmte leise in das ihm von der Schule her bekannte Lied ein. Dann folgte eine einfache Predigt, die jeder verstehen konnte. Der Pfarrer sprach von dem Kommen Christi auf die Erde als Heiland der Welt, von Seinem Kreuzestod und von Sieg und Auferstehung; dann sprach er von Seinem noch zukünftigen Kommen als König der Könige und schließlich als Herr der Herren zum Endgericht. Er sprach von Schuld und Sühne, von der Macht Satans und seinem Begehren, die Menschen zu verderben, und demgegenüber von dem Liebesmühen Gottes, den Menschen zu erleuchten und zu retten.

Merkwürdig war die Veränderung, die inzwischen Platz gegriffen hatte. Alle hörten aufmerksam zu, auch Hermann. Es war ihm, als komme ein Stärkerer über ihn, dem er nicht zu widerstehen vermochte. War er nicht ein Verlorener? Befand er sich nicht in der Macht eines unheimlichen Wesens, eines Starken, den er nicht kannte, der ihn aber in seine Gefolgschaft zwang?

Und war er nicht im Grunde ein unglücklicher Mensch? Still und in sich gekehrt ging er in den Krankensaal zurück und legte sich wieder zu Bett. Auch die Kameraden blieben still. Niemand schien Lust zu haben, sich in einen Disput einzulassen über das in der Kapelle Gehörte.

In der folgenden Nacht hatte Hermann einen schlimmen Traum. Er sah sich von finsternen Gestalten verfolgt, die ihm ans Leben wollten. In seiner Angst schrie er so laut auf, daß der wachthabende Soldat in den Saal trat und fragte, was los sei. Die im Traum ausgestandenen Ängste wurden von banger Fragen abgelöst. Hatte er nicht schwer gegen Gott gesündigt? Lag nicht ein lasterhaftes, gottloses Leben hinter ihm? Mußte Gott ihn nicht strafen seiner vielen bösen Worte und Taten halber, und mußte es nicht furchtbar sein, in die Hände eines heiligen Gottes zu fallen? Schließlich machte er es wie der Zöllner in dem bekannten Gleichnis, der an seine Brust schlug und rief: „Gott sei mir, dem Sünder, gnädig!“

Sein stilles Wesen, das er in den folgenden Tagen zur Schau trug, erregte naturgemäß bei den Kameraden Aufsehen. So wie er oft über andere gespottet hatte, so spotteten sie jetzt über ihn. „Bist wohl ein altes Weib geworden?“ hieß es höhnisch. „Sollen wir für dich zum Pfarrer gehen und dir ein Neues Testament holen?“ Die spöttischen Worte hatten ein Gutes. Ein Neues Testament — ja, das konnte ihm jetzt helfen. Sie brauchten deswegen aber nicht zum Pfarrer zu laufen. Er besaß selber eins. Der Großvater hatte es ihm mitgegeben, als er zur See ging, und dabei gesagt: „Es ist das Beste, was ich dir geben kann. In diesem Buch kannst du dein ewiges Heil finden.“ Mit

Widerwillen hatte er damals den schlichten Band entgegengenommen und ihn unten in seinen Koffer gelegt. Jetzt holte er das Testament aus der Verborgenheit hervor und las. Es dauerte nicht sehr lange, da erfuhr er, daß der Großvater die Wahrheit gesprochen hatte. Das Buch brachte ihn zu Jesus, dem Jungfrauensohn, dem Gottessohn. Es brachte ihn nach Golgatha an das Kreuz, wo Christus für Sünder litt und starb, auch für ihn. Sein mächtiges: „Es ist vollbracht!“ traf sein Herz. Glaubend nahm er seine Zuflucht zu Ihm, dem Mittler zwischen Gott und Menschen, dem guten Hirten, der Sein Leben gab für Seine Schafe; und also glaubend fand er Ruhe für seine Seele. Er wußte, seine Sünden waren vergeben. Gott hatte ihn angenommen. Er war errettet. Als er das Lazarett verließ, war er gesund nach Leib und Seele. Das Alte war vergangen. Alles war neu geworden. Der Mutter Gebete waren erhört, schneller und herrlicher, als sie selbst es für möglich gehalten haben würde.

Hermann ist nicht mehr lange zur See gefahren. Auf einer Fahrt nach Westindien erlitt er einen bösen Unfall. Mit einem schweren Sack Mehl auf dem Rücken fiel er durch eine Luke in einen tiefer gelegenen Raum. Seitdem war seine Kraft gebrochen. Er mußte seinen Beruf aufgeben und wurde ein schwacher, leidender Mensch. Aber dieser Schicksalsschlag vermochte sein Glück nicht zu trüben. Er blieb ein frohes Menschenkind, das noch manchem Mitmenschen ein Zeugnis war von der ihm selbst widerfahrenen Gnade. Vor einigen Jahren ist er in Frieden entschlafen.

Eine erschütternde Begegnung

Adoniram Judson war der Sohn eines Predigers in Massachusetts in Nord-Amerika und stammte aus einem altehrwürdigen Puritanergeschlecht, das, in seiner englischen Heimat um des Glaubens willen verfolgt, jenseit des Ozeans in Neu-England eine neue Heimat gefunden hatte. Unter der Zucht des hohen Ernstes, den die Väter einst mit herübergebracht hatten, wuchs Adoniram im elterlichen Hause auf und genoß dort bis in sein 16. Lebensjahr seine erste Erziehung, ohne daß es bei ihm jedoch zu einem lebendigen Herzenschristentum gekommen wäre. Dann kam er in das College zu Andover, wo er einen jungen Mann namens E. Fennen lernte, der sich vor anderen durch seine hohe Begabung, sein liebenswürdiges, wißiges und angenehmes Wesen, sowie durch bezaubernde Manieren auszeichnete. Seiner inneren Einstellung nach war er ein vollendeter Gottesleugner. Bald war der Sohn des ernstesten Puritaners nicht nur sein Bewunderer und Freund, sondern auch ein entschiedener Bekenner seines Unglaubens. Jedoch war er zu aufrichtig und zu männlich, als daß er diese Veränderung in seinen Glaubensansichten seinem Vater verschwiegen hätte. Dieser behandelte die Mitteilungen des Sohnes mit der Strenge eines Mannes, der nie am eigenen Glauben gezweifelt hat. Seine Vorwürfe machten infolgedessen wenig Eindruck auf den jungen Mann. Den Tränen, Klagen und Bitten seiner Mutter zu widerstehen, war für den jugendlichen Gottesleugner schon schwerer.

Adoniram machte wenig später eine Reise durch

die nördlichen Staaten Amerikas mit unklaren Plänen wissenschaftlichen Ehrgeizes. Er war unruhig im Geist und elend im Herzen. Eines Abends spät übernachtete er in einem ländlichen Gasthause. Als der Wirt ihm in sein Zimmer leuchtete und sein Bedauern darüber ausdrückte, daß er ihm die Nachtherberge neben der eines jungen Mannes anweisen müsse, der dem Sterben ganz nahe zu sein scheine, versicherte Judson mit anscheinender Kaltblütigkeit, daß ihn dies gar nicht beunruhige. In Wirklichkeit war es anders. Er fürchtete den Tod, und die Töne, die aus dem anstoßenden Zimmer herüberdrangen, ließen ihm keine Ruhe. Je stiller es im Hause wurde, desto unheimlicher und beängstigender klang das Stöhnen und Seufzen des Kranken in die feierliche Nacht. Ein junger Mann, wie er, und im Sterben! Der Gedanke konnte einem schon den Schlaf rauben. Dazu kamen die früheren Eindrücke des Elternhauses und die Tränen seiner Mutter.

„Ob der Arme wohl zum Sterben bereit ist? Bin ich's?“ fragte er sich. Nein, antwortete sein Gewissen. In diesem Augenblick fühlte er wie nie zuvor die Hohlheit seiner Philosophie. Aber was würden seine früheren Studiengenossen zu dieser Schwäche sagen? Was würde insbesondere sein klarer, verständiger, witziger Universitätsfreund von einer solch kindischen Unruhe denken? Er riß sich zusammen, aber es nützte nichts. Seine Gedanken blieben bei dem Kranken, der in des Lebens letzter Feuerprobe lag. „Ist er ein Christ, ruhig und stark in der Hoffnung des ewigen Lebens? Oder erbebt er am Ufer der unbekannten dunklen Zukunft? Ist er ein Freidenker, oder gar, wie ich, aufgezogen von christlichen Eltern und begleitet von den Ge-

beten einer frommen Mutter?" So wogte es in ihm auf und ab. Es drängte ihn, sich an das Sterbebett zu stellen, und doch war ihm der Gedanke daran schrecklich. So kam der Morgen, und die Lichtflut, die sich in sein Zimmer ergoß, zerstreute, wie er sich selber einredete, für Augenblicke alle seine abergläubischen Nachtgedanken. Er erhob sich, suchte den Wirt auf und fragte nach seinem kranken Zimmernachbar.

„Er ist tot!“ war die Antwort.

„Tot?“

„Ja, er ist dahin, der arme Bursche!“

„Wissen Sie, wer er war?“ fragte Judson.

„O ja,“ entgegnete der Wirt; „er war ein junger Mann vom Providence-College, ein sehr hübscher Junge. Sein Name ist E.“

Judson war wie vom Schlage gerührt. Es war niemand anders als sein angebeteter Freund, der ihm zuerst den Zweifel des Unglaubens ins Ohr geflüstert hatte.

„Tot!“ dachte er bei sich selbst; „verloren, verloren!“

An diesem Tage merkte er, daß er zum Leben und Sterben Christus nötig hatte. Er fühlte die Wahrheit des Evangeliums. Unter dem gewaltigen Eindruck des Erlebten brach er seine Reise ab und kehrte nach Hause zurück. Dies war der Wendepunkt seines Lebens.

In der Stille des elterlichen Hauses, noch mehr aber in dem theologischen Seminar zu Andover, in das er bald als Wahrheitsuchender eintrat, fand er die volle Zuversicht des Glaubens und den Frieden des Herzens im Opfer Christi. In der Gemeinschaft gleichgesinnter Freunde erstarkte sein inneres Leben mehr und mehr. Gegen das Ende seines Aufenthalts im Se-

minar fiel ihm eines Tages die berühmte Predigt des Dr. Claudius Buchanan „der Stern im Morgenlande“ in die Hände. Sie packte ihn so mächtig, daß er sich entschloß, in den Dienst der Mission zu treten. Schon bald führte er diesen Plan aus. Der Herr wies ihm ein Arbeitsfeld unter dem Birmanenvolk in Hinterindien an. Reichlich streute er hier den Samen des Wortes Gottes aus, und reichlich durfte er ernten. Sein hoher Glaubensmut, der die größten Hindernisse überwand, und sein brennender Eifer für die Rettung unsterblicher Seelen, der ihn nicht ruhen ließ, seine ausgezeichnete Begabung voll und ganz im Dienste seines himmlischen Herrn zu verwenden, wurden mit einem alle hoffnungsreichen Erwartungen weit übertreffenden herrlichen Erfolge gekrönt. Im Alter von zweiundsechzig Jahren starb dieser treue Kämpfer Christi.

Opfern

Erwin war Lehrling in einem Kaufmannsgeschäft, und wie das bei Lehrlingen nun einmal so ist, waren seine Einnahmen nicht eben groß. Trotzdem lieferte er aus seiner Missionsbüchse so hübsche Beträge ab, daß ich mich verschiedentlich fragte: Woher hat der Junge das Geld? Schließlich habe ich denn erfahren, wie er es machte.

Er hatte mit einigen anderen Lehrlingen einen gemeinsamen Mittagstisch. Das Essen war gut und kräftig, aber einfach, und da Erwin ein großer Freund von Süßigkeiten war, pflegte er sich als Nachtisch eine Apfelsine, ein Stück Kuchen, Schokolade oder dergleichen zu leisten. Da er nicht rauchte, wie die anderen es

taten, so hielt er diesen Genuß nicht für Verschwendung.

Eines Tages besuchte er eine Missionsversammlung. Hier hörte er, wieviel Geld nötig sei, um Missionare auszubilden und auszusenden, und auch, um Schulen und Kirchen zu bauen. Der Vortrag ging ihm zu Herzen. Er wußte etwas von der Liebe des Sünderheilands, und was es den Herrn Jesus gekostet hat, das Werk der Erlösung zu vollbringen. Er wußte auch, wie sehr Ihm das ewige Wohl der Menschen, ob weißer, gelber oder schwarzer, am Herzen liegt, und es tat ihm leid, daß er bisher so wenig an diese Arbeit gedacht hatte. Am Abend konnte er nicht einschlafen. Die Frage ließ ihn nicht zur Ruhe kommen: Was kann und soll ich tun, um das Versäumte nachzuholen? Da kamen ihm die Süßigkeiten in den Sinn, die ihm bis dahin als Abschluß des Mittagmahls unerläßlich geschieden hatten. Er beschloß, sie endgültig vom Speisezettel zu streichen und das dadurch ersparte Geld in die Missionsbüchse zu tun.

Erwin hat sofort seinen Beschluß in die Tat umgesetzt und auf diese Weise wöchentlich dreißig bis vierzig Pfennig für die Mission „verdient“. Es ist ihm anfänglich nicht leicht geworden, auf die von ihm so geliebten Süßigkeiten zu verzichten. Mit der Zeit nahm aber das Verlangen danach immer mehr ab, und das „Opfer“ war ihm am Ende Borrecht und Freude.

So wird es wohl stets sein. Auch in diesem Stück ist der Anfang am schwersten. Ist es aber erst einmal gelungen, das Ich, die Selbstsucht zu überwinden, so geht einem bald etwas auf von dem Segen, der in dem wirklichen Opfern liegt.

Jesus sieht es, hört es, weiß es

Jesus s i e h t alles, was ich auch tu',
 Er sieht der Arbeit, dem Wandel zu,
 Er sieht, ob ich auf bösem Wege,
 Sieht es, wenn ich zum Guten träge,
 Sieht, ob ich andern Liebes erweise
 Oder mit Unmut die Seele speise,
 Jesus sieht alles, was ich auch tu',
 Er steht dahinter und sieht mir zu.

Jesus h ö r t alles, was ich auch sage,
 Hört es, wonach in der Welt ich frage:
 Ob nach seliger Ewigkeit
 Oder der Welt vergänglicher Freud',
 Ob ich den Nächsten verlege und fränke
 Oder in Liebe ihn hebe und lenke. —
 Jesus hört alles, und jedes Wort
 Wird Er einst richten in Ewigkeit dort.

Jesus w e i ß alles. Willst du's auch verschweigen,
 Wird es sich dennoch in Ewigkeit zeigen.
 Wie du gelebt, und was du getan,
 Er schreibt im Buche des Lebens es an.
 Wandle, o wandle nach Seiner Art,
 Heilig in Gottes Gegenwart!
 Jesus weiß alles, nichts ist Ihm verborgen,
 Drum gib Ihm dein Herz, deine Sünden und Sorgen.

Jesus s i e h t, h ö r t und w e i ß allezeit,
 Zu wessen Dienste du stehst bereit.
 Gib dich zum Dienste dem Heilande hin,
 Er ist ein Helfer mit freundlichem Sinn.
 Vertrau Ihm und gib Ihm dein ganzes Herz,
 Dann geht dein Weg fröhlich himmelwärts.
 Er will dich stärken zu Liebe und Treu',
 Er will dir helfen täglich aufs neu'.

M. S.

„Die Pilgerreise“



Es war in einer stürmischen Herbstnacht, etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Da sah man in einer der dunklen Vorstädte Baltimores einige Männer der Grenze der Stadt zuschreiten. Sie machten nicht gerade einen guten Eindruck. Schweigend nahmen sie ihren Weg. Die Gesichter waren zur Erde gesenkt. Struppige Bärte hingen auf die Brust herab.

Als sie fast am Stadtrande angelangt waren, bogen sie rechts ab. Dort lag inmitten eines schönen Parks eine einsame Villa. Hier standen die Männer noch einen Augenblick zusammen. Dann verteilten sie sich. Sie kletterten über die Mauer. Man merkte es ihnen an, daß sie es gewohnt waren, derlei Wege zu nehmen. An einem Fenster an der Rückseite der Villa trafen sie sich wieder. Einer klopfte leise zweimal. Das Fenster wurde von innen geöffnet.

„Alles in Ordnung?“ fragte einer der Männer. Von drinnen flüsterte jemand: „Ja!“

Einer nach dem anderen stieg durch das Fenster. Im Hause wartete ein Diener.

„Schläft alles?“

„Der Herr ist nicht da. Die Frau befindet sich mit den beiden Töchtern im Obergeschoß. Ihr müßt euch aber beeilen. Spätestens bis ein oder zwei Uhr wird der Herr zurück sein.“

Der Diener leuchtete mit einer Kerze.

Die Männer gehörten zu einer Diebesbande, und der Diener war einer der Ihrigen, der sich vor zwei Monaten als Diener in der Villa vermietet hatte, um die Lage auszuspionieren. Bald waren Kisten und Kasten leergeraubt und die mitgebrachten Säcke mit Diebesgut angefüllt. Dann verschwanden alle wieder aus dem Hinterfenster.

Der Diener selbst begab sich zur Ruhe.

Als der Herr zurückkam, entdeckte er mit Schrecken den Einbruch. Er schlug Alarm. Die Polizei kam. Untersuchungen wurden angestellt. Aber Spuren waren nicht zu finden. Alle Fenster und Türen waren geschlossen. Keiner konnte sich erklären, wie der Einbruch möglich gewesen sei.

Währenddessen hatte die Diebesbande ihr Gut in Sicherheit gebracht. Die Männer wohnten weit draußen am anderen Ende der Stadt in den winkligen und verkommenen Straßen. Jeder hatte seine eigene Wohnung. Jeder bekam seinen eigenen Anteil an der Diebesbeute zugeteilt.

Unter dem, was der lange Frik erhielt, befand sich auch ein Buch. Wie es in den Sack hineingeraten war, wußte man nicht. Man hatte es wohl in der Eile ergriffen und so den an sich wertlosen Gegenstand mitgeschleppt. Der lange Frik hatte für Bücher eigentlich kein Interesse. Am liebsten hätte er das Buch in den Ofen geworfen. Aber dann war es ihm auch wieder zu

schade, hatte er es doch unter viel Gefahr, ja, unter Einsatz seines Lebens verdient. So begnügte er sich damit, den Deckel ein wenig abzukratzen, das Titelblatt, auf dem der Name „William Schneiders“ stand, herauszureißen und alsdann das Buch zu anderem Diebesgut in die Ecke zu werfen.

Wochen vergingen. Manche Diebesfahrt hatte die Bande seither noch miteinander unternommen. Da warf eines Tages ein heftiges Fieber den langen Frik aufs Krankenlager. Er kämpfte Tage mit dem Tode. Dann ging es besser. Aber er fühlte sich doch so schwach, daß er für die nächste Zeit an den Fahrten seiner Kumpane nicht teilnehmen konnte. Gelangweilt saß er in seiner Wohnung. Hier und da ging er aus und brachte das eine und andere gestohlene Stück zu einem befreundeten Händler, der es ihm abkaufte.

Wie er wieder an einem Nachmittag gelangweilt am Fenster saß und nicht wußte, was er mit seiner Zeit anfangen sollte, fiel ihm das Buch ein, das er seiner Zeit unter seiner Diebesbeute gefunden hatte. Er suchte es hervor und fing an zu lesen.

Einen eigenartigen Titel hatte das Buch.

„Die Pilgerreise nach dem Berge Zion“ stand auf dem Titelblatt.

„Es muß ein frommes Buch sein“, dachte der lange Frik.

Er wußte nicht viel vom Christentum. Eine Schule hatte er nie besucht. Seine Mutter starb, als er gerade zwei Jahre zählte. Dann hatte man ihn irgendwo in eine fremde Familie hineingetan. Da war es ihm oft recht schlecht ergangen. Der Pflegevater war ein Schuster, der ihn schon mit sechs Jahren ausnützte zu allerlei Arbeiten. Bis in den späten Abend hinein

mußte er am Schusterschemel sitzen und Schuhe pinzen. Der Rücken tat ihm oft weh, so daß er sich kaum gerade hinzusetzen vermochte. Aber wenn er einmal schlaff und müde die Hände herabsinken ließ, dann schlug auch schon die breite Hand des Pflegevaters auf ihn ein. Als Fritz vierzehn Jahre alt war, hielt er es nicht mehr aus bei dem harten Mann. Er brannte durch.

Kurz darauf schon kam er zu jener Diebesbande, bei der er jetzt schon fast zwei Jahrzehnte war. Ehrliche Arbeit hatte er nach jenem vierzehnten Lebensjahr nicht mehr gekannt. Vom Stehlen hatte er sich ernährt. Viel Gewissensbisse hatte ihm das von Anfang an nicht gemacht. Er sagte sich: „Warum soll einer viel haben und der andere nichts? Es ist schon ein gutes Werk, wenn man dafür sorgt, daß die Güter dieser Welt gerechter verteilt werden.“ Tatsächlich hatte er sich auch niemals an Diebeszügen beteiligt, die ärmeren Leuten galten. Grundsätzlich besuchte er nur die Reichen. Bei solch einer Lebensgeschichte war es wohl selbstverständlich, daß der lange Fritz nicht viel vom Christentum wußte. Einmal hatte er vor einer Kirche gestanden. Er wollte doch sehen, was da drinnen vorging. Aber dann war ihm der Gedanke gekommen: „Das ist nur etwas für Leute, die in gesicherten Verhältnissen leben. Ich habe da nichts zu suchen.“ Darum war er wieder gegangen.

Er wollte auch jetzt zuerst das Buch wieder beiseite legen. „Was habe ich mit solch frommem Zeug zu tun?“ dachte er. Aber dann schlug er es doch auf und fing an zu lesen.

„Des Verfassers Traum. — Christian flieht im Bewußtsein seiner Sünde vor dem zukünftigen Zorn

und wird durch das Evangelium zu Christo gewiesen“, stand als Überschrift über dem ersten Kapitel.

Eine langweilige Überschrift.

Dennoch las er weiter. Und je weiter er las, desto mehr packte ihn das Buch. Da war die Rede von einem Menschen, der unglücklich und unzufrieden seine Tage verlebte. Was aber den langen Fritz gar eigen dabei dünkte, war, daß dieser Mann in vollkommen geordneten Verhältnissen stand. Er hatte Frau und Kinder, hatte sein gutes tägliches Auskommen, und trotzdem war er unglücklich.

Das verstand der lange Fritz nicht recht.

Er kannte Stunden in seinem Leben, da er unzufrieden war mit sich selbst und mit allen Dingen um sich her. Aber daran waren doch selbstverständlich nur die Verhältnisse schuld, in denen er lebte. Daran war sein Handwerk schuld, das er betreiben mußte, um zu essen. Daß es auch unzufriedene und unglückliche Menschen in geordneten Verhältnissen geben könnte, schien ihm schier unbegreiflich.

Bald aber merkte er, daß das Unglück des Mannes, von dem in dem Buch die Rede war, nicht ein äußeres Unglück war, sondern daß es aus dem *H e r z e n* des Menschen hervorging. Er merkte, der Mann war unglücklich, weil er unzufrieden war mit sich selbst, weil er in Angst lebte vor der Sünde, vor dem Gericht Gottes, in Angst um sein Seelenheil, um seine Zukunft. Und nun gingen auch dem langen Fritz die Augen auf. O, auch er hatte Angst gekannt in seinem Leben. Mehr als einmal hatten ihm die Knie geschlattert, wenn die Polizei hinter ihm her gewesen war, oder auch wenn sie bei einem Einbruch jeden Augenblick damit rechnen mußten, überrascht zu werden.

Aber diese Angst hatte er immer wieder in sich niedergezwungen. „Zeig, daß du ein Mann bist!“ hatte er sich selbst angefeuert. „Bist doch stark genug, um mit jedem, der sich dir entgegenstellt, fertig zu werden. Im Notfall hast du deinen Revolver. Damit wirst du ihnen schon zeigen, wie man sein Leben verteidigt!“ Aber daß man auch Angst haben könne vor Gott, daran hatte er nie gedacht. Jetzt legte sich ihm mit einmal dieser Gedanke heiß auf die Seele. Es gab einen Gott, einen lebendigen Gott, und dieser Gott war heilig. Vor diesem Gott konnte ein Sünder wie er nicht bestehen. Dieser Gott mußte ihn seines Lebens wegen richten. Das wurde ihm bei all seiner Unwissenheit klar. Er erkannte, daß auch er in der „Stadt des Verderbens“ wohnte, und daß er für ewig verloren gehen mußte, wenn er den Weg aus dieser Stadt heraus nicht fand.



Erst als die Nacht sich herabsenkte, ließ der lange Fritz vom Lesen ab. Aber er schlief in dieser Nacht

nicht viel. Er mußte immer wieder nachdenken über das, was er gelesen hatte. kaum graute der Morgen des anderen Tages, da griff er schon wieder nach seinem Buch, und er hörte nicht auf zu lesen, bis er Kapitel um Kapitel in sich aufgenommen hatte.

Als der Abend kam, mußte Frik, daß er sein Leben von Grund auf ändern mußte, und in der dann folgenden Nacht entschloß er sich, ein anderer Mensch zu werden, mochte es kosten, was es wollte. „Gleich morgen will ich versuchen, Arbeit zu finden, will versuchen, mich ehrlich durchs Leben zu schlagen“, sagte er sich. „Dann kann ich auch äußerlich ein bißchen anders dastehen als jetzt, da ich als Dieb es nicht wagen darf, ehrlichen Leuten unter die Augen zu treten. Dann will ich zur Kirche gehen, will mich an einen Prediger wenden und will mir von ihm den Weg zeigen lassen zu einem neuen Leben.“

Doch der lange Frik hatte keine Gelegenheit, seinen Willen in die Tat umzusetzen.

Als er am nächsten Morgen erwachte, hörte er harte Männerfäuste an seine Tür klopfen. Ehe er Zeit hatte, darüber nachzudenken, was das bedeuten könne, wurde die Tür eingetreten, und in ihrem Rahmen standen mit vorgehaltenem Revolver zwei Polizisten: „Im Namen des Gesetzes! Sie sind verhaftet!“

Frik machte große Augen.

„Warum? Was hab' ich getan? Ich bin wochenlang nicht aus meiner Wohnung gekommen.“

„Das wird sich alles finden“, erklärten die Polizisten.

Sie legten ihm Handschellen an. So wurde er, umtobt von den Rindern der Gasse, zum Gefängnis gebracht. Sehr bald erfuhr Frik, warum er verhaftet

worden sei. Man hatte seine Kumpane auf frischer Tat beim Einbruch ertappt, und die hatten ihn beim Verhör verraten.

Wochen saß Fritz in seiner einsamen Kerkerzelle. Nur spärliches Licht drang zu ihm herein. Tagelang brütete er vor sich hin. Aber er tobte, wenn nur irgend ein Mensch sich zu ihm wagte. Er lachte jetzt über seinen Entschluß, sich zu ändern. Er lachte über Gott und Gottes Wort. Was war das für ein Heiland, der ihm gerade in dem Augenblick, als er ein neuer Mensch werden wollte, Seine Hilfe versagte, der ihn in Dunkelheit und Finsternis hineinstieß! Nein, es gibt keinen Gott, und es gibt keinen Heiland! Alles, was in dem Buch stand, war Trug und Lüge. Mit den Tagen wurde Fritz allerdings ruhiger. Dann saß eines Tages der Gefängnisprediger neben ihm. Er fragte zunächst nur, wo Fritz herkomme, und ließ sich aus dessen Leben erzählen. Je mehr Fritz erzählte, desto mehr taute er auf. Zuletzt erzählte er auch sein Erlebnis mit dem Buch aus der Diebesbeute.

Der Prediger hörte schweigend zu. Aber in seinem Herzen war die Freude lebendig, die Freude darüber, daß er hier einen Menschen fand, der Hunger und Durst hatte nach dem Worte Gottes. Er sagte an diesem Tage Fritz nur ein paar Bibelsprüche. Einen davon behielt Fritz: „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, so will ich sie doch schneeweiß machen“. Über ihn dachte er eine Nacht und den kommenden Tag nach, und es war ihm, als sei dieses Wort wirklich etwas, über das er allen Grund habe, sich zu freuen.

Dann kam der Prediger wieder. Er brachte Fritz ein Neues Testament mit. Er erzählte von der Sündenliebe des Heilands.

Fritz ging das Herz dabei auf. In der nächsten Woche war der Prediger fast Tag für Tag in seiner Zelle.

Und immer heller wurde das Licht, das in Fritzens Herz hineinleuchtete, immer fröhlicher wurden seine Augen, immer getroster sah er den kommenden Dingen entgegen.

Zuletzt bekannte er freudig und gewiß, daß er durch das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, die Gewißheit habe der Vergebung seiner Sünden.

Er hätte jauchzen und jubilieren mögen.

„Ich fürchte mich nicht vor der kommenden Verhandlung“, sagte er. „Mögen sie mich auch ins Gefängnis stecken, mag es Jahre dauern, ich weiß, ich habe es verdient. Ich will es ruhig auf mich nehmen. Aber wenn ich wieder frei bin, dann will ich ein Leben mit meinem Heiland führen. Dann will ich versuchen, gutzumachen, was ich bisher Übles getan habe.“

Die Verhandlung kam. Fritz bekannte auch vor dem Richter seine Vergehungen, und dieses ehrliche, offene Bekenntnis, sowie die Fürsprache des Predigers bewirkten, daß er nur zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde.

Die zwei Jahre benutzte Fritz, um gründlich im Worte Gottes Wurzel zu fassen. Er wurde ein lebendiger Zeuge der Gnadenkraft Jesu Christi unter seinen Mitgefangenen. Mancheinem durfte er Trost sein in dunkler Stunde, mancheinem Wegweiser zum ewigen Heil.

Dann kam er frei. Das erste, wonach er in seiner alten Wohnung suchte, war „die Pilgerreise nach dem Berge Zion“ von John Bunyan. Das Buch war noch da. Alles andere hatte man aus der Wohnung heraus-

geholt, nur „die Pilgerreise“ hatte man liegen lassen. Was hatte solch ein Buch auch für einen Wert?

Wie glücklich war Fritz, als er es wieder hatte. Er zog von Baltimore fort nach Texas. In einem neuen Land wollte er sich ein ganz neues Leben aufbauen.

Und Gott segnete sein Bemühen.

Er wurde Arbeiter auf einer Farm. Er arbeitete fleißig. Er sparte all seinen Lohn. Er kaufte sich selbst ein Stück Land, das damals dort sehr billig war. Von Jahr zu Jahr blühte seine Farm mehr auf.

Fritz wurde ein reicher Mann. Aber in seinem Reichtum vergaß er nicht seinen Herrn. Er blieb dankbar dafür, daß die Barmherzigkeit Gottes ihn herausgerettet hatte aus Sünde und Missetat. „Die Pilgerreise“ hatte ihren Ehrenplatz in seinem Arbeitszimmer. Wenn er einmal lau und müde werden wollte, dann erinnerte sie ihn daran, was er gewesen, und was er durch Gottes Gnade geworden war.

Eines Tages machte er sich auf, um in New York einige Geschäfte zu erledigen. Er stieg in einem der großen Hotels im Mittelpunkt der Stadt ab. Als er sich abends ins Fremdenbuch eintrug, sah er die Liste der im Hotel wohnenden Gäste durch, ob nicht irgendein Bekannter darunter wäre.

Da blieb sein Auge an einem Namen hängen. „William Schneiders“ stand da in klaren, festen Buchstaben geschrieben. Als Heimatstadt war Baltimore angegeben.

Einen Augenblick war es Fritz, als stände sein Herz still. „William Schneiders!“ Das war der Name, der damals auf dem ersten Blatt des gestohlenen Buches gestanden, das er dann herausgerissen

und vernichtet hatte. William Schneiders aus Baltimore. Das mußte der Mann sein, den sie in jener Nacht so schrecklich bestohlen hatten, und dessen Buch ihm dann ein solch wunderbarer Segen gewesen war.

Nachdem er erfahren hatte, daß der Fremde sich noch im Hotel befand, beeilte sich Frits, ihm seine Aufwartung zu machen.

Er traf einen älteren, freundlich und vornehm aussehenden Herrn. Bald saßen sich die beiden an einem Tisch gegenüber.

„Sie werden erstaunt sein“, sagte Frits, „daß ich als Fremder hier in Ihr Zimmer eindringe. Sie werden gespannt sein auf den Grund meines Besuches. Bitte, denken Sie einmal zwanzig Jahre in Ihrem Leben zurück! Sie bewohnten damals in Baltimore eine Villa, die etwas außerhalb der Stadt lag.“

„Stimmt“, sagte der Fremde, „ich wohne auch jetzt noch dort.“

„An einem stürmischen Herbstabend wurde bei Ihnen eingebrochen.“

Der Fremde nickte.

„Bis heute ist der Diebstahl noch nicht aufgeklärt.“

„Ich kann Ihnen die Aufklärung geben“, sagte Frits, „denn ich gehörte mit zu der Diebesbande, die in Ihre Wohnung einbrach.“

Der Fremde fuhr empor. „Und da wagen Sie es, mir unter die Augen zu treten?“

„Mein Herr“, versetzte Frits ruhig, „ich bin bereit, Ihnen jede Genugtuung zu geben. Ich bin bereit, Ihnen all das Gut, das ich damals gestohlen habe, zu ersetzen. Ich bin heute in der Lage dazu. Nur eins müssen Sie mir lassen, ein Buch, das ich damals auch

mitnahm, die „Pilgerreise“ von Bunyan. Dieses Buch ist mir zum Segen geworden in meinem Leben. Ich las es, und ich erkannte unter dem Lesen des Buches, daß ich mich in der „Stadt des Verderbens“ befand, und daß ich rettungslos verloren war, wenn ich nicht den Weg zu Christus ging. Ich bin den Weg gegangen.“ Darauf erzählte Fritz ohne Beschönigung die Geschichte seines Lebens.

Der Fremde hatte sich längst wieder gesetzt. Er schaute sinnend vor sich hin. Als Fritz geendet hatte, sagte er:

„Wahrlich, Gottes Wege sind wunderbar. Nun tut es mir nicht leid, daß ich damals einen großen Teil mir lieb gewordener Gegenstände verloren habe. Es tut mir nicht leid, daß Sie meine „Pilgerreise“ mitnahmen, obwohl mir das Buch ein liebes Andenken war. Sie gedachten es böse mit mir zu machen, aber Gott hat es gut gemacht. Ihn wollen wir ehren und Ihm danken.“

Fritz bot noch einmal volle Entschädigung für den Diebstahl an. Aber Herr Schneiders lehnte ab.

„Davon kann nicht mehr die Rede sein. Die Freude, die Sie mir heute gemacht haben, die Freude, daß Gott mein Buch benutzt hat, um damit eine Menschenseele vom Verderben zu retten, ist so groß, daß ich gern auf das irdische Gut verzichte.“

Lange saßen die beiden Männer beieinander. Sie bewunderten die Gnadenwege Gottes und beteten dann noch gemeinsam zu Dem, dessen Name Wunderbarer ist, und von dessen Wundertun die Geschichte des langen Fritzes ein so herrlicher Beweis war.

Die beiden sind in ihrem ferneren Leben Freunde geworden, und sie sind es geblieben, bis der Tod sie

schied. Friß aber ist es zeitlebens eine Freude gewesen, das Gut, das er gestohlen hatte und nicht zu erstatten brauchte, um ein Vielfaches zu ersetzen durch reichliche Gaben für die Ausbreitung der Frohbotschaft von seinem Herrn und Heiland Jesus Christus.

Arthur Bach.

Ich will leben!

Ein berühmter Professor, so teilte vor Jahren General von Viebahn in einem seiner bekannten „Zeugnisse“ mit, hielt einst einen Vortrag über die Frage: Warum müssen wir sterben? Er erklärte in wissenschaftlicher Begründung die Notwendigkeit des Sterbens. Die Frage: Warum werden wir alt und mit den Jahren schwächer? beantwortete er aus dem Kreislauf des Blutes, indem zunächst die Elastizität der Blutgefäße durch deren unaufhörliche Arbeit nachlasse, wodurch dann das Herz nicht mehr imstande sei, das Blut durch die Adern zu treiben. Hier sei erwähnt, daß diese Arbeit in der Tat staunenswert ist. Das menschliche Herz schlägt durchschnittlich siebenzigmal in der Minute, das macht 4200 mal in der Stunde und 36 792 000 mal im Jahre. Ist das nicht eine Riesenarbeit? Und wenn man weiter bedenkt, daß jeder Herzschlag etwa 44 Gramm Blut durch den Körper befördert, also etwa 88 Zentner an jedem Tage, und daß diese Arbeit Tag für Tag, jahraus jahrein geleistet wird, so muß man schon dem Psalmist Recht geben, wenn er Gott mit den Worten anbetet: „Ich preise Dich darüber, daß ich auf eine erstaunliche, ausgezeichnete Weise gemacht bin. Wunderbar sind Deine Werke.“ (Ps. 139, 14.)

Jener Professor bewunderte nun nicht den Schöpfer, sondern er bedauerte die Abnutzung der menschlichen Organe. Er begründete die Notwendigkeit des Sterbens mit den zahlreichen, zum Teil unvermeidlichen Verstößen der einzelnen Menschen gegen die Gesundheitsregeln. Jede Überanstrengung, führte er aus, sei zu vermeiden, da sie nachteilig auf das Herz wirke und deshalb ein Schritt mehr zum Grabe sei. Ebenso schädlich sei jedes Übermaß geistiger Anstrengung. Jede Aufregung oder seelische Erschütterung müsse verhütet werden, denn auch diese beschleunigten unser Ende. „Aber“, so lautete der resignierte Schluß, „wir können durch alle Vorsichtsmaßregeln den Tod nur hinauschieben, nicht verhindern; er wird zur Notwendigkeit auch ohne besondere Krankheit. Der Verfallung der Arterien können wir nicht entgehen, denn Arbeit und Sorge, Lust und Leid, Liebe und Haß, alles wird genau auf unseren Blutgefäßen notiert und endlich als Rechnung präsentiert, die wir bezahlen müssen durch den Tod.“ In der Tat ein hoffnungsloser Schluß. Der Mensch will leben und muß doch sterben. Aber die Sache wird noch ernster dadurch, daß der Professor bei seinen Feststellungen einen sehr wichtigen Faktor völlig außer acht gelassen hat. Er hat recht, wenn er sagt, daß eine geeignete Lebensweise von Einfluß sei auf die Lebensdauer, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die Menschen von heute bei den so ausgezeichneten hygienischen Einrichtungen durchweg ein höheres Lebensalter erreichen, als es noch vor Jahrzehnten der Fall war. Aber hat der Mensch deswegen sein Leben in seiner Hand? Keineswegs. Herr über Leben und Tod ist und bleibt der Gott, der das Leben gegeben hat. Der Tod tritt oft genug an

blühende Jugend heran und schwingt seine Sense in Fällen, wo von Verkalkung der Blutgefäße und dergleichen noch gar keine Rede sein kann.

Da saß eine frohgestimmte Gesellschaft beim festlichen Mahl. Es galt, den Abschied eines Oberst zu feiern, der zum General befördert und versetzt worden war. Die Spitzen der Stadt waren geladen, unter ihnen ein reicher und vornehmer Mann in den besten Jahren. Dieser Mann sank plötzlich um, wurde bewußtlos in ein Nebenzimmer gebracht und starb hier, während nebenan bei rauschender Musik das Fest seinen Fortgang nahm. Der Mann war nicht den Mühen und Anstrengungen des Lebens erlegen, noch waren seine Adern verkalkt. Er starb, weil seine Gnadenzeit abgelaufen war. Sein unerwartetes Sterben sollte eine Predigt sein für die ganze Stadt.

Man mag wohl fragen: Woran liegt es, daß in unserer Zeit trotz aller Fortschritte der Wissenschaft so viele plötzliche Todesfälle vorkommen? Ich glaube, man tut am besten, wenn man diese Frage so beantwortet: Gott zeigt dem Menschen, daß Er es ist, der zu bestimmen hat. Der Mensch macht seine Feststellungen, oft genug in überheblicher Weise. Er denkt, aber Gott lenkt. Jener Professor soll in seinem wissenschaftlichen Vortrag noch den weniger wissenschaftlich klingenden Satz gesagt haben: „Der Tod ist der Sünden Sold“. Vielleicht wollte er damit nur vor einem unsoliden, leichtsinnigen Leben warnen und nichts weiter sagen als: Wer in Saus und Braus lebt, muß die Folgen tragen. Er fügte noch hinzu: „Der Tod ist auch ein stiller Freund, der uns nach heißen Mühen und schwerer Arbeit mitleidig in seine Arme schließt und uns die oft im Leben vergeblich gesuchte Ruhe bringt“.

Daß der Tod der Sünde Sold ist, sagt auch die Bibel. (Röm. 6, 23.) Aber der Tod ein Freund? Gewiß, für solche, denen der Tod die Tür zum Paradiese Gottes öffnet, kann er ein Freund sein. An sich aber ist er kein Freund. Gottes Wort sagt: „Der letzte Feind, der weggetan wird, ist der Tod“. (1. Kor. 15, 26.) Gott hat den Menschen nicht erschaffen, um zu sterben, sondern um zu leben, und der Tod wurde von vornherein als Strafe in Aussicht gestellt. Deswegen der Hunger nach dem Leben und die Furcht vor dem Tode. Gott wird Seine ursprüngliche Absicht auch wahr machen. Einmal wird der Tod in Sieg verschlungen werden und das Leben endgültig triumphieren. Um dies möglich zu machen, ist Christus gestorben. Freiwillig hat Er, der Sündlose, der Gerechte, der Sünde Sold bezahlt, damit andere durch Ihn leben möchten.

Wir sind dem Tode verfallen der Sünde wegen. So lehrt die Schrift. Als Nachkommen Adams müssen wir sterben. Die Hoffnungslosigkeit dieser Tatsache wird aber zur beseligenden Hoffnung durch die andere, daß der, welcher an Christus, den letzten Adam, glaubt, lebt, o b e r g l e i c h s t ü r b e. Wer Christus hat, hat d a s L e b e n. Der Satz von dem Tod als der Sünde Sold heißt vollständig: „Denn der Lohn (oder Sold) der Sünde ist der Tod, die Gnadengabe Gottes aber ewiges Leben in Christus Jesus, unserem Herrn“. Auch der an Christus gläubig Gewordene ist nicht gegen den Tod gefeit. Als Nachkomme Adams ist er ihm unterworfen. Aber der gewaltige Unterschied ist, daß der Tod für ihn seinen Stachel verloren hat. Er führt ihn auf ewig in die Gegenwart Dessen, an welchen er schon in diesem Leben als seinen Heiland ge-

glaubt hat, und in welchem er schon jetzt ewiges Leben besitzt. Für den gläubigen Christen wird der zeitliche Tod vom Leben in der Unendlichkeit abgelöst. Er wird nimmermehr sterben. Für ihn gibt es kein dunkles Jenseits, keinen Sprung in ein unbekanntes Verhängnis. Der Eingang in das ewige Reich seines Herrn und Heilandes Jesus Christus liegt weit geöffnet vor ihm.

Für alle übrigen ist der Tod T o d. Die Schrift spricht von einem zweiten Tode, einem Zustand, der ewig Tod bleibt. Sie spricht von einem Gericht, das nach dem Tode kommt, und das in seinen Auswirkungen so ewig sein wird, wie die Glückseligkeit der durch Christus Erlösten ewig ist.

O ihr lieben, dem Tod entgegengehenden Menschen, warum wollt ihr sterben? Bekehrt euch zum Herrn, so werdet ihr leben. Ob du jung oder alt bist, gesund oder krank, die Gnade Gottes bietet dir wahrhaftiges Leben an. Sie will dich befreien von aller Todesfurcht. Gott will, du sollst glücklich werden, nicht nur in dieser Zeit, sondern ewig. Der Tod soll dir verwandelt werden in den Eingang zum ewigen Leben. Wenn Gott dir dies und jenes Schwere begegnen läßt auf dem Wege durch dieses Leben, so soll dir das ein Wegweiser sein, um das ewige Leben zu ergreifen.

Der du den Tod verdienet hast,
Du sollst das Leben erben,
Frei werden aller Schuld und Last
Und nicht als Sünder sterben.

Sollst glücklich werden in der Zeit
Und hier schon Ruhe finden,
Bis du in ew'ger Seligkeit
Des Lammes Lob wirst künden.

Denk' an deine Seele und Bete!

Schon in jungen Jahren habe ich mit meinen Freunden des Sonntags oft bis spät in die Nacht hinein im Wirtshaus gegessen und dem Alkohol gehörig zugesprochen. Daß ich dann am nächsten Morgen mit schwerem Kopf aufwachte und manchmal zu spät in die Kleider kam, ist kein Wunder. Ich hatte einen weiten Weg zur Arbeit und mußte zudem die Eisenbahn benutzen. Da geschah es denn öfters, daß mein Zug fort war, und der nächste ging erst am Nachmittag ab. An solchen Tagen fehlte es nicht an spöttischen Sticheleien seitens meiner Freunde. Dazu kam das Schimpfen des Meisters. Wie habe ich mich dann geschämt und mir wieder und wieder vorgenommen: „Es soll anders werden. Ich trinke keinen Tropfen mehr.“ Aber immer wieder mußte ich erfahren, daß der Alkohol stärker war als ich. Meine guten Vorsätze kamen nie zur Ausführung.

So saß ich wieder einmal an einem Montagnachmittag am Bahnhof, mit schwerem Kopf und gedrücktem Herzen. Da ich noch eine halbe Stunde Zeit hatte, wollte ich im Warteraum ein Schläfchen machen. Ich war ganz allein. Gerade streckte ich mich auf der Bank aus, als ich auf dem Tisch einen bedruckten Zettel liegen sah. Neugierig nahm ich ihn zur Hand und las folgendes:

„Lieber Leser! Auch du mußt einmal sterben. Das ist eine Tatsache, die unbedingt zutrifft. Nun sagst du: Es gibt keinen Gott, und mit dem Tode ist alles aus. Das trifft nicht unbedingt zu, denn du bist dir dessen

nicht gewiß. Wenn es nun doch einen Gott gibt, und dieser einmal Rechenschaft von dir fordert, weil du Ihn so oft durch Fluchen und Spotten beleidigt, ja, selbst verhöhnt hast? Muß dieses zur Rechenschaft Gezogenwerden nicht fürchterlich sein? Aber Er hat doch eine Erlösung für dich bewirkt, indem Er Seinen Sohn Jesus Christus für dich sterben ließ. Wenn du zum Kreuze Christi gehst mit deiner Schuld, so wirst du von der Sünde losgesprochen. Tu es, bitte! Dann brauchst du keine Furcht mehr vor dem Tode zu haben. Dann kannst du mit Freuden dem Tag entgensehen, der dich zu Ihm bringt. O mein Leser, denk' an deine Seele und bete!"

Ich las den Zettel zweimal. An Schlafen dachte ich nicht mehr. Auch kam der Zug bald. Der Meister empfing mich natürlich wieder mit Schimpfworten. Er hatte ja auch allen Grund dazu. Ich war sehr niedergedrückt. Den ganzen Tag und auch die folgenden Tage wurde ich eine Unruhe in mir nicht los. Vor allem die letzten Worte: „Denk' an deine Seele und bete!" ließen mich nicht los. Konnte ich überhaupt noch beten? Ja, Kindergebete, die ich von meiner Mutter gelernt hatte, die kannte ich noch, und sie begann ich denn morgens und abends zu beten. Aber es gab mir keine Befriedigung. So wurde ich nachlässig im Beten und gab es schließlich ganz auf. Der alte Zustand kehrte wieder. Wohl erhob das Gewissen ab und zu seine mahnende Stimme. Aber die Gesellschaft meiner Freunde sowie eine jämmerliche Feigheit im Blick auf das, was die Menschen dazu sagen würden, ließen es nicht zu einem entscheidenden Schritt kommen. In Offenbarung 21 stehen die Feigen an erster Stelle in der Aufzählung derer, deren Teil der mit

Feuer und Schwefel brennende See ist. Das kann ich gut verstehen.

Die Jahre vergingen. Ich machte mich selbständig und heiratete. Meine Frau war als Kind von ihrer gläubigen Großmutter erzogen worden und hatte von Jugend an viel aus Gottes Wort gehört, denn die Großmutter war eine wirklich gottesfürchtige Frau gewesen. Leider starb sie, als ihre Enkelin erst zehn Jahre alt war. Die Zukunft bewies, daß das Kind trotz seiner Jugend ernste Eindrücke empfangen hatte. Es blieb ein Sehnen nach der Heimat im Himmel in ihm. Als wir heirateten, war meine Frau indessen noch nicht errettet. Eine Begegnung mit dem Heiland der Sünder, die zum Durchbruch führte, hatte noch nicht stattgefunden. Doch freute sie sich immer, wenn Christen in unser Haus kamen, denen das Bewußtsein, selbst errettet zu sein, einen Rettersinn für andere ins Herz gesenkt hatte. Solche Besuche empfangen wir öfters. Ich beteiligte mich nicht ungern an den ernststen Unterhaltungen, die die Frage behandelten: Wie kann ein Mensch ins Reich Gottes eingehen? Ich wollte doch errettet werden. Eines Abends holte ich auch wieder einmal den Traktat hervor, den ich damals beim Warten auf meinen Zug gefunden hatte, und las ihn meiner Frau vor. Beide wurden wir aufs neue durch den ernststen Inhalt getroffen, aber wir konnten noch nicht fassen, daß wir von neuem geboren werden mußten, daß der Same dieser Wiedergeburt das Wort Gottes ist, und daß dieses Wort im Glauben ergriffen werden muß. Da redete Gott auf besondere Weise zu uns.

Das erste Kindchen war uns geschenkt worden, und alles verlief in Ordnung. Aber als ich am dritten Tage abends spät ins Zimmer meiner Frau trat, fand

ich sie nach einem Traum, der sie aufs tiefste erregt hatte, in Schweiß gebadet. Deutlich hatte sie gesehen, wie der Tod in der bekannten Gestalt des Knochenmannes seine Hand nach dem Kind in der Wiege ausgestreckt hatte. Mit beiden Händen hatte sie den erbarmungslos Zugreifenden abgewehrt. Dann war ihr eine andere Gestalt erschienen. Die linke Hand auf das Kind legend, hatte sie mit erhobener Rechten die Worte gesprochen: „Siehe, ich stehe an der Tür und klopfe an. Folgt mir, ehe es zu spät ist!“ Und zum Schluß hatte sie selbst vor der Himmelstür gestanden, aber — war nicht eingelassen worden. In diesem Augenblick war ich ins Zimmer getreten, und sie war erwacht. Unter Tränen erzählte sie mir ihren Traum und bat mich flehentlich, mit ihr zu beten. Wie gern hätte ich meiner lieben Gattin, der Mutter meines Kindes, diesen Wunsch erfüllt, aber ich konnte ja nicht beten. Schließlich holte ich in meiner Not Starcks Gebetbuch, das wir besaßen, herbei und las daraus einiges vor. Aber sollte ein gelesenes Gebet eines anderen wirklich zu Gottes Thron empordringen? Das Lesen brachte uns keinen Frieden. Erst als ich dahin kam, mich auf die Knie zu werfen und, im Bewußtsein meiner großen Schuld, zu Gott um Erbarmen und um Vergebung meiner Sünden zu rufen, wurde mir Antwort zuteil. Da erkannte ich, daß es dem heiligen Gott nicht genügen kann, wenn der Mensch an sich selbst herumflückt. (Wie es um die Durchführung guter Vorsätze bestellt ist, hatte ich ja selbst zur Genüge erfahren.) Es muß ein Neues werden. Nie und nimmer kann der Mensch, so wie er ist, vor Gott bestehen. Seine Annahme ist nur in Christus Jesus möglich. Und nun lenkte Gott selbst unser beider Blick auf den Herrn

Jesus und Sein vollbrachtes Werk. Ihn ergriffen wir im Glauben. So ist das Samenkorn, das zuerst durch jenen Traktat in mein Herz gelegt worden war, schließlich doch aufgegangen, mochten auch Dornen und Disteln es zu ersticken drohen. Heute dürfen wir uns beide unseres Heilands erfreuen und Seinen Frieden genießen, wenn uns auch die Menschen unserer Umgebung, ja, unsere eigenen Hausgenossen, Eltern und Geschwister, für überspannt erklären.

Ich schließe meine Erzählung mit der herzlichen Bitte an jeden noch nicht erretteten Leser:

Denk' an deine Seele und bete!

Nur ein Knabe

Es war im vorigen Jahrhundert, als ein treuer, gläubiger Prediger eines Sonntags früh zur Kirche kam. Einer seiner Diakone war bereits anwesend. Er war ein recht entschlossener Mann, aber im Augenblick trug sein Gesicht einen bekümmerten Ausdruck.

„Ich habe mich früh eingestellt, um mit Ihnen zu reden“, sagte er. „Ich habe etwas auf dem Herzen, und das muß ich Ihnen sagen. Glauben Sie nicht, daß an Ihrer Predigt und Arbeit irgend etwas mangelt? In diesem ganzen Jahr ist nur eine einzige Person in die Gemeinde aufgenommen worden, und dazu nur ein Knabe.“

Die Augen des alten Predigers füllten sich mit Tränen bei den herben Worten, und seine Hand zitterte an seinem Krückstock.

„Ich weiß das alles“, sagte er; „ich fühle die

Armut, aber Gott weiß, daß ich bestrebt war, meine Pflicht zu tun, und ich kann Ihm alles Weitere wohl überlassen.“

„Alles recht“, sagte der Diakon, „aber es steht geschrieben: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“. Eine einzige Frucht, und dazu nur ein Knabe, scheint mir doch ein sehr geringer Beweis von wahrem Glauben und Eifer. Ich will nicht hart sein, aber die Sache liegt mir am Herzen, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, offen mit Ihnen darüber zu reden.“

„Sie sprechen wahr“, sagte der Greis; „aber die Liebe ist langmütig und freundlich. Sie trägt alles und hofft alles. Ich setze große Hoffnung auf diesen einen Knaben. Manches Samenkorn, das wir säen, trägt erst spät Frucht, aber diese Frucht ist dann oft die allerwertvollste.“

Der alte Prediger bestieg an diesem Tage die Kanzel mit schwerem Herzen, und er schloß seine Predigt mit tränenfeuchten Augen. Er wünschte, sein Werk wäre für immer getan und er selbst zur Ruhe gebettet unter den grünen Bäumen auf dem alten Friedhof.

Er verblieb noch in der Kirche, als alle anderen sie verlassen hatten. Er wollte allein sein. Der Platz war ihm überaus teuer. Es war seine geistliche Heimat von seiner Jugend auf. Hier hatte er gebetet, wenn die Entschlafenen zur letzten Ruhe bestattet wurden; hier hatte er die Kinder eines neuen Geschlechts unterrichtet; und hier, ja, hier hatte man ihm jetzt gesagt, daß seine Arbeit nicht länger anerkannt und gesegnet sei.

Nur e i n e r geblieben — nur einer! Und dazu nur ein Knabe.

Der Knabe war Robert Moffat. Er beobachtete den zitternden alten Mann. Sein Herz war mit lie-

bender Teilnahme erfüllt. Er ging zu ihm und berührte seine Hand.

„Sieh da, Robert!“ sagte der alte Prediger.

„Glauben Sie wohl“, fragte der Knabe, „daß ich, wenn ich fleißig arbeitete, studieren und Prediger werden könnte?“

„Prediger? Du Prediger?“

„Ja, vielleicht sogar ein Missionar!“

Es entstand eine lange Pause. Die Augen des alten Predigers füllten sich mit Tränen. Endlich sagte er:

„Deine Worte sind Balsam für mein Herz, Robert. Ich erkenne die Hand Gottes darin. Gott segne dich, mein Junge! Ja, ich glaube, du wirst ein Prediger werden.“

Jahrzehnte später. Ein bekannter Missionar war aus Afrika nach England, in seine Heimat, zurückgekehrt. Sein Name wurde mit Ehrfurcht genannt. Wenn er in einer Versammlung erschien, erhoben sich die Anwesenden. Wenn er öffentlich redete, herrschte tiefe Stille. Fürsten standen vor ihm mit entblößtem Haupt. Die Vornehmsten luden ihn in die Häuser ein. Robert Moffat hatte wilde afrikanische Häuptlinge unter den Einfluß des Evangeliums gebracht und fremden Stämmen die Bibel in ihrer Sprache gegeben.

Ausharren ist schwer, wenn keine Früchte sich zeigen. Indes, eine Ernte treuer Arbeit wird nicht ausbleiben. Der alte Prediger ruht unter den Bäumen des geringen Orts von seiner Arbeit. Aber viele Menschen haben seiner gedacht und des Werkes, das er an dem einen Knaben getan hat, und was dieser Knabe in der Welt gewesen ist.

„Ich weiß, daß Gott mich ruft“

„Ich möchte Dir nur mitteilen, daß in den nächsten Tagen unser Bürochef zu Dir kommt. Er ist uns ein wertvoller Mitarbeiter, gewissenhaft, pünktlich, treu, aber leider ungläubig. Wir hoffen sehr, daß er bei euch den Heiland findet.“ So schrieb mir ein Freund unseres Hauses.

Wenige Tage danach meldete sich Herr Meier an. Um Grüße auszurichten, besuchte er mich gleich nach seinem Eintreffen in meinem Arbeitszimmer. Ich muß sagen, daß ich den bescheidenen, gefälligen Mann sofort lieb gewann und ins Herz schloß.

Er war ein angenehmer Gast. Jedermann hatte an ihm ein Wohlgefallen. Seine Freude an der Schönheit unserer Gegend war herzlich und ungefälscht. Er genoß alles mit Dankbarkeit. Nur in bezug auf sein Innenleben war er ein „Rühr-mich-nicht-an“. Ich hatte mir auch vorgenommen, ihm in keinerlei Weise nahezutreten mit Fragen, die ihm unangenehm schienen.

Bei Tisch saß er in meiner Nähe, so daß ich selbst mit ihm manches Wort wechseln konnte.

Eines Tages war er mit seinen Tischnachbarn in eine lebhafteste Unterhaltung gekommen. Ich merkte, es ging um die „Frommen“. Da wurde Herr Meier besonders lebhaft. Ich war erstaunt, wie gut er wußte, wie die „Frommen“ sein sollten. Gar manches hatte er an ihnen auszusprechen. Er flickte ihnen ordentlich am Zeug. Er wußte auch in der Bibel Bescheid. Besonders kannte er die Stellen, die der Verteidigung seiner Ansicht dienten. Einen wahren Musterspiegel hielt er den „Frommen“ vor die Augen.

„Fein“, dachte ich. „Da kannst du lernen und sehen, was der Gast von uns erwartet, die wir Jünger Jesu sein wollen.“ Gut merkte ich, wie er bei seinen fast leidenschaftlichen Reden je und dann zu mir herübersah, was ich wohl von seiner Meinung dachte. Aber ich ließ mir nichts anmerken.

Nach beendeter Mahlzeit — ich wollte mich gerade auf mein Zimmer zurückziehen — war es mir, als müsse ich meinen Gast sprechen, und zwar unbedingt und sofort. Ich gab einem meiner Leute den Auftrag, Herrn Meier zu bitten, sich zu mir zu bemühen. Er kam.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, weil ich den Eindruck hatte, ich müsse Ihnen gerade jetzt etwas sagen.“

„Bitte, tun Sie das.“

„Sie haben eben bei Tisch so fein und klar das Leben eines „Frommen“ beschrieben. Und Sie haben recht. So, wie Sie es sagten, müßte es sein. Darf ich Sie nun fragen, ob Sie selbst also handeln, oder, wenn nein, was Sie abhält, ein Jünger Jesu zu werden? Sie haben doch vor Gott eine große Verantwortung. Sie wissen sehr gut, was Sein Wille ist. Aber tun Sie ihn?“

Mein junger Freund sackte geradezu zusammen. Er wurde ganz bleich, und mit vor Schrecken geweiteten Augen starrte er mich an.

„Ich weiß, daß Gott mich ruft, aber ich habe Ihm bis heute widerstanden.“

„Wollen Sie diesem treuen Gott denn weiterhin widerstehen? Wäre es nicht besser, Sie würden sich Ihm übergeben? Ich mache Ihnen den Vorschlag, jetzt auf Ihr Zimmer zu gehen, in der Stille vor Gott

zu verharren und zu tun, was Ihnen Sein Heiliger Geist sagt."

„Was Er mir sagt, das weiß ich jetzt schon. Und ich bin bereit, Ihm zu gehorchen und jetzt gleich mein Leben in die Hand Gottes zu legen. Jesus soll von jetzt an mein Herr sein. Glauben Sie, mein väterlicher Freund, daß Er mich annimmt?"

Diese Frage konnte ich von ganzem Herzen bejahen. Wenn Gott ruft, haben wir nichts zu tun, als ja zu sagen.

Was wir dann zusammen erlebten, ist ein Stück Himmelreichsgeschichte voll Seligkeit und Heiligkeit. Der junge Mann schied fröhlich von mir. Vor den anderen Gästen machte er auch gar kein Hehl aus seiner Umkehr. Der Rest der Ferien war eitel Freude und Glück. Er meinte, selbst die Natur habe sich verändert.

Seine Abreise bedeutete wirklich eine Lücke in unserem Kreis. Sein Beispiel blieb nicht ohne Frucht.

„Wir kennen unseren Herrn Meier gar nicht wieder“, schrieb mein Freund. „War er schon vorher das Beispiel eines Vorgesetzten, jetzt geht eine ganz wunderbare Kraft von ihm aus. Wir sind so dankbar für das, was Gott an ihm getan hat. Das gleiche sagen auch seine Mutter und seine Schwester.“

Da raste die Kriegsfurie durch die Länder. Meier, der mir wie ein Sohn geworden war, mußte bald einrücken und kam hinaus an die Front. Wir pflegten einen regen Briefwechsel.

„Du glaubst kaum, wie Gott mich hindurchträgt. Friede erfüllt mein Herz, mitten in der Schlacht.“ So schrieb er mir.

„Was für ein Fragen ist allenthalben unter meinen Kameraden nach Gott!“ schrieb er ein andermal.

„Wir sitzen oft in unseren Unterständen und lesen in meinem Neuen Testament, das Du mir mitgegeben hast. Und andere kommen und fragen, wie man so froh und still werden kann.“ So ist er manchem draußen ein Führer geworden.

„Es ist eine eigenartige Kraft, die mich trägt. Es ist der Geist Gottes, der spürbar zu mir redet. Im Trommelfeuer gibt Er Mut und Ruhe. Und wenn die Pflicht den Einsatz des Lebens verlangt, so ist das wie selbstverständlich. Er nimmt die Schrecken des Todes, der uns da draußen in mancherlei Gestalt begegnet.“ Ja, man merkte richtig, wie der junge Christ innerlich wuchs und reifte.

... Dann kam eines Tages ein Brief zurück mit dem Vermerk: Meier den Heldentod fürs Vaterland gestorben. Mein junger Freund war daheim.

Aus „Wegweiser zur Heimat“.

Liebe!

Übe Liebe fort und fort,
 Übe sie an jedem Ort,
 Übe sie an Groß und Klein,
 Es wird nicht vergeblich sein.

Sei's auch nur ein freundlich Wort,
 Glaub's, es findet seinen Ort.
 Liebe ist ein Sonnenschein,
 Der ins Herze dringt hinein.

Streu' mit Lust der Liebe Saat.
 Liebe, wie's der Heiland tat,
 Liebe, wie's Sein Wort gebeut,
 Liebe jetzt und allezeit!

A d o l f L a c h m a n n.

Der Schule gegenüber

Das neue Zimmer gefiel Gert sehr. Es lag in einer stillen Seitenstraße. Dem Hause gegenüber war eine Schule, deren mit Bäumen bestandener Spielplatz fast die ganze Seite der Straße einnahm. Es machte Gert Freude, das fröhliche Treiben auf dem Turnplatz zu beobachten oder dem Singen der Kinder zu lauschen. Zeit genug hatte er dazu. Nachdem er ein kleines Kapital von einer Tante geerbt hatte, war er in die Großstadt gezogen, um dort eine seinen Fähigkeiten und Kenntnissen entsprechende Stellung zu suchen. Bis dahin hatte er aber noch nichts Rechtes gefunden.

Anfangs hatte Gert bei seinem Freunde Ernst gewohnt, mit dem ihn herzliche Jugendfreundschaft verband. Ernst war ein fleißiger, strebsamer Mensch und bekleidete zur Zeit eine Vertrauensstelle in einem großen Handelshause. Ihm nahe zu sein, war mit ein Grund gewesen, der Gert zur Übersiedelung in die Großstadt bewogen hatte. Leider hatte sich das Verhältnis inzwischen etwas gelockert. Der Grund war, daß Gert mit mehreren gleichaltrigen jungen Leuten bekannt geworden war, zu denen er sich bald sehr hingezogen fühlte. Sie führten ein vergnügtes Leben. Besonders einer von ihnen, der heiterste und lebenslustigste von allen, wurde Gerts guter Freund. Es verging kaum ein Tag, an dem er nicht mit Gustav

irgend etwas unternahm. Einmal war es ein Ausflug, ein andermal ein Tanzvergnügen oder ein feuchtfröhlicher Abend. Gert gefiel diese Art Leben sehr gut, und es paßte ihm garnicht, daß Ernst, der früher auch mit Gustav befreundet gewesen war, mehrmals mahnende Worte an ihn richtete und ihn vor Gustavs Leichtsinne warnte. Dieser hinwiederum machte sich über Ernst lustig, nannte ihn einen „Betbruder“ und veranlaßte schließlich, daß Gert sich von Ernst trennte und ein eigenes Zimmer nahm. So war er denn in die kleine Seitenstraße gezogen und wohnte der Schule gegenüber.

Beim Einpacken seiner Sachen war ein Buch liegen geblieben. Gleichgültig hatte er es beiseite geschoben. Ernst brachte es ihm am nächsten Tage. Es war ein Neues Testament, schon etwas abgegriffen, denn früher hatte Gert eifrig darin gelesen. Aber seit längerer Zeit war er ganz davon abgekommen, besonders seit Ernst die gemeinsame Heimat verlassen und die Stelle in der Großstadt angenommen hatte. Aber auch als Gert ihm folgte und mit ihm zusammenwohnte, hatten sie nie mehr wie früher einen Abschnitt miteinander gelesen und sich über das Gelesene unterhalten. Ernst hatte einmal den Vorschlag dazu gemacht, aber dabei so wenig Gegenliebe bei seinem alten Freund gefunden, daß er den Versuch nicht wiederholt hatte.

Als Gert nach dem Umzug seine Bücher ordnete, fiel ihm auch das Testament in die Hand. Er warf einen Blick darauf, schob es dann aber in die hinterste Ecke seines Bücherregals. Wahrhaftig, es gab Angenehmeres für ihn zu tun, als im Testament zu lesen. Es war ein schöner, warmer Sommertag, und Gert

freute sich schon auf die Bootfahrt, die für den Abend geplant war. Drüben in der Schule war gerade Pause, und die Kinder tummelten sich lustig im Sonnenschein. Gert schaute dem fröhlichen Gewimmel zu, bis die Schulglocke zu neuer Arbeit rief und der Spielplatz sich leerte. Gleich darauf hörte er frische Kinderstimmen singen. Sie übten einen Choral ein, dessen Weise ihm gut bekannt war. Er konnte sich aber durchaus nicht auf die Worte besinnen, obwohl er das Lied früher mehr als einmal gesungen hatte. Flüchtig kam ihm der Gedanke, wie ganz anders sein jetziges Leben geworden war; aber er unterdrückte die leise mahnende Stimme seines Gewissens. Beim Mittagessen traf Gert mit Ernst zusammen. Er erzählte ihm von der geplanten Bootfahrt und forderte ihn zum Mitkommen auf. Ernst lehnte ab. Er benutzte die Gelegenheit, wieder einige warnende Worte über Gustav und sein vergnügungssüchtiges Treiben zu sagen, das im Grunde doch so schal und leer sei. Gert gab eine heftige Antwort. Er ging so weit, dem alten Freunde schließlich in scharfer Weise zu sagen, ein lustiger Freund sei ihm lieber als ein Betbruder. Hinterher freilich taten ihm seine Worte leid, und als er am Abend im Boot über den See dahinglitt, wurde es ihm schwer, in die Fröhlichkeit der anderen einzustimmen. Die lustigen Lieder, die ihm sonst so gut gefallen hatten, konnte er diesmal nicht mitsingen. Die Choralmelodie lag ihm noch in den Ohren. Wieder suchte er die Worte, aber fand sie nicht. Auch Gustav schien heute nicht so fröhlich wie sonst. Gert fiel auf, wie er mit einem seltsam starren Blick in die Ferne sah und zusammenfuhr, wenn ihn jemand anrief. Später allerdings, als man nach der Landung in einem Gast-

haus am See einkehrte, war Gustav, nachdem er hastig ein paar Glas Wein getrunken hatte, von einer überschäumenden Lustigkeit, die alle mitriß. Auch jetzt konnte Gert nicht so mitscherzen wie sonst, und der Wein schmeckte ihm nicht. Er war auf sich selbst ärgerlich und stand schließlich auf, um allein ein Stück am Seeufer entlangzugehen. Es war ein herrlicher Abend. Die Sonne begann zu sinken und goß ein purpurnes Licht über den See, während der Wald im Hintergrund sich dunkel gegen den leuchtenden Himmel abhob. Gert setzte sich auf eine Bank am See, um das schöne Bild in Ruhe zu genießen. Es war ganz still und ruhig um ihn; nur das leise Plätschern der Wellen war zu hören. Allmählich verblaßten die glühenden Farben, und die Dämmerung brach herein. Gert wollte aufstehen und zu den übrigen zurückkehren, als er Schritte hörte. Gleich darauf stand Gustav vor ihm. Sein Gesicht war gerötet, und seine Augen blickten gläsern.

„Ich sah dich fortgehen, Gert,“ sagte er, „und bin dir gefolgt, denn ich muß dich allein sprechen. Sag, kannst du mir Geld leihen? Ich brauche eine größere Summe. Du hast doch Geld flüssig. Zeig’ mir, daß du mein Freund bist!“

Gert erschrak. Schon mehrmals hatte er Gustav kleinere Beträge geliehen, sie aber nie zurückerhalten. Gustav sah Gerts Zögern. Sein gerötetes Gesicht erblaßte, und er ergriff den Arm des Freundes.

„Du mußt mir helfen. Wenn du mir nicht Geld gibst, bin ich verloren“, rief er mit heiserer Stimme. Der Alkoholdunst, der von ihm ausging, widerte Gert an. Unwillkürlich wich er zurück. Gustav lachte gelend auf.



„Ja, lauf nur fort, es ist ja doch alles zu Ende!“ rief er. Dann ließ er Gerts Arm mit einem plötzlichen Ruck los und stieß ihn so heftig von sich, daß Gert taumelte und mit dem Kopf gegen einen Baum schlug. Er mußte sich auf die Bank setzen und bedurfte einiger Zeit, ehe er wieder klar denken konnte.

Mit noch benommenem Kopf kehrte er zu dem Gasthaus zurück. Als er in die Nähe kam, stieß das Boot gerade vom Ufer ab. Die fast alle berauschten jungen Leute schienen es für einen herrlichen Spaß zu halten, daß Gert zurückbleiben mußte, und riefen ihm neckende Worte zu. Nur Gustav schwieg, doch erschien Gert sein Gesicht seltsam verzerrt. Nach kurzem Warten fuhr der im Stich Gelassene mit dem planmäßigen Motorboot zurück. In seinem stillen Zimmer angelangt, kam es Gert zum erstenmal zum Bewußtsein, wie wenig schön das ausgelassene Treiben seiner Freunde war, und wie weit entfernt von echter Fröhlichkeit. Er schämte sich beinahe, zu der lärmenden, halb betrunkenen Gesellschaft zu gehören, über die man auf dem Motorboot tadelnde Bemerkungen gemacht hatte. Dann mußte er an Gustav denken. Was war mit ihm? Es mußte etwas Besonderes sein, das ihn in solche Erregung versetzte. Gert beschloß, ihn am nächsten Tage aufzusuchen und um Aufklärung zu bitten.

Es war inzwischen spät geworden. Trotzdem war er nicht müde und beschloß, noch ein wenig zu lesen. Als er nach einem Buch im Regal griff und es herauszog, fiel ein anderes herunter und blieb aufgeschlagen liegen. Er hob es auf. Es war sein Neues Testament. Sein Blick blieb auf einer Stelle haften, die mit Rotstift angestrichen war. Er las sie. Es war das bekannte Wort aus Psalm 119, Vers 105: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege“. Das Wort traf sein Gewissen. Einst hatte er gesucht, diesem Wort zu folgen. Damals war die Bibel seines Lebens Regel und Richtschnur gewesen. Warum hatte er diesen Weg verlassen? Was war

heute sein Leben? Statt mit ernster Arbeit füllte er es mit Vergnügungen, die seinem Leben keinen Inhalt gaben und seiner Seele keine Speise. Das Wort Gottes war vergessen. Sein Weg führte weit ab vom wahren Leben. Es kam wie eine Erleuchtung über ihn, als sei er an einem Scheidewege angelangt, und es wurde ihm zur Gewißheit, daß er falsch gegangen war. Er mußte zurück. Den ersten Beweis seiner Sinnesänderung wollte er dadurch bringen, daß er Ernst um Verzeihung bat wegen seines lieblosen Benehmens und sich einmal rückhaltlos mit ihm aussprach. Der Freund würde ihm sicher helfen, wieder auf den rechten Weg zu kommen. Wie eine Antwort auf seine Gedanken fand er, während er noch in dem Testament blätterte, eine zweite rot unterstrichene Stelle. Er las: „Weise mir, Herr, Deinen Weg, daß ich wandle in Deiner Wahrheit; erhalte mein Herz bei dem einen, daß ich Deinen Namen fürchte“. (Ps. 86, 11.) „Bei dem einen.“ Jawohl, „e i n s ist not“, so hatte der Herr und Meister gesagt. Dieses Eine mußte er wieder haben. Er mußte seinen Heiland wieder haben. Mit diesem Gedanken schloß er das Buch, stellte es aber nicht in das Regal zurück, sondern legte es auf seinen Arbeitstisch. Dann begab er sich zur Ruhe, und nachdem er zum erstenmal nach langer Zeit wieder kurz gebetet hatte, schlief er friedlich ein.

Am nächsten Morgen wurde Gert durch lautes Klopfen geweckt. Er sprang aus dem Bett, öffnete, und Ernst trat herein. Ein Blick in dessen blasses, verzerrtes Gesicht kündete ihm, daß ein Unglück geschehen war, und eine jähe Ahnung ließ sein Herz erbeben. Ehe er noch eine Frage an den Freund richten konnte, sagte dieser mit stockender Stimme:

„Erschrick nicht, Gert! Ich muß dir leider etwas Furchtbares mitteilen. Denke dir, unser Freund Gustav ist tot.“

Entsetzt fuhr Gert zurück.

„Was sagst du da? Gustav tot!? Was ist denn geschehen?“

Ernst nahm seine Hand und erwiderte, während ihm die Tränen in die Augen traten:

„Heute nacht hat Gustav sich erschossen. Er hat eine größere Summe unterschlagen. Morgen sollte eine Rassenrevision stattfinden. Da hat er sich der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Er hat mir einen Brief hinterlassen, in welchem er mir ein Bekenntnis ablegt und mich bittet, für ihn zu beten.“

Gert war unfähig, ein Wort zu erwidern. Die Kunde packte ihn derart, daß er in fassungsloses Schluchzen ausbrach. Gustav tot, der lebensprühende, der alle anderen durch seine überschäumende Lebensfreude mit fortriß? Es war nicht zu fassen. Und er hatte als Selbstmörder geendet!? O, er sah ihn noch vor sich: sein seltsames Wesen, seine krampfhafte Lustigkeit, sein hastiges Trinken. Er vernahm aufs neue seine Bitte um Geld und sah, wie sein Gesicht sich verzerrte, als er nicht sogleich auf die Forderung einging. Nachdem er sich etwas gefaßt hatte, berichtete er dem Freunde alles. Er tat es unter bitteren Selbstanklagen. Auch Ernst war erschüttert.

„Wir haben beide gefehlt“, sagte er. „Du hast es getan, indem du den gefährlichen Weg mitgegangen bist und Gustavs Treiben begünstigt hast. Aber auch ich habe schwer gefehlt. Ich hätte damals, als er diesen Weg einschlug, mich nicht einfach von ihm abwenden, sondern ich hätte versuchen sollen, ihn auf die

rechte Bahn zurückzuführen. Nun ist's zu spät, und wir können nichts tun, als Gott um Vergebung zu bitten und das Nötige aus dem traurigen Vorgang zu lernen."

Gert berichtete sodann, was er bei seiner gestrigen Heimkehr erlebt, und wie er nach langer Zeit wieder einmal einen Blick in sein Testament getan habe.

"Ob Gott mich wohl annimmt, und ich Gnade bei Ihm finde?" fragte er den Freund. In diesem Augenblick ertönten helle Kinderstimmen aus der Schule gegenüber. Die Kinder sangen den Choral, dessen Weise ihn gestern so ergriffen hatte. Auch Ernst lauschte. Da bei dem schönen Sommerwetter die Fenster geöffnet waren, konnte man deutlich die Worte verstehen. Ernst und feierlich klang es herüber:

„Straf mich nicht in Deinem Zorn,
Großer Gott, verschone!
Ach, laß mich nicht sein verlorn,
Nach Verdienst nicht lohne!
Hat die Sünd'
Dich entzünd't,
Lösch ab in dem Lamme
Deines Grimmes Flamme!"

Tief ergriffen hörten die Freunde zu. Als die frischen Stimmen verklungen waren, schloß Ernst den Freund in die Arme.

"Da hast du die Antwort auf deine Frage. Ist es nicht fast, als ob Gott selbst uns Antwort gebe durch den Mund dieser Kinder? Unser himmlischer Vater führt uns wunderbar. Muß doch der Tod unseres armen Freundes uns beiden eine ernste Lehre sein für unseren weiteren Weg durchs Leben." Stumm drückte Gert des Freundes Hand. Es war wie Dank und stilles Gelöbnis. So führte der Schmerz um das er-

schütternde Ende Gustavs die beiden Freunde, die sich fast verloren hatten, wieder zusammen.

Die nächsten Stunden waren für beide recht schwer. Es galt Abschied von dem Toten zu nehmen und dessen Nachlaß zu ordnen. Sie kamen überein, die Schulden des Verstorbenen zu bezahlen, damit sein Name wenigstens in dieser Hinsicht rein blieb. Gerts kleines Kapital schmolz dadurch sehr zusammen. Aber es gelang Ernst, dem Freunde eine gute Stelle zu verschaffen, die ihm zwar viel Arbeit, aber auch volle Befriedigung brachte.

Es begann nun wirklich ein neues Leben für die beiden. Bald fügte es sich, daß sie Lebensgefährtinnen fanden, die eines Sinnes mit ihnen waren. Sie bezogen gemeinsam ein hübsches Haus am Rande der Stadt, wo ihr Leben in stiller Eintracht dahinfloß.

„Der Schule gegenüber“ habe ich meine Erzählung überschrieben, denn in dem stillen Zimmer, das dieser Schule gegenüber lag, hat Gert das Größte gefunden, das in diesem Leben zu finden ist, den Frieden seiner Seele. Dort hat sich ihm die unergründliche Gnade erschlossen, und dort haben die beiden Freunde den Antrieb zu einem Leben empfangen, das Gott und damit auch ihren Mitmenschen gewidmet war. Denn ist es nicht Selbstsucht, geschenktes Gut für sich zu vergraben, anstatt es zur Ehre des Gebers und zum Wohle der Menschheit zu verwenden?

E. L. Hermann

„Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht . . . , damit ihr die Tugenden Dessen verkündigt, der euch berufen hat aus der Finsternis zu Seinem wunderbaren Licht.“
(1. Petr. 2, 9.)

„Das ist gewißlich wahr . . .“

Der Aberglaube hat ebenfogut seine Märtyrer wie der Glaube an Christus. Satan, der Herrscher über die Macht der Finsternis, nimmt sogar nicht selten die Gestalt eines Engels des Lichts an. Er hat, wenn ich so sagen darf, auch seine Bibel. Auch hat er eine Menge von religiösen Formen, die den Neigungen des Menschen entsprechen. Er sendet Tausende von Boten und Lehrern aus, um die Menschen zu verführen. Heute bietet er ihnen die toten, aber glänzenden Sagen und Formen des Aberglaubens an; morgen reicht er ihnen das verführerische Gift des Unglaubens. Heute predigt er die Anbetung eines Gottes der Natur; morgen leugnet er jedes Dasein eines Gottes. Heute führt er Stellen aus der Heiligen Schrift an; morgen verwirft er die ganze Bibel als ein Fabelbuch. Satan war von jeher ein Lügner. Er ist ein Lügner, wenn er einem Weltweisen die Worte in den Mund legt: „Es ist kein Gott!“ Er ist ein Lügner, wenn er den Hindu glauben macht, daß er des ewigen Glücks teilhaftig werde, wenn er sich vor den Wagen des Jaggernaut*) wirft und sich von dessen schweren Rädern zermalmen läßt. Er ist ein Lügner, wenn er Millionen, die sich Christen nennen, vorspiegelt, sie könnten durch die Kasteiung ihres

*) Indischer Göze, der am 18. Juni eines jeden Jahres auf einem großen Wagen umhergeführt wird oder wurde, wobei unzählige Scharen von Männern, Weibern und Kindern ihn unter ohrenbetäubendem Geschrei tanzend und springend begleiteten.

Leibes, durch Beten und Fasten Vergebung ihrer Sünden bei Gott erlangen.

Die Heilige Schrift bezeugt unzweideutig: Ohne Christus hat der Mensch keine Lebensgemeinschaft mit dem heiligen Gott. Er mag die Bibel lesen, aber der Geist Gottes kann das Gelesene nicht auf sein Herz und Gewissen anwenden. Ohne Christus empfängt er daraus keine Lebenskraft, ohne Christus gibt es für ihn keinen wirksamen Widerstand gegen die Listen Satans, des Lügners und Betrügers.

Doch wenn es von jeher der Zweck des mächtigen Widersachers Gottes, das Ziel aller Anstrengungen Satans gewesen ist, Feindschaft zu setzen zwischen dem Schöpfer und Seinem Geschöpf, so war es der Zweck eines Anderen, die Welt mit Gott zu versöhnen. Satan führt den Menschen durch Lüge und Betrug in den Tod. Christus bietet ihm durch Wahrheit und Gnade das Leben an. Die Religion Satans endet in unerträglichen Zweifeln an der Barmherzigkeit Gottes oder in einem falschen, trügerischen Frieden, der am Ende von ewiger Hoffnungslosigkeit abgelöst wird. Die Religion Christi schenkt einen Frieden, der allen Verstand übersteigt, und der nicht nur für diese Zeit währt, sondern die ewige Herrlichkeit im Gefolge hat.

Der Bote Satans spricht zu dem von ihm in trügerische Eigengerechtigkeit Eingewickelten: „Du bist der ewigen Seligkeit würdig, denn wenn du nicht in den Himmel kommst, so kommt keiner hinein“. Das Wort Gottes spricht: „Da ist kein Gerechter; ... da ist keiner, der Gutes tue, da ist auch nicht einer“. (Röm. 3, 10—12.) Satan flüstert dem verzweifelnden Sünder ins Ohr: „Deine Sünden sind zu groß,

um vergeben werden zu können". Gottes Wort sagt: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt von aller Sünde".

* * *

Es waren Gedanken obiger Art, die den Gegenstand der Unterhaltung von zwei Mönchen bildeten, die in einer kleinen Klosterzelle beieinander waren. An der einen Seite der Zelle stand ein rohgezimmertes Tischchen, auf ihm die Gestalt des am Kreuze hängenden Heilands. Zu Füßen des Kruzifixes lag ein menschlicher Schädel, auf dessen vergilbter Stirn die Worte standen: „Staub bist du, und zum Staube wirst du zurückkehren". Über dem Kruzifix hing an der weißgefärbten Wand die Nachbildung einer Raffaelschen Madonna, die als Unterschrift die Worte trug: „So laßet uns also vertrauensvoll hintreten zum Thron der Gnade, damit wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden, wenn wir Hülfe nötig haben". (Hebr. 4, 16, nach der Übersetzung von van Es.) Außerdem lagen auf dem Tischchen mehrere Legenden- und Heiligenbücher.

An der gegenüberliegenden Zellenwand stand ein Bett, das einem mit Stroh gefüllten Sarge glich. In ihm lag die abgezehrte Gestalt eines noch jungen Mönches, der sich offenbar im letzten Stadium der Schwindsucht befand. Aus seinem edlen Antlitz blickten große blaue Augen zu dem Mönch auf, der neben seinem Lager saß.

Der Besucher, Pater Josephus, war ein schon bejahrter Mann von ehrwürdigem Aussehen. Sein Antlitz hatte keine Spur von jener gemachten Heiligkeit, die ein großer Teil seiner Ordensbrüder als den zu ihrer geistlichen Kleidung passenden Gesichtsaus-

druck zur Schau trug. Es war offen und ehrlich. Und offen und wahrheitsgetreu ist auch der Bericht, den Vater Josephus uns über die letzten Stunden des früh vollendeten Mönches hinterlassen hat.

Es war, so berichtet er aus jener Zeit seines Lebens, am Nachmittag des 29. Juni 1846, als ein Mönch, dem der Prior die Pflege meines jungen Freundes übertragen hatte, meine Zellentür aufriß und mir zurief:

„Bruder Aegidius liegt im Sterben. Ein Blutsturz hat ihm seine letzte Kraft geraubt. Bitte, Vater, gehen Sie so rasch wie möglich zu ihm! Er verlangt nach Ihnen, und es ist die höchste Zeit, wenn Sie ihm noch die letzte Beichte abnehmen wollen.“

Ich bedurfte dieses Antriebs nicht. Mein eigenes Herz verlangte sehnlichst danach, meinen jungen, mit dem Tode ringenden Freund noch einmal zu sehen. Eiligst begab ich mich nach seiner Zelle. Ich war eigentlich nicht sein Beichtvater; trotzdem wunderte es mich nicht, daß er um meinen Besuch gebeten hatte. Als ich mich über ihn beugte, sah er mich ängstlich an und flüsterte mir ins Ohr:

„Bitte, verschließen Sie die Tür!“

Nachdem ich seine Bitte erfüllt hatte, fragte er mit der gleichen bangen Sorge wie zuvor, ob die Tür auch gut verschlossen sei.

„Ja, mein Bruder“, versicherte ich. „Fürchte nichts. Außer Gott, der Herzen und Nieren prüft, kann niemand unsere Worte hören.“

Er nickte beruhigt, und ich setzte mich neben ihn.

„Teurer Vater Josephus, mein einziger Freund auf dieser Erde“, stieß er in abgerissenen Worten hervor, „nicht um meinetwillen treffe ich diese Vorsorge.

Ich habe nichts mehr von den Menschen zu fürchten, da ich nur noch wenige Stunden leben werde. Ich möchte nur nicht, daß Sie durch mich in Schwierigkeiten kommen. Und nun bitte ich Sie: Sagen Sie mir noch etwas von jenem ewigen Trost, von jenem seligen Herzensfrieden, dem Frieden mit Gott, über den wir vor drei Tagen miteinander geredet haben. Bitte, antworten Sie mir vor Gott, der uns sieht und hört, auf die Frage, die mich seitdem unaufhörlich beschäftigt: Ist es richtig, wenn man uns lehrt, daß unsere eigenen Werke zu unserer Errettung nötig sind? Bitte, sagen Sie mir, ob meine Gebete, mein Eifer, mein Fasten, mein Bußetun, meine Kasteiungen nicht viel eher Sünden vor Gott sind, als daß sie als verdienstliche Opfer vor Ihm gelten könnten? Denn sind alle diese Dinge nicht Werke der eigenen sündigen Natur und so vor Gott wertlos? Ach, wenn ich alle meine guten Werke in die Waagschalen des heiligen Gottes lege, so fühle ich, daß sie n i c h t s wert sind — g a r n i c h t s! Sie k ö n n e n mich nicht erlösen. Was soll ich nun tun? Wenn Gott mir nicht Gnade widerfahren läßt, dann bin ich ewig verloren, dann ist mein Los die Verdammnis. O helfen Sie mir! Ich fürchte mich, vor das heilige Antlitz Gottes zu treten. Angst und Schrecken füllen meine Seele, wenn ich an den Tod denke. Immerfort klingen mir die Worte des Psalmisten in den Ohren: „Wenn Du Missetaten nachträgst, Jehova! Herr, wer wird bestehen?“ "

„Nein, niemand wird bestehen können, mein lieber Freund, da hat der Psalmist vollkommen recht“, erwiderte ich nachdrücklichst. „Aber laß uns den Psalm, aus dem du den Vers angeführt hast, weiter lesen. Schon im nächsten Verse heißt es: „Doch bei

Dir ist Vergebung". Verstehst du das, mein Bruder? Bei Gott ist Vergebung. Er ist langsam zum Zorn und zum Vergeben bereit. „Bei Jehova ist Gnade, und reichlich bei Ihm Erlösung!“ (B. 7.) Sind das nicht herrliche Worte? Ist ...“

„Ach“, unterbrach mich der Sterbende ängstlich, „wie sehr verlange ich nach Vergebung, nach der Barmherzigkeit Gottes! Aber wie kann der heilige Gott mir vergeben? Wie kann Er einem unreinen Sünder gnädig sein? O Vater, wollen Sie mir nicht noch ein Wort sagen von dem Blut, dem Blute Jesu, von dem Sie neulich gesprochen haben?“

„Ja“, fuhr ich fort, tief getroffen durch den Ernst des Augenblicks, „das Wort Gottes bietet jedem Menschen Rettung an, aus Gnaden, durch Glauben — durch den Glauben an Den, der auf dem Kreuze das Versöhnungswerk vollbracht hat. Du erinnerst dich der Worte des Apostels Paulus, die ich dir vorlas: „das ist gewißlich wahr und ein teuer wertenes Wort, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der Vornehmste bin“. (1. Tim. 1, 15.) Diese Worte bezeugen klar genug, was zu unserer Seligkeit nötig ist. Von unseren Werken ist da überhaupt keine Rede. Von diesen Werken sagt der gleiche Apostel im Gegenteil: „Kein Fleisch kann durch des Gesetzes Werke vor Ihm gerecht sein“. (Röm. 3, 20.) Und weiter schreibt er in Röm. 5, 1: „Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus“. Wir können das ganze Neue Testament durchlesen, aber nirgendwo werden wir ein Wort

darüber finden, daß unser Fasten und Beten, unsere Kasteiungen und Bußübungen oder auch die kirchlichen Gebräuche und Sakramente uns von dem kommenden Zorn erretten oder von unseren Sünden reinigen können. Das Konzil von Trient hat, wie du weißt, als erste Glaubensregel festgestellt, daß Maria oder Joseph oder Petrus Mittler zwischen Gott und Menschen oder Fürsprecher bei Gott seien. Aber das Wort der Wahrheit sagt nichts derart. Im Gegenteil lehrt die Bibel ausdrücklich, daß nur „ein Mittler ist zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst für alle zur Erlösung gegeben hat“, und daß, wenn jemand gesündigt hat, „wir einen Fürsprecher bei dem Vater haben, Jesum Christum, den Gerechten“, Ihn, der die „Sühnung für unsere Sünden ist, nicht allein aber für die unseren, sondern auch für die ganze Welt“. Deshalb, lieber Bruder Megidius: Bist du überzeugt, daß du ein verlorener Sünder bist, dann kannst du auch überzeugt sein, daß Christus Jesus, der in die Welt gekommen ist, um Sünder zu erretten, auch für dich gestorben ist. Er weist niemand ab. Sind unsere Sünden selbst blutrot, Er will sie schneeweiß waschen. O lieber Bruder, glaube doch, was Gottes Wort sagt. Vertraue völlig auf das vollkommene Opfer Christi und auf Sein teures Blut, das da reinigt von allen Sünden. Übergib dich Ihm mit Zuversicht. Glaube an Ihn, und wie der Schächer am Kreuz wirst dann auch du zu Ihm gehen in Gottes Paradies.“

Wie ein durstiger Wanderer das erfrischende Wasser schlürft, das ihm aus dem Waldquell entge-

gensprudelt, so trank mein geliebter junger Freund in vollen Zügen und mit sichtlicher Freude aus dem Quell lebendigen Wassers. Seine Kräfte hatten inzwischen derart abgenommen, daß er zu schwach war, um die Gefühle seines Herzens in Worte kleiden zu können. Aber aus seinen großen blauen Augen traf mich ein Blick, den ich nie in meinem Leben vergessen werde.

In diesem Augenblick wurde leise an die Tür geklopft. Ich öffnete, und der Prior des Klosters trat in Begleitung des Arztes über die Schwelle. Da der erstere sofort merkte, daß das Ende ganz nahe war, ließ er sogleich die Glocke läuten, um die Klosterinsassen herbeizurufen. Von allen Seiten eilten die Mönche herzu und versammelten sich um das Bett ihres mit dem Tode ringenden Bruders. Nach wenigen Minuten waren alle anwesend; die einen knieten in der Zelle nieder, die anderen im Klostergang, und bald füllte ihr dumpfes Gemurmel den engen Raum.

Der Prior fragte mich, ob der Sterbende schon gebeichtet habe. Ich verneinte. Er wandte sich hierauf zu dem Kranken. Als er aber sah, daß der Sterbende garnicht mehr zur Beichte imstande war, erteilte er ihm bedingungsweise die Absolution und besprengte ihn mit Weihwasser. Der Kranke schüttelte abwehrend den Kopf, während er mit seinen mageren Händen die Bibel festhielt, die auf seinen Knien lag. Prior und Mönche schrieben dieses Kopfschütteln dem nach ihrer Meinung bereits umnebelten Verstand des Sterbenden zu, und ohne Argwohn traf man die nötigen Vorbereitungen zur letzten Dlung. Da war es nun merkwürdig, zu sehen, wie bei jeder Berührung mit dem heiligen Öl der Sterbende eine Bewegung machte, so

als ob er mit dieser Handlung nicht einverstanden sei. Als alles vorüber war, nahm er noch einmal mit letzter Anstrengung alle Kraft zusammen, und laut kam es über seine Lippen:

„Leurer Jesus! Deine Wunden sind meine Verdienste! Ja, Du bist mein, Herr Jesus!“

Krampfhaft falteten sich die Hände; noch einmal holte er tief Atem, und während ein glückliches Lächeln die todesbleichen Züge verklärte, entschlief er sanft und ruhig.

Den Ordensregeln gemäß wurde am nächsten Tage an alle Klöster des Ordens eine Bekanntmachung geschickt, in der zu lesen stand:

„Pater Megidius ist nicht mehr! Sein Leben war heilig. Doch nach dem unergründlichen Ratschluß Gottes starb er ohne das Sakrament. Möge Gott ihn in Seiner Barmherzigkeit annehmen!“

Nicht lange nach dem oben Erzählten wurde ich aus dem Kloster entfernt und in ein anderes versetzt, wo ich der Zucht eines sehr strengen Priors unterworfen war. Noch sechs lange Jahre blieb ich im Kloster. Ich kannte wohl den unschätzbaren Wert des Blutes Christi, aber leider fürchtete ich die Menschen zu sehr, um mich vor meinen Oberen rückhaltlos zu diesem Blut zu bekennen.

„Leurer Jesus! Deine Wunden sind meine Verdienste!“ Kennst du, mein Leser, Wert und Kraft eines Vertrauens, wie es in den letzten Worten meines sterbenden Freundes zum Ausdruck kam? Diese Worte waren das triumphierende Bekenntnis eines durch den Glauben gerechtfertigten Sünders, eines im Glauben heimgehenden Erlösten. O wenn doch die herrliche, göttliche Wahrheit

von der Rechtfertigung aus Glauben, ohne Gesetzeswerke, noch von Tausenden und Millionen, seien es Katholiken oder Protestanten, erkannt und im Glauben angenommen würde!

Pater Aegidius war allezeit ein musterhafter Mensch gewesen, im wahren Sinne des Wortes ein Märtyrer seiner Bußübungen. Den Menschen hatte er stets als ein Heiliger gegolten. Aber was konnte ihm das alles helfen? Es gab ihm weder Ruhe, noch Frieden und Kraft. Nur der Herzensglaube an das Geheimnis der Gottseligkeit: „Gott, geoffenbart im Fleische“, ist die Quelle der wahren Gottseligkeit, „welche die Verheißung des Lebens hat, des jetzigen und des zukünftigen“. (1. Tim. 4, 8.)

Gottes Sprechstunde

Mit dem herzlischen Bub'n an der Hand
 Ging ich an unsers Doktors Haustür vorbei.
 Der Bub' sah das Schild, drauf zu lesen stand,
 Wann morgens und abends Sprechstunde sei.
 Als er das glücklich herausgelesen,
 Ist er ein Weilchen ganz stille gewesen;
 Aber dann kam's, dann hat er gefragt:
 „Bei Großmutter hängt doch ein Spruch im Zimmer
 ‚Ich bin dein Arzt‘ — das hat Gott gesagt!
 Weiß denn Großmutter nun auch immer,
 Wann Sprechstunde ist?“ — Ich hab' nicht gelacht,
 Hab' nur in das ernste Gesichtchen gesehen.
 „Ja, Jungchen! Das weiß sie, bei Tag und bei Nacht
 Darf man zu Gott in die Sprechstunde gehen!“

M. Seefche.

Aus „Von blühenden Hecken“ (Verlag Heinrich Seefche, Hannover).

Hebräer 10, Vers 31

Nun war es glücklich soweit gekommen, daß Jan als Droschkenkutscher sein Brot verdiente.

Von Haus aus war er Bäcker. Aber die oft mühsame Arbeit in der heißen Backstube hatte ihm von Anfang an wenig behagt. Zwar waren seine Arme und Hände stark genug, um den Teig zu kneten, aber anstrengende Arbeit war Jan unbequem, und das Bäckerhandwerk war und blieb nun einmal ein mühsames Geschäft. So hatte er, kaum daß die Lehrzeit vorüber war, seinen weißen Kittel ausgezogen und war auf Wanderschaft gegangen. Jahrelang war er in der Welt umhergewandert und hatte viel gesehen. Rußland, Österreich, Italien hatten auf seinem Programm gestanden, aber trotz allem Wandern hatte er, was seinen Beruf anging, nichts dazugelernt. Wenn das alte Brauchtum des wandernden Handwerksburschen heute behördlicherseits wieder gefördert wird, so geschieht das zu dem Zweck, um dem Menschen ein weiteres Gesichtsfeld zu verschaffen, aber nicht, um ihn auf die Bummelbahn zu bringen. Jan aber hatte sich mehr und mehr zum bettelnden Handwerksburschen entwickelt. Als er schließlich nach all seinen ziel- und planlosen Irrfahrten wieder in der Heimat anlangte, war er ein armer, verbitterter Mensch, arm, elend und zerrissen, einer, der mit Gott und Menschen haderte. Durch die jahrelang mangelnde Körperpflege,

das Schlafen unter freiem Himmel sowie die ungenügende Ernährung war aus dem einst gesunden und kräftigen Jüngling ein geschwächter Mensch geworden, der garnicht mehr imstande war, sein ehemaliges Handwerk auszuüben. Immerhin — den Mut verlor er nicht. Durch Vermittlung eines Verwandten bekam er verhältnismäßig bald eine gute Stelle als Brotkutscher. Aber auch diese Arbeit erwies sich auf die Dauer als zu anstrengend für ihn. Diesmal wäre er gern in seinem Beruf geblieben. Der Verlust der einträglichen Stelle war um so bitterer, weil er sich inzwischen verheiratet hatte. Ein fleißiges, ehrbares Mädchen hatte ihn zum Mann genommen. Er wurde dann Flaschenbier- und Selterswasserfuhrmann. Aber auch diese Beschäftigung überstieg seine Kräfte. Schließlich mußte er noch froh sein, daß man ihm zum Droschkenkutscher verhalf. Das war nun wirklich keine anstrengende Tätigkeit, kam es doch vor, daß er stundenlang herumstand und auf Fahrgäste wartete. Erst die große Gewerbeausstellung, die um jene Zeit in Düsseldorf stattfand, brachte sein Geschäft einigermaßen auf den Schwung. Er haßte seinen Beruf. Von jeher hatte er mit Verachtung auf die Droschkenkutscher herabgesehen, die mit ihren langen dunklen Röcken und steifen Emailhüten eine Zunft für sich bildeten. Nun war er selber einer. Sein Kößlein war leicht zu lenken. Es war alles andere als ein Vollblutpferd und schien, wie sein Herr, auf seinem langen Wanderpfade manch bittere Erfahrungen gesammelt zu haben, so melancholisch mit zur Erde herabhängendem Kopf stand es meist da. In dieser Zeit hatte Jan Muße, über sein vergangenes Leben nachzudenken. Er war weder ein Kopfhänger noch ein Mucker. Wahrscheinlich hätte er sich

müheelos alle ernstesten Gedanken aus dem Kopf geschlagen, wenn nicht sein Schwager Hermann, der bei ihm wohnte, ab und zu Bemerkungen gemacht hätte, die ihn nicht recht in Ruhe ließen. Hermann war ein gläubiger Christ, der aus seiner Überzeugung kein Hehl machte und sich nicht scheute, dem Schwager Jan seine Meinung zu sagen. Jan war auf seinen Fahrten mehr als einmal dem Tode nahe gewesen. Gott hatte ihn am Leben erhalten, aber gedankt hatte er es Ihm nicht. Warum auch? War er etwa um sein gegenwärtiges Droschkenfutscherleben zu beneiden? Er war als Katholik geboren, aber längst hatte er alles, was irgendwie mit Glauben in Verbindung stand, über Bord geworfen. O er kannte die Christen! Da waren solche, die sich Diener Christi nannten und es sich dabei in ihren schönen Häusern bei üppigen Mahlzeiten wohlsein ließen, während viele Schafe ihrer Herde kaum etwas zu beißen und zu brechen hatten. Das waren Wölfe in Schafsfleidern! Freilich, Jan hätte auch von Wohltätigkeitsanstalten berichten können, wo man ihn gespeist und gekleidet hatte. Desgleichen hatte er Blicke tun dürfen in Häuser, in denen Alte, Schwache, Irre in selbstloser Weise von Jüngern und Jüngerinnen Christi bis an ihr Lebensende gepflegt wurden. Aber er hatte in dieser Beziehung ein kurzes Gedächtnis. Mit all diesen Dingen wurde er schnell fertig. Nur mit einem ging das Fertigwerden nicht so schnell, und das war eben sein Schwager Hermann mit seinen Bibelzitataten. An Hermanns Christentum hatte selbst Jan nichts auszusetzen. Diesem Mann — er war der Bruder seiner Frau — fand er, er mochte noch so sehr nach schwachen Stellen suchen, nichts am Zeuge zu flicken. Er wußte ganz gut, daß Hermann sich nur aus

dem Grunde bei ihm und seiner Frau einquartiert hatte, um ihnen einen Verdienst zukommen zu lassen, denn er hätte bestimmt anderswo besser, angenehmer und wohl auch billiger wohnen können. Auch sonst war er ihnen behilflich, wie und wo er nur konnte. Hermann war auch nicht ärgerlich geworden, als sein Schwager ihm zu verstehen gegeben hatte, daß ihm das Bibellesen bei Tisch lästig war. Er hatte es einfach gelassen und war freundlich geblieben wie zuvor. Es war auch nicht zum wenigsten Hermanns Einfluß zuzuschreiben, daß das Familienleben ein angenehmes war und blieb. Zwar glich Jans Frau in ihrem Wesen dem Bruder; sie war fleißig und verträglich. Da sie eine harte Jugendzeit hinter sich hatte, empfand sie die reichlich derbe Art ihres Mannes nicht so sehr. Trotzdem, und obwohl Jan seine Frau wirklich lieb hatte, wäre es ohne Hermanns taktvolle Vermittlertätigkeit vielleicht doch manchmal zu einem Strauß zwischen den Eheleuten gekommen, besonders in der Zeit, als Geldsorgen sie bedrückten. Es ist nämlich eine alte Erfahrung: Fehlt's am Nötigsten, so sind der Reibungsflächen zwischen Mann und Frau mehr als zu Zeiten, wo nicht mit jedem Pfennig gerechnet werden muß. In kargen Zeiten pflegt jeder Teil schneller mit Vorwürfen bei der Hand zu sein als dann, wenn das Bäcklein voll Wassers ist. So wurde Jan sogleich viel friedlicher, als er den verhaßten Emailhut an den Nagel hängen und ein Geschäft betreiben konnte, das seinen Mann reichlich ernährte. Und als Hermann um diese Zeit sein Quartier bei Jan kündigte und einen eigenen Hausstand gründete, zog der Friede mit ihm nicht aus der Wohnung. Hermanns junge Frau war ein liebes, gottesfürchtiges Menschenkind, und zwi-

schen den beiden Familien entwickelte sich ein Verkehr, der mit der Zeit immer inniger wurde. Seine Krönung erfuhr er durch das Ereignis, das ich jetzt mitteilen möchte.

Eines Sonntags mußte Hermann einen Besuch in Elberfeld machen. Er fragte seinen Schwager, ob er nicht Lust habe, ihn zu begleiten. Da Jan noch nie im Wuppertal gewesen war, willigte er ein. Nach Erledigung des Besuchs bat Hermann den Schwager, ihn zu einer Bibelstunde zu begleiten, die in einem großen Saal stattfinden sollte. Diesmal sagte Jan nicht so freudig ja wie das erstemal. Nur der Gedanke daran, daß der Schwager ihm in seinem Leben so manchen Gefallen erwiesen hatte, ließ ihn schließlich zustimmen.

In der Bibelstunde ging es recht einfach zu. Ein Lied wurde gesungen, ein kurzes Gebet gesprochen, und dann stand ein einfacher Mann auf, mitten aus der Versammlung heraus, verlas einen Schriftabschnitt — Hebräer 10, 23—31 — und sprach darüber. Die Ansprache entsprach dem Mann, der sie hielt. Er sprach, wie ihm der Schnabel gewachsen war, ohne jede gemachte Feierlichkeit. Jan hatte noch nie in seinem Leben eine solch ungekünstelte Predigt gehört, und vielleicht machte sie gerade wegen ihrer Einfachheit einen gewissen Eindruck auf ihn. Eines allerdings gefiel ihm schlecht. In Verbindung mit dem letzten, dem 31. Vers des verlesenen Abschnitts fand der Sprecher sehr ernste Worte über das Verhältnis des sündigen Menschen zu dem heiligen Gott. Er sagte, wenn ein Mensch ohne Buße und ohne die Gewißheit der Vergebung seiner Sünden sterbe, so sei er ewig verloren. Er habe dann nur Gericht von seiten des lebendigen

Gottes zu erwarten, denn nur der Glaube an Jesus Christus, den Heiland der Welt, könne von solchem Verderben erretten.

Über diese Worte ärgerte Jan sich sehr. Er meinte, der Sprecher habe ihn beim Vortrag wiederholt prüfend angesehen, so als ob er ihn persönlich meine. Er fand es unerhört, als Sünder bezeichnet zu werden, der nur Strafe verdient habe. Gewiß, er war nicht fromm wie Hermann. Er war auch ein Grobian, der seine Worte nicht auf die Goldwaage legte. Aber er war doch ein ehrlicher, anständiger Kerl, der sich von keinem Menschen Sünder nennen zu lassen brauchte.

Mit recht brummigem Gesicht verließ er den Saal, und als der Schwager ihn fragte, wie der Vortrag ihm gefallen habe, gab er unwirsch zurück:

„Ist nichts für mich! Die Hälfte hab' ich überhaupt nicht verstanden. Bin ja auch nur dir zulieb mitgegangen.“

Die Rückfahrt verlief ziemlich schweigsam. Keiner von beiden sprach weiter über das Erlebnis des Nachmittags.

Am folgenden Sonntag luden Hermann und seine Frau ihre Verwandten zu einem Bibelvortrag in Düsseldorf ein. Ein bekannter Redner sollte sprechen. Jan verspürte wenig Lust, schon wieder das fromme Gerede anzuhören, ging aber doch mit, um dem Schwager nochmals den Gefallen zu tun. Der Redner war ein ganz anderer als der Sprecher vom Sonntag vorher, war viel in der Welt umhergekommen und machte den Eindruck eines belesebenen und durch und durch gebildeten Mannes. Da war also ein wahrnehmbarer Unterschied vorhanden. Aber Jan wollte

doch seinen Ohren nicht trauen, als der Redner genau den gleichen Text wählte, wie der Mann in Elberfeld, und zwar war es Vers 31, bei dem er besonders verweilte. Allerdings legte er in seiner Ansprache besonderen Wert darauf, neben der Heiligkeit des lebendigen Gottes Dessen Heilandsliebe zu betonen. Doch das Wort von Gottes Liebe zündete nicht. Es machte auch nicht den geringsten Eindruck auf Jan. „So ein abgekartetes Spiel!“ knurrte er ingrimmig vor sich hin. „Dem Mann mitzuteilen, er solle über den gleichen Text predigen wie der Elberfelder, nur um mich kleinzukriegen! Na, das soll meinem lieben Schwager nicht gelingen. Da muß der Hermann sich einen Dümmeren aussuchen. Das ist das letzte Mal, daß ich eine seiner Versammlungen besuche.“

Daheim angelangt, machte er seinem Ärger in lauten und groben Worten Luft. Seine Frau war ganz erschrocken. Der Vortrag hatte sie sehr nachdenklich gestimmt. Sie mußte dem Redner recht geben in seinen Ausführungen. Freilich, wenn ihr Bruder jenem den Text selbst angegeben hatte, in der Absicht, dem Schwager auf diese Weise das Gewissen schärfen zu lassen, so konnte sie das nicht für richtig halten. Sie war deshalb nicht wenig erleichtert, und Jan war nicht wenig erstaunt, hernach von Hermann zu hören, daß er weder in Elberfeld noch in Düsseldorf auch nur ein Wort mit dem betreffenden Sprecher geredet hatte. Beide konnten nichts dagegen einwenden, als Hermann meinte, es sei wohl Gottes Geist gewesen, der die zwei so verschiedenen Männer bei der Wahl ihres Textes geleitet habe. Sie waren geschlagen. Ja, noch mehr. Sowohl in dem Herzen des Mannes als auch in dem der Frau begann es zu dämmern. Es war, als

wenn Gott, wie einst am ersten Schöpfungstage, jetzt zu ihnen gesprochen hätte: „Es werde Licht!“ Sie sahen etwas von Seinem Wirken und standen entzückt, überführt da. Daß sie unter diesen Umständen bereit waren, noch einen anderen Vortrag zu besuchen, der im Lauf der Woche stattfand, wundert uns nicht. Aber war es nicht doch wunderbar, daß wieder fast der gleiche Text zur Behandlung kam? Der Redner begann diesmal mit einer Anknüpfung an den 31. Vers von Hebr. 10 und verweilte dann außergewöhnlich lang bei den Bemühungen Gottes, den Sünder zurückzuhalten von dem Verderben, ihn zu warnen, ihn zu retten und ihn glücklich zu machen für Zeit und Ewigkeit. Daß er, entsprechend dem Ernst der Stelle: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ auch besonders auf die Gefahr hinwies, in der sich jede Seele befindet, die mit der Sünde nicht brechen will, sondern die gegenwärtige Gnadenzeit verachtet, versteht sich von selbst.

Das war eine gewaltige Predigt für Jan an diesem Abend. Ihr gegenüber gab es keinen Widerspruch mehr. Zutiefst überführt von seinem verlorenen Zustand sowie von Gottes Heiligkeit und der Gerechtigkeit Seiner Anforderungen an ihn, ging er nach Hause, ein Mensch, der von Herzen nach Frieden mit Gott verlangte. Daheim angekommen, schloß er sich in ein Zimmer ein, das still und abgelegen lag, warf sich hier auf die Knie und schrie zu Gott um Gnade, Erbarmen und Rettung.

Jan hat noch am gleichen Tage Antwort gefunden auf sein Rufen. „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.“ Dieses Psalmwort darf sicher auch auf die Not des Herzens

angewandt werden. Jan war in solcher Not. Hätte Gott da nicht auf sein Rufen antworten sollen und ihn retten? Er hat ihn gnädig angenommen. Er hat ihm all seine Schuld vergeben um Christi willen, des auf Golgatha gekreuzigten Heilands der Welt, und hat ihn zu einem wahrhaft glücklichen Menschen gemacht.

Kurz darauf hat auch Jans Frau Frieden für ihr Herz gefunden im Glauben an das Erlösungswerk Jesu Christi. So ist dem Hause dieses Paares Heil widerfahren, wie einst dem Hause des Zachäus, als Jesus von Nazareth dort Einkehr hielt, und das Heil ist dem Hause verblieben. Etwa dreißig glückliche Jahre haben Mann und Frau den Weg der Nachfolge Jesu miteinander gehen dürfen, beide ein Denkmal der Gnade Gottes, die zu rühmen sie nicht müde geworden sind. Dann entschlief zuerst der Mann in Frieden, und einige Jahre danach folgte ihm seine Gattin ins Paradies. An ihrem Krankenlager ist diese Erzählung entstanden.

Heute

Ein gläubiger Schuhmacher erzählt:

Ich war in meiner Werkstatt beschäftigt, Sohlen und Absätze zu erneuern, als ein stattlicher Soldat eintrat. Er wollte etwas an seinen Stiefeln gemacht haben. Kurz vorher hatte meine Frau sich ans Harmonium gesetzt, um ein Lied zu spielen. Es war ein christliches Lied vom Kampf des Glaubens. Ohne zu ahnen, daß sie außer mir noch einen Fremden als Zuhörer hatte, sang sie Strophe um Strophe.

Der Soldat lauschte still dem Gesang. Als er zu Ende war, sagte er mit Tränen in den Augen:

„Dieses Lied habe ich nicht mehr gehört, seit ich vor Jahren mein Vaterhaus verlassen habe. Wenn ich doch nur meinem Vater gliche! Er ist ein Prediger des Evangeliums, und ich — ich bin sein verllorener Sohn.“

Offenbar war hier der Geist Gottes wirksam. In dem herzlichen Wunsche, dem unglücklichen Mann zu helfen, machte ich ihm den Vorschlag, mich nach Feierabend auf ein Stündchen zu besuchen, damit wir uns in Ruhe etwas miteinander unterhalten könnten. Seine Schuhe wollte ich bis dahin fertig machen. Er war mit meinem Vorschlag einverstanden. Zur verabredeten Zeit fand er sich wieder bei mir ein, erklärte aber, sich an diesem Abend nicht länger aufhalten zu können. Er wolle den versprochenen Besuch bei einer späteren Gelegenheit ausführen.

Da ich merkte, daß es hier um Entscheidendes ging, indem der Feind der Seelen sich anstrengte, diesen Mann zu verhindern, ins Licht zu kommen, bat ich ihn, doch sein gegebenes Wort zu halten.

„Ich habe das meine getan, wie Sie sehen“, sagte ich, auf die Schuhe deutend, die fertig dastanden. „Da nun für heute Feierabend ist, freue ich mich über Ihren Besuch. Bitte, kommen Sie herein! Bei einem einfachen Abendimbiß wollen wir miteinander plaudern.“

Er gab dann seinen Widerstand auf und folgte mir ins Wohnzimmer. Als wir gemütlich einander gegenüber saßen, begann ich von dem teuren Wort Gottes zu ihm zu reden, durch das allein Heil und Errettung, wahres Glück und Friede des Herzens zu

erlangen seien. Nach dem Essen las ich Apostelgeschichte 16, die bekannte Geschichte des Kerkermeisters zu Philippi. Sie machte augenscheinlich tiefen Eindruck auf meinen Besucher. Ich fügte hinzu:

„So wie jener Kerkermeister, erschüttert durch das Erdbeben und den Anblick der so plötzlich geöffneten Gefängnistüren, in einem Augenblick Heil und Erlösung empfing, so kann es auch Ihnen gehen, wenn Sie es machen wie er und das Ihnen dargebotene Heil in diesem Augenblick ohne Zögern ergreifen. Das Wort: „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden“, das dem Kerkermeister zum Heile diente, hat noch heute die gleiche Kraft.“

Die Tränen rannen ihm über die Wangen wie einem kleinen Kinde. Er wischte sie weg und sagte mit einem Versuch, zu lächeln:

„Ich verstehe mich selbst nicht. Ich bin, wie ich Ihnen schon sagte, aus meinem Vaterhaus gegangen. Ich habe alles im Stich gelassen, aber noch nie habe ich darüber geweint. Ich weiß wirklich nicht, woher die Tränen so plötzlich kommen.“

„Aber ich weiß es“, entgegnete ich. „Es ist der Heilige Geist, der sie Ihnen gibt, und es sind Tränen der Buße. Die Geschichte des Kerkermeisters hat Gefühle bei Ihnen geweckt, die denjenigen dieses Mannes gleichen. Ist es nicht so? Ja. — Und nun bitte ich Sie: Machen Sie es wie jener Mann von Philippi. Erlauben Sie hier und in diesem Augenblick dem Herrn Jesus, Sie zu erretten. Er allein kann es tun. Und Er will es auch tun. „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden“, sagte der Apostel dem Kerkermeister. Ich sage Ihnen heute dasselbe.“

Er ist der Heiland, Er ist der Erretter. Gehen Sie zu Ihm! Nehmen Sie Sein Opfer an! Tun Sie es heute! Sie brauchen damit nicht zu warten, bis Sie ein besserer Mensch geworden sind. Das hat jener Gefangenewart, der sicher ein roher, vielleicht auch ein böser Mensch war, auch nicht getan. Er hörte. Er glaubte. Er handelte.“

Ich hatte ernst und eindringlich gesprochen, Einwendungen, die ich ihm vom Gesicht ablas, von vornherein belegend. Er gab kein einziges Widerwort. Der Weg lag klar vor ihm, und — er ging ihn. Ohne Zögern folgte er der Aufforderung. Er hörte, und er glaubte. In dem Augenblick, als er es tat, veränderte sich sein Gesicht. Er sah froh und glücklich aus. Jesus war sein Erretter und Heiland geworden.

Ich machte ihn dann noch darauf aufmerksam, daß in Römer 10, 9 geschrieben stehe: „Wenn du mit deinem Munde Jesus als Herrn bekennen und in deinem Herzen glauben wirst, daß Gott Ihn aus den Toten auferweckt hat, wirst du errettet werden“.

Er erwiderte:

„Ich glaube wirklich an den Herrn Jesus als an meinen persönlichen Heiland, und ich bekenne Ihn hiermit als meinen Herrn.“

„So lassen Sie uns Ihm zusammen danken“, versetzte ich. „Macht ein Mensch uns ein Geschenk, so ist es uns Bedürfnis, ihm dafür ein herzliches Dankeswort zu sagen. Sollten wir da nicht umsomehr unserem Gott und Vater für die Gabe des ewigen Lebens von Herzen danken?“

Wir knieten nieder, und es war eine Freude, zu hören, wie der junge Gläubige unter Dankestränen sein Herz vor Gott ausschüttete.

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun?“ bat er, als wir uns wieder gesetzt hatten.

„Und das wäre?“

„Schreiben Sie, bitte, an meinen alten Vater und erzählen Sie ihm, daß seine Gebete erhört worden sind, und daß sein verlorener Sohn zurückgekehrt ist.“

Was für ein Auftrag hätte mir wohl lieber sein können, als eine solche Botschaft übermitteln zu dürfen? Sobald mein Gast gegangen war, setzte ich mich hin und schrieb. Es war Freitagabend. Der alte Herr empfing meinen Brief, als er im Begriff stand, in ein Dorf in der Nähe zu wandern, um dort mit dem Wort zu dienen. Seine Antwort lautete:

„Ich war gerade auf dem Wege in eins der umliegenden Dörfer, als der Briefträger mir Ihren so inhaltreichen Brief aushändigte. Überglücklich habe ich ihn gleich zu Beginn der Stunde den versammelten Zuhörern vorgelesen. Viele weinten mit mir vor Freude über die Rückkehr meines verlorenen Sohnes. Gott sei gepriesen und verherrlicht! Er ist noch immer ein Hörer und ein Erhörer des Gebets. Am Abend, als ich in einer anderen Versammlung sprach, las ich auch dort Ihr Schreiben vor, und auch hier wurden alle tiefbewegt durch die Botschaft, daß mein so lange verloren gewesener Sohn endlich gefunden worden war. Im Himmel aber haben die Engel Gottes jubelt, denn hat nicht unser Herr selbst gesagt: „Also wird Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen“? Ein alter Vater kann nun glücklichen Herzens zu seinem Gott sprechen: „Nun, Herr, entlässest Du Deinen Knecht

in Frieden“, denn Er hat mich den Reichtum Seiner Güte und Treue schmecken lassen.“

Soweit die Antwort des alten Herrn. Jedes seiner Worte bewies, wie dankbar er dafür war, daß Gott gnädig auf sein Rufen geantwortet hatte. Ja, „Er tut das Verlangen derer, die Ihn fürchten“. (Ps. 145, 19.) Vertrauen wir Ihm!

Den aber noch nicht seines Heils gewissen Leser möchte ich auf die Bedeutung des Wortes „Heute“ hinweisen. Wenn jener Soldat nicht sofort auf das Anklopfen des Einlaß begehrenden Heilands geantwortet hätte, wer weiß, ob es Satan nicht gelungen wäre, ihn noch fester zu umgarnen als vorher? Es ist so wichtig, *h e u t e* auf Gottes Stimme zu hören. Aufzuschieben ist immer bedenklich. „*H e u t e*, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht“, sagt die Heilige Schrift.

Draußen und drinnen

In einem einsamen Blockhaus der Provinz Nord-Dakota in den Vereinigten Staaten wartete eine Frau auf die Heimkehr ihres Mannes und ihrer beiden Kinder. Der Mann war Landmann und Schul-lehrer zugleich, d. h. im Sommer war er nur Landmann, aber im Winter unterrichtete er nebenbei die Kinder der weit zerstreut wohnenden Ansiedler des Bezirks im Lesen, Schreiben, Rechnen usw. Am Morgen dieses Februartages war der Vater bei schönem, klarem Winterwetter mit dem Pferdeschlitten, in dem die Kinder unter der großen, warmen Büffeldecke wohl verwahrt saßen, zu der etwa anderthalb Stunde entfernt liegenden Schule gefahren. Inzwischen hatte sich

eine schwere Wolkenwand vor die Sonne geschoben. Es hatte angefangen zu schneien. Aus dem anfänglich einfachen Schneefall war ein schwerer Schneesturm, ein sogenannter Blizzard, geworden. Wenn die Frau die Tür öffnete und hinauschaute, zog es wie eine weiße Wand an ihr vorüber. Immer wieder schaute sie hinaus, und immer wieder sah sie die schreckliche weiße Wand vorüberziehen. Höher und höher wurde der Schnee draußen. Es wurde später und später, und mit der zunehmenden Dunkelheit nahm die Sorge der wartenden Gattin und Mutter zu. Alles war für die Heimkehr ihrer Lieben gerichtet, aber sie kamen nicht. Die ganze Nacht wartete die arme Frau unter Bangen und Beten. Die Stunden verstrichen in quälender Langsamkeit. Aber kein Glöcklein kündete das Nahen des Schlittens. Alles blieb totenstill. Mit dem grauenenden Morgen endlich flaute der Sturm ab. Die Sonne wurde wieder sichtbar und beleuchtete ein weißes glitzerndes Schneefeld. Wohin das Auge blickte — Schnee, Schnee, Schnee. Und merkwürdig, neben der Tür hatte sich ein Schneehaufen gebildet, der noch über die gewaltige Schneefläche herausragte. Was mochte das sein?

Die müde Frau nimmt einen Spaten und beginnt, den Schneehaufen zu untersuchen. Sie scharrt und gräbt, bis sie schließlich auf etwas Hartes stößt. Vorsichtig arbeitet sie weiter. Kleider, ein menschlicher Körper kommen zum Vorschein. Sie stößt einen Entsetzensschrei aus. Der da liegt — kalt, tot, erfroren, ist ihr Mann. Einer Ohnmacht nahe sinkt die Frau in die Knie. Aber sie rafft sich wieder auf. Der Gatte ist tot! Aber vielleicht sind die Kinder noch am Leben. Es fällt ihr auf, daß der Tote ohne Überzieher ist.

Sicherlich hat er ihn ausgezogen, um eins seiner Kinder damit zuzudecken. Die Mutterliebe gibt der Frau übernatürliche Kräfte. Fieberhaft arbeitet sie weiter. Dann stößt sie wieder auf Hartes. Es ist das ältere



Kind, ein Junge, auch er ohne Mantel. Vielleicht hat er ihn ausgezogen, um ihn dem Schwesterchen zu geben. Auch in dem Knaben ist kein Leben mehr. Er liegt, als ob er schlafe, aber es ist der Schlaf des Todes. Der Leser erspare mir eine weitere Beschreibung! Sie könnte doch nur von der Phantasie gegeben werden, denn die arme Mutter war in ihrem späteren Le-

ben nur noch zu abgerissenen, unzusammenhängenden Schilderungen imstande. Sie hat an jenem Morgen auch noch den Liebling der Familie, ihr Töchterchen, aus dem Schnee ausgegraben. Es saß da, warm zugedeckt, mit dem Kopf gegen die Küchenwand gelehnt. Auch hier war das Leben entflohen. Das Pferd wurde später, etwa 20 Kilometer von der Hütte entfernt, gefunden, ebenfalls erfroren. Über die näheren Vorgänge weiß man nichts, da ja keiner der Schlitteninsassen nach dem Verlassen der Schule gegen einen Fremden den Mund aufgetan hat. Waren sie freiwillig ausgestiegen? Hatte das Pferd den Schlitten umgeworfen und war weitergerannt, wer weiß es?

Meine Eltern haben die arme Frau gekannt. Immer sprach sie davon, daß nur die Wand zwischen ihr und ihren Lieben gewesen sei, und sie es nicht gewußt habe.

Weshalb teile ich diese Begebenheit mit? Sie ist vielleicht nicht alltätlich, aber das Ende ist so unbefriedigend, die Gründe für ein nach menschlichem Urteilen blindes Wüten des Schicksals sind so undurchsichtig, daß hier nur die Überschrift passen würde: „G o t t e s W i l l ’ h a t k e i n W a r u m“. Geben wir uns daher auch keine Mühe, nach diesem Warum zu fragen.

Der Vorgang, der mir mehr als einmal von meinem Vater erzählt worden ist, soll mir einfach als Gleichnis dienen, an Hand dessen ich mir gestatten möchte, ein Wort an Herz und Gewissen meiner Leser zu richten. Und zwar möchte ich die Hauptbedeutung dieses Gleichnisses darin sehen, daß tatsächlich nur ein Schritt den Vater samt seinen beiden Kindern von dem warmen Heim mit seiner Geborgenheit trennte.

Die Tragik der Begebenheit liegt darin, daß alle drei hinter der Wand des eigenen Hauses Schutz gefunden hatten, aber dieser Schutz war trügerisch. Die Wand trennte sie von dem Drinnen, wo es warm und gut und sicher war. Draußen lauerte der eisige Tod.

Die regelmäßigen Leser der „Samenkörner“ wissen, daß unsere Erzählungen nicht Selbstzweck sind. Sie wollen alle einen ganz bestimmten Dienst tun, d. h. sie wollen ein Wegweiser zu Christus sein. Auch diese Begebenheit. Veranschaulicht sie nicht den krassen Gegensatz zwischen draußen und drinnen?

Das Draußen in geistlicher Hinsicht ist der Platz außerhalb Christus. Der Herr Jesus sagte einmal zu Seinen Jüngern: „Außer mir, d. h. außerhalb, getrennt von mir, könnt ihr nichts tun“. Auf Grund der Schrift haben wir ein Recht, zu sagen: Außer Ihm, d. h. außerhalb, getrennt von Ihm, gibt es keine Sicherheit. Nur wer in Christus geborgen ist, ist in Wahrheit geborgen. Wer nicht in Christus geborgen ist, ist verloren. Der eine steht drinnen, der andere draußen. Das sind Gegensätze, größer als Feuer und Wasser. Denn das Feuer kann vom Wasser erstickt werden, und Feuer kann unter Umständen Wasser auflecken. Aber nie kann Draußen ein Drinnen werden und umgekehrt. Ein Mensch außerhalb Christi ist und bleibt verloren, und ein Mensch in Christus ist und bleibt errettet. Was hätte der arme Vater darum gegeben, wenn er mit seinen beiden Kindern die rettende Tür zum Innern seines Hauses gefunden hätte? Aber keine helfende Hand streckte sich ihm entgegen. Der furchtbare Schneesturm blendete seine Augen. Kein Lichtstrahl durchdrang die finstere Nacht. Keine

Stimme war da, die ihm zum letzten rettenden Schritt den Weg gewiesen hätte.

In unserem Lande hat der Mensch es nicht schwer, die Tür zu finden, die zu Christus führt und damit aus dem Draußen ins Drinnen. Denn hell strahlt das Licht der Evangeliums-Botschaft. Manche Stimmen laden zum Eintreten, und rettende Hände strecken sich dem Umherirrenden entgegen.

Ach, daß so viele sind, die sich von diesem Licht nicht erleuchten lassen, die auf diese Stimmen nicht hören und die hilfreiche Hand nicht ergreifen wollen! Und wie oft ist nur ein Schritt zwischen Draußen und Drinnen, zwischen Tod und Leben!

Als einst der Gefangene Paulus in Cäsarea dem Herodes Agrippa die machtvolle Kunde brachte von dem gestorbenen und auferstandenen Gottes- und Menschensohn Jesus Christus, da antwortete schließlich der König, offenbar tief getroffen: „In kurzem überredest du mich, ein Christ zu werden“, oder: „Es fehlt nur wenig, so überredest du mich, ein Christ zu werden“. Aber wir hören nichts davon, daß er ein Christ geworden ist.

Als einst ein Schriftgelehrter Jesus um Auskunft bat, welches das erste Gebot von allen sei, und er dann nach erteilter Antwort in schöner Weise die Worte des Herrn bestätigte, durfte er aus dem Munde des Herzenskenners die Worte vernehmen: „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes“. Aber keine Schriftstelle kündigt, daß der Mann wirklich ins Reich Gottes eingegangen ist.

Als bei einer anderen Gelegenheit ein reicher, liebenswürdiger Jüngling, ein Oberster der Juden, dem Herrn das viele Gute aufzählte, das er in seinem

Leben getan hatte, und er darauf die sicherlich nicht erwartete Antwort hören mußte: „Eines fehlt dir; geh hin, verkaufe, was irgend du hast, und gib es den Armen . . . und komm und folge mir nach“, da ging er traurig hinweg, und es wird uns nicht berichtet, daß er je in seinem Leben zurückgekehrt ist.

Der entscheidende Schritt — um den handelt es sich.

Spurgeon erzählt von einem Manne, der seine Abendversammlungen zu besuchen pflegte. Eines Abends stand der Betreffende während des Vortrags auf und ging hinaus. Ein anderer folgte ihm und erkundigte sich, warum er weggehe. Er antwortete: „Ich fürchte, daß ich zur Bekehrung komme, wenn ich diesen Versammlungen noch länger beizuhne. Aber das könnte ich nicht ertragen, denn es hieße, einen ganz anderen Menschen aus mir machen und alles völlig umkehren.“ Auf die Bitte des anderen ging er dann doch wieder zur Versammlung, Abend für Abend. Aber es blieb, wie es war. Er bekannte, starke Eindrücke empfangen zu haben, aber den entscheidenden Schritt tat er nicht.

Ich wiederhole, es ist der entscheidende Schritt, um den es sich handelt. Dieser Schritt muß gemacht werden. Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen solchen, die unversöhnt mit Gott sterben, ohne daß sie je in ihrem Leben ein klares Evangelium gehört hätten, und solchen, denen das Licht des Evangeliums immer wieder leuchtet, die sich aber nicht entscheiden können, den Schritt von Draußen nach Drinnen zu tun. Die Gründe zum Hinausschieben der letzten Entscheidung mögen sein, welche sie wollen. Sicher ist, daß alle, die den Weg zu Christus kennen, die oft vor der Tür

gestanden, aber immer wieder gezögert haben, einzutreten, eine entsetzlich große Verantwortung auf sich laden. Bei ihnen besteht auch die Gefahr, daß sie am Ende ihres Lebens, wenn der Tod an sie herantritt, eintreten wollen, aber nicht mehr können. Die Gelegenheit ist verpaßt worden. Die Tür ist geschlossen. Sie müssen draußen bleiben, draußen für immer.

Ein Arzt trat zu einem sterbenden Kranken.

„Sagen Sie mir, daß ich nicht sterben werde“, rief der Kranke, „ich will nicht sterben.“

„Mein armer Freund“, lautete die Antwort, „ich darf es Ihnen nicht verhehlen: Ihre Seele wird in kurzem bei Ihrem Gott sein.“

„Bei meinem Gott? Ich habe keinen Gott als die Welt. Ich habe frühere Eindrücke verwischt und gegen meine Überzeugung gehandelt. Ich habe mich gegen Gott gewehrt und den Bitten meiner Mutter widerstanden. Und nun sagen Sie mir, daß ich sterben muß? Wissen Sie, Doktor“, setzte er mit heiserer Stimme hinzu, „was das für mich bedeutet? Wenn ich sterbe, fahre ich zur Hölle. Nehmen Sie das Wort zurück! Sagen Sie mir, daß ich nicht sterben werde; denn ich kann, ich will nicht sterben. Vater, du hast mich diesen Weg geführt. Hörst du, Vater, daß ich sterben muß? Ich will nicht sterben!“ Und dann kamen Lästerworte über die fieberverbrannten Lippen, die zu schrecklich sind, um niedergeschrieben zu werden. Kein Wunder, daß die arme Mutter ohnmächtig zusammenbrach, und daß sich auf der Stirn des ungläubigen Vaters dicke Angstschweißtropfen sammelten. Was mußte es für diesen Mann sein, als sein begabter Sohn nach lästerlichen Flüchen als Leiche in die Kissen sank!

„H e u t e , wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!“ Mit diesen Worten schloß der vorige Aufsatz. Der Mann, von dem jene Begebenheit berichtet, hatte gehört und war der Stimme gefolgt — zu seinem ewigen Heil. Möge sein Vorbild als Beispiel dienen! Es ist furchtbar, wenn einst von dem und dem gesagt werden muß: „Er hat um den Preis seiner Seele geirrt“.

Lasset uns mit Danken vor Sein Antlitz treten!

In einer Stadt, die ich gut kenne, so erzählte einmal der in Hamburg gestorbene Baron Jasper von Derken, ist ein Siechenhaus, in welchem eine Anzahl alter und altersschwacher Leute Aufnahme gefunden haben. Diese Leute hatten immer sehr viel zu klagen und zu seufzen, bald über ihren Aufenthalt im Haus, über die Wohnung, die Betten, bald über Essen und Trinken und über was nicht alles. Kurz, unzufriedenes Klagen und Murren war in jenem Siechenhause an der Tagesordnung. Da fügte es sich, daß eine neue Schwester als Vorsteherin in das Haus kam, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte. Eine Weile hörte sie dem Klagen und Seufzen zu. Dann aber rief sie eines Tages die Insassen des Hauses zusammen und sagte zu ihnen:

„Hört einmal, ihr lieben Alten, ich höre, ihr habt vom Morgen bis zum Abend so viel über euer hartes Los und über allerlei zu klagen und zu seufzen, was euch nicht gefällt, und was ihr anders haben möchtet.

Ich will euch darin nicht stören, aber ich möchte euch doch einen Vorschlag machen. Sollten wir nicht wenigstens alle vier Wochen eine Stunde ansetzen, wo ihr einmal das Klagen und Murren laßt, und wir auch einmal für das danken, was wir alles noch Gutes haben?“

Den Alten kam es zwar merkwürdig vor, daß es noch etwas geben sollte, wofür sie zu danken hätten; aber der Vorschlag der Schwester brachte immerhin etwas Abwechslung in das stete Einerlei ihres Siechenhauslebens, und so wurde er angenommen. Tag und Stunde wurden festgesetzt, und mit Spannung sahen die Hausbewohner der ersten „Dankstunde“ entgegen.

Sie kam.

Nachdem ein Lied gesungen war, forderte die Schwester die Anwesenden auf, mit ihr zu beten, und nun fing sie an, dem Herrn zu danken für alles, was Er ihnen an Leib und Seele Gutes gegeben, für alles, was Er für sie getan in dem großen Werk der Erlösung, für alles, was Er ihnen an Gesundheit und körperlicher Kraft geschenkt, auch für das, was Er ihnen im Hause an Obdach, Kleidung und Nahrung täglich beschere, und was so viele Arme um sie her nicht hätten, usw. Nachdem sie geschlossen, fragte die Schwester, ob nicht jemand von den Anwesenden etwas hinzuzufügen habe; sie werde gewiß manches vergessen haben, wofür auch noch zu danken wäre. Aber die Alten wußten nichts mehr, und so wurde die erste Dankstunde, die eigentlich noch keine Stunde gedauert hatte, geschlossen. Vor dem Auseinandergehen fragte die Schwester, ob nun auch in vier Wochen wieder eine solche Dankstunde sein solle. Ein „Ja“ von allen Seiten war die Antwort. Es war den Leuten immerhin

mindestens interessant gewesen, zu sehen, wieviel Dinge es gebe, für die man danken könne.

Als die nächste Stunde kam, hatte der eine und andere der Hausbewohner sich sogar auf etwas besonnen, was die Schwester das vorige Mal vergessen hatte, und wofür man gleichfalls zu danken hätte. Das wurde natürlich gern in das Dankgebet aufgenommen. So wuchs der Stoff zum Danken von Stunde zu Stunde, und es dauerte nicht lange, da fanden die Alten, daß eine Dankstunde alle vier Wochen doch eigentlich zu wenig sei. Man müßte wenigstens alle vierzehn Tage eine solche halten. Die Schwester war's selbstverständlich gern zufrieden, und so gab's jede zweite Woche eine Dankstunde. Aber auch dabei blieb's schließlich nicht. Die Alten meinten, solch eine Dankesstunde sei doch gar zu schön, und es sei allzu schade, daß dieselbe nur alle vierzehn Tage sein sollte; warum nicht jede Woche? Natürlich hatte die Schwester auch dagegen nichts einzuwenden, und so war kurz zuvor, ehe ich hinkam, eine wöchentliche Dankstunde eingerichtet worden. Und was war die Folge? Das ganze Haus war wie umgewandelt. Der mürrische Ton und das immerwährende Klagen und Seufzen waren sozusagen völlig verschwunden, und ein zufriedener, fröhlicher Geist war eingekkehrt.

König Alfonso von Arragonien, der ums Jahr 1450 regierte, war ein frommer Mann und hielt streng auf christliche Zucht und Sitte an seinem Hofe. Es tat ihm daher leid, als er in Erfahrung brachte, daß die jungen Edelleute, die an seinem Hofe Pagendienste verrichteten, sich zu Tisch setzten, ohne zu beten. „Warum“, hatten sie gesagt, „sollen wir um das bit-

ten, was wir schon haben, und warum sollen wir Gott danken für das Brot, das wir vom König bekommen?“

Eines Tages wurden alle zur Tafel des Königs befohlen. Als sie in den Saal traten, empfing sie der König mit großer Freundlichkeit, hieß sie an der Tafel Platz nehmen und unterließ bei dieser Gelegenheit selbst, das Tischgebet zu sprechen. Während nun die Pagen sich's gut schmecken ließen, öffnete sich plötzlich die Tür, und herein trat — auf Befehl des Königs — ein alter, zerlumpter Bettler, der mit der größten Dreistigkeit sich ohne weiteres zu Tisch setzte, seinen Teller mit allem, was ihm behagte, füllte und es mit Gier vertilgte. War er mit einem Gericht fertig, so fing er mit dem nächsten an und benahm sich die ganze Zeit so, als ob alles ihm gehöre. Die Pagen waren anfangs starr vor Staunen über den unverschämten Menschen, der es wagte, in Lumpen sich an die königliche Tafel zu setzen, ohne auch nur den König anzusehen und ihn um Erlaubnis zu bitten. Sie waren so erbittert, daß sie aufstanden und den Bettler hinausgeworfen hätten, wenn nicht Alfonso ihnen befohlen hätte, sich ruhig zu verhalten. Endlich war der Alte satt. Er wischte sich den Mund und verließ den Saal ohne ein Wort des Dankes. Ebenso roh und ungehobelt, wie er gekommen, ging er auch wieder weg.

Aber kaum hatte die Tür sich hinter ihm geschlossen, da machten die Pagen in schroffen Worten ihrem Unwillen Luft. Sie nannten den Mann einen Tölpel und Grobian, der seinesgleichen in ganz Spanien nicht habe, und meinten, er müsse streng bestraft werden. Jetzt aber erhob sich König Alfonso und sagte:

„Ihr zürnt diesem unglücklichen Manne wegen seines ungehobelten und undankbaren Benehmens,

und doch hat er nur einmal in seinem ganzen Leben getan, was ihr alle Tage mehrmals tut. Ihr seid Gott gegenüber noch viel geringer, als dieser Bettler es mir gegenüber ist, und doch setzt ihr euch alle Tage zu Tisch, ohne dem himmlischen König ein Wort zu sagen, und wenn ihr satt geworden seid, dann wischt ihr euch den Mund, aber ihr habt kein Wort des Dankes für Ihn, von dem alle guten Gaben kommen. Hat Gott nicht Grund, euch Undankbaren ebenso zu zürnen, wie ihr dem undankbaren Bettler zürnt?“

Arm und reich

Eine Christin erzählt:

Ich wurde einmal von einer vornehmen Dame gebeten, sie zu besuchen. Als ich die marmorne Treppe ihres Hauses hinaufstieg und die großartigen Gemälde und Statuen sah, fragte ich mich: Ob die Frau wohl innerlich so reich ist, wie sie es äußerlich ist? Ich brauchte nicht lange auf Antwort zu warten. Die Besitzerin so vieler Herrlichkeiten kam zu mir ins Zimmer, setzte sich neben mich und sprach unter Tränen mit mir über die Not ihres Herzens. All ihre Reichtümer samt ihrem hohen Stand hatten ihrem Herzen keine Freude gebracht.

An einem anderen Tage ging ich aus, um eine arme, blinde Frau zu besuchen. Es war ein dunkler, regnerischer Tag. Als ich zu ihr in die dürftig ausgestattete Stube trat, und sie mich aus ihren lichtlosen Augen ansah, fragte ich sie: „Sind Sie nicht sehr übel daran? Sie tun mir von Herzen leid.“ Da antwortete sie: „Was, ich übel daran? Nein, Sie brauchen mich nicht zu bemitleiden. Ich bin glücklich. Ich bin ein Kö-

nigskind und auf dem Wege zu den Wohnungen des himmlischen Vaterhauses. Ich bin voller Freude.“

Ich denke, es ist ohne weiteres klar, weshalb ich diese einfachen Beispiele mitteile. Die arme Frau hatte Christus in ihr Lebensschiff genommen, und unter Seiner Leitung fuhr es durch die stürmischen Wellen still und sicher dem Hafen der ewigen Ruhe zu. Sie war reich in der Nachfolge ihres Heilands.

Die reiche Frau kannte Christus nicht. So fehlte ihrem Leben der wahre Reichtum, und die Ewigkeit lag dunkel und gefahrdrohend vor ihr. Sie war, obwohl reich, in Wahrheit arm.

„Vergeltet niemand Böses mit Bösem!“

In der schottischen Reformationsgeschichte findet sich ein ergreifender Bericht aus dem Leben des Reformators und Märtyrers Georg Wishart. Dieser Mann predigte das reine Evangelium von der freien Gnade in der durch die Pest schwer heimgesuchten Stadt Dundee. Um an alle Einwohner zu gelangen, stellte er sich gewöhnlich zum Predigen auf eins der Stadttore. Innerhalb des Tores füllte sich der Platz mit Leuten aus allen Ständen, die vor der Ansteckung bewahrt geblieben waren, während sich vor dem Tor eine große Menge sammelte, Männer, Frauen und Kinder, die durch Krankheit und Tod der Ihrigen oder durch eigene vorangegangene Erkrankung sich von den übrigen Bewohnern der Stadt abgesondert halten mußten. Das verkündigte Wort brachte in den durch die Trübsal weich gewordenen

Herzen reiche Frucht, und viele wurden gläubig an den Herrn Jesus.

Das reizte die Feindschaft der Kirche, und ihre Würdenträger dürsteten nach Wisharts Blut. Ein fanatischer Priester namens Wigton ließ sich finden, um die Pläne des Kardinals auszuführen. Er mischte sich eines Tages unter die Menge, die der Verkündigung des Wortes zuhörte, und im Augenblick, als Wishart nach der Predigt über eine schmale Stiege seinen hohen Posten auf dem Tor verlassen wollte, trat der Mörder ihm entgegen. Aber noch ehe er seinen Dolch aus den Falten seines Kleides ziehen konnte, hatte Wishart seine Absicht erraten und fragte mit durchdringender Stimme:

„Freund, was hast du vor?“

Darauf zog der Reformator mit Sanftmut und doch mit hoher Würde die Mordwaffe aus dem Kleid seines völlig widerstandslos gewordenen Gegners hervor; dieser sank auf die Knie, bekannte seine böse Absicht und nannte auch den Kardinal, der ihn zu dieser Arbeit gedungen hatte.

Aber mit diesem Bekenntnis hatte er sich der Wut der Menge preisgegeben, die stürmisch sein Leben forderte. Wishart bat um Schonung, allein seine Stimme drang kaum durch die lauten Rufe der erregten Menge. Da plötzlich bot sich den Umstehenden ein seltsamer Anblick. Wishart schlug seine starken Arme um die zitternde Gestalt des Mannes und rief:

„Wer ihn antastet, tastet mich an! Er hat mir nicht geschadet, sondern hat euch und mir großen Nutzen gebracht, indem er uns gezeigt hat, was wir zu befürchten haben. Wir wollen in Zukunft wachsammer sein.“

Ein Drachenflug und seine Folgen

(Einem Freund aus Holland nacherzählt)

Auf dem nahen Kirchturm ertönten zwölf Glockenschläge. Die große Tür des Schulhauses öffnete sich, und die Kinder strömten heraus. Freude lag auf allen Gesichtern, denn am Nachmittag war schulfrei.

Wilhelm hatte einen neuen Drachen bekommen, nicht aus Papier, sondern aus blauem Seidenstoff, der unzerreißbar war. Das war ein Gesprächsstoff!

„Peter“, rief er seinem Freund zu, „heut’ Nachmittag lassen wir den Drachen fliegen. Du bist doch dabei, nicht?“

„Sicher, furchtbar gern. Ich will gleich Vater fragen.“

Vater war noch nicht zu Hause. So ging Peter zur Mutter und brachte seinen Wunsch vor.

„Ich erlaube es dir gern, mein Junge“, lautete der mütterliche Bescheid, „wenn Vater damit einverstanden ist. Sieh, da kommt er schon.“

Vater Becker kam gerade von der Arbeit, stellte sein Fahrrad in den Hof und trat von dort her zur Küchentür herein. Natürlich trug Peter ihm sogleich sein Anliegen vor, mußte aber zu seiner Enttäuschung hören:

„Ich gönne dir die Freude von Herzen, aber heute geht’s nicht. Du mußt mir einen wichtigen Brief nach Mühlbach besorgen.“

Damit war der Fall erledigt, und es freut mich, berichten zu können, daß Peter seine Enttäuschung schnell überwand. Nach dem Mittagessen steckte der Vater vor den Augen seines Sohnes zwei Geldscheine mit einem Begleitschreiben in einen Umschlag — es waren nach deutschem Geld etwa vierzig Mark —, schrieb die Adresse auf den Umschlag: Herrn Stein, Dorfstraße 39, und wickelte dann das Ganze in ein Stück Pergamentpapier. Peter machte sich sofort auf den Weg. Er hatte wohl eine Stunde zu gehen.

Er war noch nicht weit aus dem Ort heraus, da hörte er einen langen Pfiff. Aufblickend sah er seinen Freund Wilhelm. Er stand mit noch einem anderen Kameraden bei dem großen, blauseidenen Drachen.

„Peter, komm, komm schnell! Du mußt uns helfen. Sieh, welch ein großes Knäuel Rordel Fritß mitgebracht hat! Das gibt 'nen Spaß!“

„Kann nicht. Muß für meinen Vater nach Mühlbach.“

„Ach, dann komm doch wenigstens für einen Augenblick, bis wir ihn hoch haben! Dann kannst du ja gehen.“

O der blaue Drache! Peter konnte nicht aufhören, ihn zu bewundern. Eine gelbe Sonne war darauf gemalt. Den fliegen zu lassen, mußte eine Lust sein.

Peter, Peter, paß auf! Denk' daran, was du deinem Vater versprochen hast!

Leider vergaß Peter sein Versprechen. Schnell war er dabei, seinem Freund zu helfen. Es war nicht schwer, den Drachen in die Luft zu bekommen. Aber der Schweiß schien zu kurz zu sein. Unruhig stieß er hin und her. Plötzlich schlug er Purzelbaum, und bums! lag er auf der Erde.

Der Versuch wurde wiederholt, aber mit gleichem Erfolg. Die drei Jungen steckten die Köpfe zusammen.

„Der Schwanz ist zu leicht. Wir müssen ein Stück dranbinden. Wer hat Papier?“

Unwillkürlich faßte Peter in die Tasche. Vaters Brief knisterte in seiner Hand. Er zog ihn hervor.

„Hurra!“ riefen Wilhelm und Fritz, „das ist gerade, was wir brauchen. Gib her!“

„Nein“, wehrte Peter ab, „es geht nicht. Es ist ein Brief von Vater.“

„Was macht das denn? Wir rollen ihn zusammen und binden ihn fest. Da kann nichts passieren. Du kriegst ihn gleich wieder.“

Peter wehrte sich noch einen Augenblick, aber bald gab er nach. Der Gedanke, den schönen blauen Drachen mit der goldenen Sonne drauf in die Lüfte steigen zu sehen, war zu verlockend. Die leise mahnende Stimme seines Gewissens brachte er mit dem Gedanken zum Schweigen: „Ich laufe hinterher umso rascher“.

Der Brief wurde also fest an den Drachenschweif gebunden, und siehe da, nun ging's. Der Drache stieg in die Höhe, ruhig und sicher, höher und höher, so hoch, daß die aufgemalte Sonne zuletzt nur noch als kleiner heller Punkt erschien. Abwechselnd hielten die drei Jungen die dünne Leine. Das Knäuel war fast ganz abgewickelt.

Aber was war das? Der Himmel wurde mit einmal so dunkel. Ein eigenartiges Pfeifen ging durch die Luft. Eine schwarze Wolkenbank näherte sich mit großer Schnelligkeit. Sorge stand auf jedem Gesicht. So rasch es ging, wurde der Drache eingezogen. Dann

brauste es heran, wie es eben bei einem Gewittersturm zu geschehen pflegt. Die Jungen hatten Mühe, den Drachen zu halten. Plötzlich ein leises, fast unhörbares Knacken — die Leine riß, und der blaue Drache ging auf und davon.

Laut schrie Peter auf. „Mein Brief, mein Brief!“ Daß der schöne Drache verloren ging, war traurig genug. Aber was war es im Vergleich mit seinem Verlust!? Der Brief war fort, und mit ihm Vaters vierzig Mark!

Schluchzend ging Peter nach Hause. Was hatte er getan!? Wie konnte er, ein Junge von dreizehn Jahren, so leichtsinnig seines Vaters Eigentum aufs Spiel setzen!? Die Mutter geriet außer sich, als er ihr das Unglück erzählte.

„Peter, Peter, wie konntest du so töricht handeln!?“ rief sie weinend. „Wie lange hat Vater gespart, um die vierzig Mark zusammenzukriegen, die er während unserer letzten Krankheit hat leihen müssen! Und jetzt sind sie durch deinen Ungehorsam verloren!“ Sie konnte nicht weiter sprechen. „Geh in dein Schlafzimmer“, setzte sie einen Augenblick später hinzu. „Ich kann dich jetzt nicht mehr sehen. Was wird der arme Vater sagen!?“

Peter war ganz geknickt. Zusammengekauert saß er in seinem Zimmerchen und weinte. Einen solchen Tag hatte er noch nicht erlebt. Immer war er stolz darauf gewesen, Vaters lieber Junge zu sein. In der Schule war er der erste. Und jetzt saß er da — ein törichter Knabe, der etwas so Dummes getan hatte, daß man es fast nicht für möglich halten konnte, und — ein u n g e h o r s a m e r S o h n. Letzteres machte ihm am meisten zu schaffen. Wie sollte er nur seinem

Vater vor die Augen treten, der ihm stets so vertraut hatte!? Hier darf ich sagen, daß es weniger der Gedanke an die möglicherweise zu erwartende Strafe war, die Peter so tief bekümmerte, als vielmehr der Kummer, den er durch seinen Ungehorsam und sein unbedachtes Handeln den Eltern bereitete. In dieser Stunde begann Peter ein wenig davon zu verstehen, was S ü n d e ist. Er sagte sich: Wenn dieser eine Ungehorsam soviel Not und Herzeleid für die Eltern bedeutet, was müssen dann meine mannigfachen Verkehrtheiten für den heiligen Gott sein! Es wurde ihm bei seiner stillen Einklehr klar, daß das eigene Ich — Eigenwille, Eigenliebe und Überschätzung der eigenen Person — in seinem Leben eine weit größere Rolle gespielt hatte, als er bisher gedacht hatte. Manche Lüge war gerade infolge dieser Ichsucht über seine Lippen gekommen. Immer hatte er gesucht, sich selbst ins beste Licht zu stellen. Und je weiter er hierüber seine Gedanken spann, desto mehr erschrak er vor sich selbst und — vor Gott. Er vergaß beim Denken über diese Dinge ganz, was er von seiten des mit Recht zürnenden Vaters zu erwarten hatte. Schließlich kniete er vor seinem Bett nieder und betete unter Tränen:

„Lieber Gott, vergib mir meine vielen Sünden! Ich bin so böse. Laß doch des Heilands Blut auch für mich geflossen sein! Und, o lieber Gott, wenn Du Papa das Geld wiedergeben kannst, das durch meinen Leichtsinns verloren gegangen ist, so tu es doch!“

In Mühlbach, dem Nachbardorf, wohin Peter von seinem Vater geschickt worden war, wohnte Familie Kettler. Sie bestand aus dem noch jungen Ehepaar mit seinen zwei kleinen Mädchen. Kettler war

schon zwei lange Jahre arbeitslos, und trotz allen Suchens war es ihm bis zur Stunde nicht gelungen, irgendeine Beschäftigung zu finden. Auch an diesem Vormittag war er wieder unterwegs gewesen und traurig heimgekehrt.

„Alles Mühen, alles Schreiben umsonst!“ sagte er seufzend zu seiner Frau.

„Gottfried, verlier' den Mut nicht“, versetzte die Gattin, indem sie sich mühte, ein heiteres Gesicht zu zeigen. „Laß uns Gott vertrauen! Er kann, und Er wird auch helfen, wenn Seine Stunde gekommen ist. Ich hörte eben, daß in Appeldorf“ — das war der Ort, wo Peter wohnte — „wieder einige aus unserem Dorf Arbeit gefunden haben. Vielleicht versuchst du es dort auch einmal?“

„Ja, wenn du meinst, kann ich's ja tun. Laß uns eben essen, und dann will ich hinfahren. Wenn du willst, kannst du in einer Stunde mit den Kindern nachkommen. Das Wetter ist so schön. Wir treffen uns dann am kleinen Wäldchen.“

Gesagt, getan. Nach dem Essen fuhr der junge Gatte und Vater sogleich mit dem Rade fort, und etwa eine Stunde später machte auch Frau Maria sich auf den Weg. Es war ihr so leicht ums Herz, gerade als ob Gott an diesem Tage ihr vieles Beten erhören und ihrem Mann endlich die so sehnlichst gewünschte Anstellung geben werde.

Als Frau Kettler das genannte Wäldchen beinahe erreicht hatte, verschwand plötzlich die Sonne hinter einer Wolkenbank. Ein heftiger Wind kam auf. Ein Gewitter schien im Anzuge. Glücklicherweise hatte Frau Maria den Sportwagen bei sich, in welchem sie die kleinen Mädchen fahren konnte. So schnell wie

möglich setzte sie ihren Weg fort, um bei dem drohenden Gewitterregen Schutz unter den Bäumen zu haben. An dem Wäldchen angelangt, sah sie zu ihrer Freude ihren Mann auf dem Rade ankommen. Zugleich prasselte der Regen hernieder, so daß sie kaum Zeit hatten, eine geschützte Stelle im Wald zu suchen. Dicht aneinandergedrängt saßen sie da und warteten das Weitere ab. Der Mann sagte nichts, und die Frau sagte auch nichts. Nach einem Ergebnis seiner Fahrt zu fragen, wagte sie nicht, aus Furcht, eine neue Enttäuschung zu erleben. Allmählich wurde es heller, und dann brach die Sonne durch die Bäume.

„Was ist denn das?“ rief da Gottfried und sprang auf. In einem Baum vor ihnen hing ein blauer Drache, ganz zerzaust von Wetter und Wind. Sein langer Schweif, der im Winde hin und her wehte, war zum Greifen nahe. Es gelang Gottfried, das Endstück zu erwischen. Zu seinem Staunen sah er, daß es ein zusammengerolltes Stück Pergamentpapier war, was er in seinen Händen hielt. Er rollte es auseinander und fand einen Brief, zwar stark durchnäßt, aber doch mit deutlich lesbarer Aufschrift.

„Hast du je so was gesehen, Maria?“ rief er seiner Frau zu. „Hängt da ein richtiger Brief an dem Drachenschwanz! Und schau her, er ist an Herrn Joh. Stein in unserem Dorf gerichtet. Was soll man dazu sagen?“

Beide standen vor einem Rätsel, das zunächst unlösbar schien. Nach Hause zurückgekehrt, beeilte Gottfried sich, den auf so merkwürdige Weise erhaltenen Brief dem Empfänger zu übermitteln. Herr Stein war nicht wenig überrascht. Seine Verwunderung erreichte den Höhepunkt, als er den Brief öffnete

und darin vierzig Mark fand: Er bat den außergewöhnlichen Briefträger, am nächsten Morgen noch einmal zu ihm zu kommen, um ihm die Begebenheit nochmals in Ruhe zu berichten. Dann ging er an den Fernsprecher, ließ sich mit Appeldorf verbinden und bat, Herrn Becker an den Apparat zu rufen.

Dieser war gerade heimgekehrt, und seine Frau hatte ihm bereits das Vorgefallene unter Tränen erzählt.

„Ach, Herr“, seufzte er, „wie dankbar war ich, daß ich meine Schulden bezahlen konnte! Wie habe ich mich angestrengt, um endlich soweit zu sein! Und nun ist alle Mühe und Arbeit umsonst!“

Da kam der Nachbar und rief ihn an den Fernsprecher.

„Hier Stein. — Hier Becker!“

„Ich wollte Ihnen nur eben sagen, daß ich Ihren Brief mit den vierzig Mark richtig erhalten habe. Herzlichen Dank für die Zusendung! Wie der Brief in mein Haus gekommen ist, erzähle ich Ihnen später. Auf Wiedersehn!“

Vater Becker glaubte nicht recht zu hören. Die Kunde war so wunderbar, daß es ihm beinahe erging wie jenen Betern in Jerusalem, die anhaltend um die Befreiung des geliebten Apostels Petrus zu Gott gerufen hatten und die dann, als er in Person vor ihnen stand, nicht glauben konnten, daß Gott ihr Rufen gehört und beantwortet hatte. Aber das Geld mußte ja da sein. Herr Stein hatte es selbst gesagt. Mit einer Stimme, die vor Freude und Rührung zitterte, teilte er seiner Gattin die frohe Kunde mit.

Als diese das erste Staunen überwunden hatte, fragte sie:

„Willst du jetzt nicht zunächst zu Peter gehen? Er ist in seinem Zimmer und weint.“

Er folgte dem Rat und fand den Jungen in einer Verfassung, die ihn rührte.

„Papa“, rief Peter, des Vaters Knie umfassend, „wie war es nur möglich, daß ich so leichtfertig vergessen konnte, was du mir aufgetragen hast! Kannst du mir vergeben? Ich habe sehr, sehr böse gehandelt und habe das auch dem Herrn Jesus bekannt. Kann Er mir wohl vergeben, auch wenn das Geld nicht wiedergefunden wird?“

Bewegt schaute der Vater seinem Sohn in die groß und ängstlich auf ihn gerichteten Augen. Er sah, es war nicht die Furcht vor den Folgen seines Tuns, die Peter so sprechen ließ, sondern die Trauer über die Sünde.

„Mein Junge“, erwiderte er, „wenn es so steht, will ich dir gern vergeben. Es war freilich sehr leichtsinnig, ja unrecht von dir, zu handeln, wie du getan hast, denn du wußtest, daß in dem Brief vierzig Mark waren, für die dein Vater mehr als eine Woche hat arbeiten müssen. Aber wenn du deinen Fehler wirklich verurteilst, habe ich nichts weiter zu sagen. Und der Herr Jesus wird sicher der Trauer deines Herzens begegnen, denn Er hat gesagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. Sein Blut floß für jede Schuld. Er ist auch für dich am Kreuz von Golgatha gestorben.“

Peter schaute den Vater an, warf sich ihm an die Brust und flüsterte:

„Papa, ich danke dir.“

Darauf erzählte der Vater seinem Sohn, was Herr Stein ihm soeben am Fernsprecher gesagt hatte.

Einen Augenblick sah Peter den Vater ungläubig an. Dann sagte er:

„Papa, wenn das möglich ist, dann ist es auch vielleicht möglich, daß der Herr Jesus mich lieb hat, und daß Er mir auch vergibt.“

„Daß der Herr Jesus dich lieb hat, Peter“, erwiderte der Vater, „ist sicher. Aber der Beweis dafür liegt nicht darin, daß Er über den Brief gewacht und ihn in die richtigen Hände gebracht hat — so wunderbar uns das auch erscheinen mag —, sondern in der großen und herrlichen Tatsache, daß Er am Kreuz für Sünder gestorben ist, und daß Gott dieses Opfer angenommen hat.“

Peter nickte. Er sah ein, daß das Wort Gottes der Fels ist, der allein einen festen Grund gewährleistet, und in diesem Wort steht zu lesen: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben“.

Am Tage nach den eben mitgeteilten Ereignissen saß Gottfried Kettler dem Herrn Stein in dessen Wohnung gegenüber und erzählte ihm noch einmal ausführlich, auf welche Weise er in den Besitz des Briefes gelangt war.

„Was wollten Sie denn eigentlich in Appeldorf?“ fragte Herr Stein auf einmal unvermittelt.

„Meine Frau hatte mir gesagt, es bestehe dort die Möglichkeit, Arbeit zu finden.“

„Sind Sie arbeitslos?“

„Ja leider, und das schon seit zwei Jahren.“

„Was haben Sie denn früher getan?“

„Ich war als kaufmännischer Angestellter beschäftigt. Aber das Geschäft ist eingegangen. Heute wäre ich für jede Arbeit dankbar.“

Herr Stein schaute eine Zeitlang sinnend vor sich hin. Dann blickte er auf, und während sein Auge prüfend auf seinem Gegenüber ruhte, sagte er:

„Die Vorgänge von gestern zeigen mir aufs neue, daß es bei Gott keinen Zufall gibt. Alles liegt in Seiner Hand, auch das, was uns völlig verborgen ist. Der kleine Peter wird den Tag nicht so rasch vergessen. Wer weiß, ob er ihm nicht etwas für das ganze Leben gibt? Ich selbst bin um eine kostbare Erfahrung reicher geworden. Und Ihnen will Gott, wie ich glaube, zu einer Beschäftigung verhelfen.“

Kettler schaute den Sprecher fragend an.

„Wollen Sie in meinem kleinen Geschäft die Kontorarbeiten übernehmen?“ fuhr Herr Stein ruhig fort. „Ein hohes Gehalt kann ich Ihnen freilich nicht zahlen, aber ich denke, daß es zum Unterhalt reichen wird.“

An diesem Tage gab es in Mühlbach zwei glückliche Leute. Als Kettler seiner Frau Bericht erstattet hatte, nahm er seine Bibel und las mit ihr den 34. Psalm, und ihre Herzen sprachen Amen zu dem Wort des Psalmisten:

„Dieser Elende rief, und der Herr hörte, und aus allen seinen Bedrängnissen rettete Er ihn.“ J. J.

Es ist ein Schnitter!

In goldenen Bogen steht das Korn. Ein Rauschen geht durch die Felder, wenn der Wind darüber streicht. Die Ähren neigen sich, ernteschwer. Morgensonne strahlt vom tiefblauen Himmel. Und nun nahen feste Schritte, und ein Lied klingt auf. Die Schnitter kommen, die Sensen geschultert. Die Arbeit

beginnt. Die blitzenden Sensen rauschen durch die Ähren. Die neigen sich und fallen zu Tausenden. Goldene Ähren, ihr müßt sterben. — Seid ihr traurig darüber? Mir ist, als antworteten sie: „Nein, denn unser Sterben ist kein Ende. Wir sterben, um eben dadurch nutzbar zu werden dem Menschengeschlecht.“ Und die Ähren erzählen mir im Fallen weiter die alte Geschichte vom Sterben und Vergehen, um neu zu werden, von dem ewigen Wandel des Lebens. — Und der Schnitter schneidet weiter und grämt sich nicht über die tausend fallenden Ähren. Er steht im Dienst und handelt, ewigem Gesetz gehorchend.

Und ich denke an den anderen Schnitter, der ernst und ungesehen durch das blühende Land schreitet und seine Sense schwingt, einem höheren Auftrag folgend. In meinen Ohren klingt das Volkslied: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod, hat Gewalt vom großen Gott. Bald wird er dreinschneiden, wir müssen's leiden.“ Und ich sehe ihn im Geiste schreiten durch die Reihen der Lebenden, mit der furchtbaren Sense Liebe trennend und Leid bringend nach unerforschlichem Gesetz. Und ich denke an die vielen jungen Menschenblüten, die er schnitt, ohne zu fragen, ob es ihnen recht war. Vor meinem Geiste steht jüngst Erlebtes: Ich sehe noch das schmucke Flugzeug, wie es sieghaft durch die blauen Lüfte über die Heide strich. Wir sahen ihm bewundernd nach und sprachen von den kühnen jungen Menschen, die sich dem stolzen Vogel so frohgemut anvertrauten. Da plötzlich hören wir die Maschine stöhnen wie ein verwundetes Tier. Ein Erschrecken packt uns. Wir eilen und sehen mit Grauen, wie das Flugzeug hin und her schwankt und brennend in die Tiefe stürzt. Ein Schweigen dann — hinter

den Bäumen eine Rauchsäule. Zwei junge, blühende Männer waren verbrannt, wie wir später erfuhren. — „Es ist ein Schnitter, der heißt T o d ...“

Unentrinnbar bist auch du diesem Schnitter verfallen. — Heute? Morgen? Wann? Niemand weiß es! Du kannst ihm nicht entrinnen. Menschenkind, bedenke: Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht! Bist du eine volle, fruchteschwere Ahre, die fröhlich der großen Ernte entgegenreift, und weißt du, daß dein Leben nicht aus ist mit dem Schnitt? Die vollen Ähren, den Weizen, sammelt nach Gottes Wort der Herr in Seine Scheunen; sie sind eine Frucht für Ihn. Aber die leeren, „die Spreu, wird Er verbrennen mit unauslöschlichem Feuer“. Das ist ein furchtbar ernstes Wort. Verbrennen mit unauslöschlichem Feuer! Darum trachte danach, eine fruchttragende Ahre zu werden! Durch Gottes Gnade ist das möglich. Dazu starb Christus am Kreuz. Er ruft dich, dich, du Mensch, der du das liest. Jesus Christus fordert auch dich in Seine Nachfolge, heute, da du noch atmest und lebst. Lege dein Leben in Seine Hand! Er wird es fruchtbar machen, reich und segensschwer. Dann brauchst du den Tag der Ernte nicht zu scheuen. Du wirst ja gesammelt in Seine Scheune. Dort gibt es wieder Leben, ewiges, reiches, herrliches Leben. Wer dieses Leben hat, braucht den Schnitter Tod nicht zu fürchten, sondern kann singen, wie es in dem Volkslied zum Schluß heißt: „Trutz, Tod! Komm her, ich fürcht dich nit, trutz! Komm und tu dein' Schnitt! Wenn er mich verlezet, so werd ich versezet, ich will es erwarten, in' himmlischen Garten.“ —

M. Maquet.

Die Macht des Kreuzes

„**S**chnell, schnell die Stadttore geschlossen! Laßt zu den Wächtern! Sie sollen die Ausgänge bewachen und niemand durchlassen, bis wir mit den Fremden aufgeräumt haben!“

Diese Botschaft durchlief eines Tages die Straßen der Stadt Haiderabad.

Wir befanden uns auf einer Evangeliumsreise in Britisch Indien im Staate Haiderabad, der ersten, die überhaupt durch das Reich des Nizam gemacht worden war.

Vom frühen Morgen an waren wir unterwegs gewesen, in Städten und Dörfern die Gute Botschaft von Jesus verkündigend, bis wir gegen Mittag, als der Tag am heißesten war, vor den Toren der Hauptstadt anlangten, wo wir außerhalb der Stadtmauer unser Lager aufschlugen.

Gegen drei Uhr nachmittags gingen meine vier eingebornen Gehilfen in die Stadt hinein und boten auf den Straßen Schriftteile und Traktate zum Kauf an. Ich wollte, sobald die Hitze etwas nachgelassen hatte, nachkommen. Als ich durchs Tor trat, kamen meine Freunde mir entgegengeläufen, hinter ihnen eine schreiende und schimpfende Menge. Auf mein Fragen — ich unterhielt mich mit meinen Getreuen in der Tamil-Sprache, die von der Menge nicht verstanden wurde — erfuhr ich, es sei gefährlich, innerhalb der Stadt irgend etwas zu tun. Sie erzählten mir, wie alsbald, nachdem sie einige Evangelien und Schriften an Mohammedaner und Hindus verkauft hätten, eine große Erregung entstanden sei. Da einige

Bändchen in ein gelbliches, lederfarbenes Halbleinen gebunden waren, hatten die mohammedanischen Führer ihre Gläubigen durch Boten, die sie durch die Straßen sandten, öffentlich warnen lassen, die Bücher anzurühren, da sie in Schweinsleder gebunden seien. Zugleich hatten Brahmanen schnellstens zu den Hindus gesandt und ihnen sagen lassen, sie möchten sich hüten, sich durch die Bücher, die in Kalbsleder, die Haut der geheiligten Kuh, gebunden seien, zu verunreinigen. So war es nicht nur mit dem Verkaufen schnell zu Ende gewesen, sondern die Menge war auch aufgestachelt worden, die Känder fremder Götter aus der Stadt zu jagen.

„Habt ihr mit den Leuten gesprochen und ihnen von Jesus gesagt?“ erkundigte ich mich.

„Nein, wir haben nur einige Bücher und Traktate verkauft.“

„Dann müssen wir ihnen jetzt vor allen Dingen Jesus verkündigen. Ich jedenfalls werde zum Marktplatz gehen und versuchen, dort zu den Leuten zu reden. Es ist euch freigestellt, ob ihr mitgehen wollt oder nicht.“

„Wir werden mit dir gehen“, erklärten meine vier Eingeborenen wie aus einem Munde.

Die Menge war stehen geblieben und hatte sich, als sie den Ausländer in einer ihnen unverständlichen Sprache reden hörte, ruhig verhalten, gespannt der Dinge harrend, die sich weiter zutragen würden. Gelassen, mit gemessenen Schritten gingen wir die Straße, die zum Markt führte, wo die Hauptstraßen sich kreuzten. Die Menge folgte uns und wuchs fort und fort an. Auch von den Brahmanen und mohammedanischen Führern schlossen sich manche dem

Zuge an, offenbar neugierig, was der so kühn allen voran die Straße hinaufschreitende Fremde im Schilde führen mochte. Der Marktplatz lag im Stadtzentrum und war teilweise von einem großen, von gemauerten Säulen getragenen Dach beschattet. Ich erstieg die Stufen, während ich auf Tamil zu meinen Gefährten sagte:

„Lehnt euch mit dem Rücken gegen die Säulen, damit niemand euch von hinten anfallen kann. Behaltet alle scharf im Auge und verrätet keinerlei Furcht! Der Herr ist auf unserer Seite.“

Von unserem etwas erhöhten Standort aus konnten wir sehen, daß drei von den vier Stadttoren offen waren, aber in jedem sahen wir den bewaffneten Torwächter unter dem Torbogen sitzen.

Ich wandte mich nun an die Menge und redete sie höflich in der Telegu-Sprache an, die sie alle verstanden. Ihre trozige Antwort lautete:

„Verlaß sofort unsere Stadt!“

„Freunde“, fuhr ich in begütigendem Tone fort, „ich bin von weither gekommen, um euch eine gute, beglückende Botschaft zu bringen. Erlaubt mir nur, sie euch in kurzen Worten zu sagen. Eurer Aufforderung, die Stadt zu verlassen, werde ich dann unverzüglich Folge leisten.“

„Nein“, klang es abweisend, augenscheinlich aus dem Munde einiger Führer, zurück, „wir wünschen dich nicht zu hören.“

Es war uns nicht entgangen, daß von der aufgeregten Volksmenge mehrere bereits eine Anzahl Steine, mit denen die Straße gepflastert war, in ihren Röcken gesammelt hatten, zu welchem Zweck, war unschwer zu erraten.

„Wir haben nicht die Absicht, eure Götter zu beleidigen“, wandte ich mich wieder so freundlich als möglich an die Leute. „Wir möchten euch nur eine Botschaft ausrichten.“



In diesem Augenblick kam der Befehl:
„Tore schließen! Hinaus mit den Boten der fremden Götter!“

„Wirf du den ersten Stein, ich werde den zweiten werfen“, hörte ich einen seinem Nachbar zuflüstern. Aber ich hatte alle mit Steinen Bewaffneten fest im Auge, und unter meinen scharfen Blicken scheute sich jeder, den Anfang zu machen. Ich empfand in diesem gefährlichen Augenblick die Gegenwart des Herrn so deutlich, als stände Er selbst neben mir und sagte, mir die Hand auf die Schulter legend: „Ich bin mit dir. Ich will dir sagen, was du reden sollst.“ Um meine persönliche Sicherheit war mir nicht im geringsten bange. Alle meine Gedanken waren darauf gerichtet: Wie bringe ich diesen Leuten die Heilsbotschaft Gottes?

„Brüder“, begann ich aufs neue mit einem Stoßgebet nach oben, „nicht um eure Götter zu schmähren, bin ich diesen weiten Weg zu euch gegangen; weit davon entfernt! Ich bin vielmehr gekommen, um euch eine herrliche Botschaft von einem König zu übermitteln, der noch größer und mächtiger ist als euer Mizam; und ich bin zu euch gekommen, um euch eine Geschichte zu erzählen, so lieblich und schön, wie eure Ohren sie noch nie gehört haben. Aber ich sehe, daß die meisten von euch meine Geschichte nicht hören wollen.“

Hier machte ich eine Pause. Die Leute mochten denken, ich sei im Begriff, nachzugeben, und verhielten sich still.

„Indes“, fuhr ich fort, „sehe ich da fünf Männer vor mir, die wohl bereit sind, mich anzuhören. Wollt ihr anderen, bitte, ein wenig zurücktreten? Ich will diesen fünf Männern, die mich anhören wollen, erzählen, weshalb ich hierher gekommen bin, und was meine Botschaft ist. Danach mögt ihr mich steinigen.“

Ich werde euch alsdann nicht widerstehen, sondern mich ganz in eure Hand geben."

Während der ganzen Zeit hatte ich die Mienenspiele der vor mir Stehenden genau beobachtet und meine Wahl getroffen. Unter der Menge hatte ich fünf ehrliche Gesichter erkannt, die fraglos nicht in die Schmähreden, mit denen wir überhäuft worden waren, eingestimmt hatten und mit dem Verhalten ihrer Landsleute nicht einverstanden zu sein schienen.

"Du, Bruder, mit dem rotgeränderten Turban", wandte ich mich an einen ehrwürdigen Brahmanen, der rechts von mir unter den Leuten stand, „nicht wahr, du möchtest meine wunderbare Geschichte hören, ehe ich gesteinigt werde? Sage mir frei und offen, daß es so ist, denn außer dir sehe ich noch vier andere, die gleichfalls meine Geschichte zu hören wünschen."

"Du hast recht, ich möchte gern wissen, welche Mitteilung du uns zu machen hast", erwiderte der Angeredete mutig und in freundlichem Ton.

"Und du, Bruder, mit dem goldbesetzten Turban zu meiner Linken", redete ich einen zweiten Brahmanen an, „auch du möchtest mich hören; desgleichen du mit dem gelben Turban, und du mit dem braungeränderten und du mit dem rosa Turban."

Ich hatte diese fünf Männer richtig beurteilt. Sie alle stimmten bereitwillig zu, mich zu hören. Sie waren neugierig, was für eine Botschaft ich zu verkündigen hatte.

"Wollt ihr Fünf nun, bitte, etwas vorkommen", bat ich, „denn nur euch möchte ich meine Geschichte erzählen?! Ihr übrigen, tretet zurück! Tretet alle zurück! Sobald ich diesen fünf Männern meine Ge-

schichte erzählt habe, könnt ihr kommen und mich steinigen, wie ich euch schon sagte."

Die Fünf kamen nach vorn und stellten sich im Halbkreis um mich her, während die anderen zögernd etwas zurücktraten. Ich hatte mir absichtlich nur Brahmanen gewählt, in der Hoffnung, diese eher gewinnen zu können.

"Brüder", sprach ich zu ihnen, meine Stimme etwas dämpfend, damit nur sie mich verstehen möchten, „was für ein Lied pflegt ihr zu singen, wenn ihr euch zu den täglichen Waschungen an den Fluß begeben? Ist es nicht dieses:

„Papohan, papakarmahan, papatma papasambhavana. Trahi mam, Krupaya Deva, Scharana gata vatsala?“ fragte ich und sumnte die Worte leise auf Sanskrit. „Und bedeutet es nicht“, fuhr ich in Telegu fort:

„Ich bin ein Sünder, meine Handlungen sind sündig, meine Seele ist sündig. Alles, was zu mir gehört, ist mit Sünde befleckt. Nimm Du, o Gott, der Du denen gnädig bist, die ihre Zuflucht zu Dir nehmen, nimm Du meine Sünde hinweg“?

Die fünf Brahmanen waren sogleich gewonnen. Jemand, der ihre „Bedas“ und ihre „Mantras“ richtig singt, betrachten und behandeln sie mit Achtung.

„Nun, wißt ihr auch, auf welche Weise Gott tun kann, was ihr von Ihm erbittet?“ fragte ich. „Wißt ihr, wie Er die Last unserer Sünden hinwegnehmen und uns Ruhe schenken kann?“

„Nein“, sagten sie, „wir wissen es nicht. Wir wünschten, wir könnten es erfahren.“

„Ich weiß es. Ich habe dieses wunderbare Geheimnis kennen gelernt. Soll ich es euch sagen?“

„Ja, Bruder, sage uns, was du darüber weißt.“

Die Menge, die mit Staunen sah, daß die Brahmanen sich ernsthaft und achtungsvoll mit dem Fremden unterhielten, beobachtete noch größere Ruhe als vorher und drängte unwillkürlich näher, um unsere Worte zu verstehen.

„Geht zurück! geht zurück!“ rief ich ihnen zu. „Nur diesen Fünf soll ich meine Geschichte erzählen. Wenn ihr anderen zuhört, tut ihr es auf eure eigene Verantwortung. Geht zurück und laßt mich ungestört mit diesen Fünf reden.“

Damit hatte ich erreicht, daß sie nur noch begieriger wurden, zu erlauschen, was wir miteinander sprachen.

„Brüder“, fuhr ich, mich wieder zu meinen Brahmanen wendend, fort, „ist es uns möglich, durch unser eigenes Tun unsere Sünden zu sühnen? Können wir durch mühsame Wallfahrten auch zu den heiligsten aller eurer heiligen Städte diese sündige Natur ändern, die ihr in eurem Liede beweint? Singt nicht euer eigener Telegu-Dichter Bermana:

„Der Moslem, der nach Tirupati geht auf Pilgerschaft,
Wird dadurch nicht ein Heiliger von Sivas Haus.
Wird je ein Hund ein Löwe, wenn er sich im Ganges
badet?

Benares macht aus einer Ungetreuen noch nicht ein reines,
treues Eheweib“?

Als sie ein Lied in ihrer eigenen Sprache singen hörten, drängten die Zurückstehenden noch näher heran.

„Nein, Brüder, nicht durch äußere Handlungen, und wären es auch die größten Anstrengungen unsererseits, können wir zur Übereinstimmung mit Gott gelangen. Sagt nicht wiederum euer geliebter Bermana:

„Nicht, weil du ödes Land durchstreiffst, gelangt dein Herz
zur Ruhe,
Nicht durch dein Baden in dem Strom, dein Pilgern zum
Altar;
Dein Herz mußt rein du machen; dann, nur dann allein
Wirst du ihn sehn, den kein' Aug' hat geschaut, und deinen
König kennen!“?

„Aber wie können unsere Herzen so rein gemacht
werden, daß wir Gott schauen mögen? Ich habe das
wunderbare Geheimnis ergründet. Vernehmt es!“

Und dann erzählte ich ihnen die Geschichte aller
Geschichten: die Geschichte von der erlösenden Liebe.
Langsam und unmerklich steigerte ich meine Stimme,
bis ich in einem lauten, klangvollen Telegu sprach, das
deutlich durch die drei auf den Marktplatz mündenden
Straßen hinhallte, so daß alle meine Worte verstehen
konnten. Als ich erzählte, daß Er von denen verworfen
wurde, die zu retten Er gekommen war, und erklärte,
daß Jesus auch für sie, die hier im fernen Indien
wohnten, die schwere Todespein am Kreuze erduldet
habe, sah ich Tränen rinnen und auf das Pflaster
tropfen, aus dem sie soeben die Steine gerissen hat-
ten, um uns zu steinigen. Schon zu Anfang meines
Erzählens hatte ich bemerkt, wie sie verstohlen die ge-
sammelten Steine zu Boden fallen ließen, sich gerade
aufrichteten und aufmerksam meinen Worten folgten.

Und wie lauschten sie, als ich weiter von der in
Jesus geoffenbarten Liebe Gottes zu ihnen sprach!

„Und nun“, sagte ich, als ich zum Schluß ge-
kommen war, „meine Geschichte ist zu Ende. Ihr
dürft mich jetzt steinigen; ich widerstehe euch nicht.“

„Nein, nein“, riefen sie, „wir denken nicht mehr
daran, dich zu steinigen. Wir wußten nicht, wessen

Bote du warst, und was für eine Botschaft du uns mitzuteilen hattest. Erzählen diese Bücher von dem wunderbaren Erlöser?"

„Ja“, erwiderte ich, ein Bändchen in die Höhe haltend, „dieses Büchlein enthält die ganze Geschichte Seines Lebens auf Erden, Seines Todes und Seiner siegreichen Auferstehung.“

Die Geldbeutelchen wurden hervorgezogen, und bald waren nicht nur alle Bändchen, die wir vom Evangelium Lukas besaßen, ausverkauft, sondern auch alle übrigen Evangelien und Traktate, die wir bei uns hatten, wurden gekauft. Darauf wurde eine Abordnung ihrer besten Leute bestimmt, um uns zu unserem Lager zurückzuleiten.

Wahrlich, die Geschichte vom Kreuz hat ihre Kraft noch nicht verloren. **Predigt sie, Brüder, überall und jederzeit!** Predigt sie in der Ferne und daheim in euren Wohnungen, predigt sie mit Zungen von Feuer und mit Herzen, die da glühen in der bezwingenden, schmelzenden Liebe Gottes!

(Aus dem Tagebuch eines Missionars.)

Kraftquelle

Ein Lazarett-Pfarrer hatte einmal eine Abendmahlsfeier angesagt und dazu die Kranken eingeladen. Eine große Anzahl der Verwundeten saß im Saale bereit. Zuletzt wurden noch zwei Blinde hereingeführt. Der Pfarrer ging ihnen entgegen, begrüßte die beiden und sagte dann:

„Heute müssen Sie uns Ihr Lieblingslied sagen; das wollen wir dann gemeinsam singen!“

Alles horchte gespannt. Welche Antwort wird da wohl folgen? Da sagte der eine, ein Unteroffizier: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“, und der andere, ein stattlicher schlanker Offizier von einundzwanzig Jahren, sagte: „Lobe den Herrn!“

Der Pfarrer erzählte später, wie diese Antwort aus dem Munde eines Blinden ihm das Herz bewegt habe. Er mußte den jungen Mann eine Weile ansehen, und dann fragte er nochmals:

„Ist das auch jetzt noch Ihr Lieblingslied?“

Da klang es klar und deutlich durch den Saal:

„Sawohl, Herr Pfarrer! Lobe den Herrn, o meine Seele! Ich will Ihn loben bis in den Tod. Weil ich noch Stunden auf Erden zähle, will ich lobsingeln meinem Gott!“

Eine spürbare Bewegung ging durch den Saal. Alle Anwesenden waren ergriffen von solchem Bekenntnis.

Beide Männer waren noch jung, beide waren wohl auch kerngesund. Das feindliche Geschloß hatte sie ihres Augenlichts beraubt, der herrlichsten Gabe, die Gott unserem Leibe verliehen hat. Sie mußten sich führen lassen. Blind sollten sie nun durchs Leben gehen, ohne jemals wieder das Licht der Sonne zu sehen! Was die Welt dem Auge Schönes bietet, das sollte ihnen bis zum letzten Atemzuge verborgen bleiben! Keine Blumenpracht des Frühlings ist mehr für sie da! Kein Stern leuchtet ihrem Auge! Aber der eine bleibt dabei: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“, und der andere will auch jetzt noch anstimmen: „Lobe den Herrn, o meine Seele!“

Ist's nicht etwas Wunderbares um solche Glaubenszuversicht, um solche Freudigkeit, seinen Gott zu

rühmen? Schweres Unglück hat die jungen Männer betroffen: blind sollen sie durchs Leben gehen! Dennoch wollen sie an ihrem Glauben an Gott und ihren Heiland festhalten, ja, Er soll auch im Leid und Elend noch Ruhm und Ehre von ihnen haben. Ein seliges „Dennoch“. Wohl dem, der dem frommen Psalmsänger Asaph nachsprechen kann: „Dennoch bleibe ich stets bei Dir! Du hast mich erfaßt bei meiner rechten Hand; durch Deinen Rat wirst Du mich leiten, und nachher, in Herrlichkeit, wirst Du mich aufnehmen.“

Der Pfarrer berichtet noch von dem Offizier, daß er bei seinen Besuchen nie einen Ton des Klagens oder Murrens aus seinem Munde gehört habe. Auch bangte ihm nicht wegen seiner Zukunft. „Jeder Gang zu ihm“, bemerkte er, „war mir eine Stärkung und Glaubenserquickung. Und als er in ein anderes Lazarett verlegt wurde, habe ich diesen Abschied als einen persönlichen Verlust empfunden.“

Woher kam diesem Blinden die Kraft zu solchem wahren Heldentum? Was gab ihm Halt und Stütze, daß ihn sein Unglück nicht erdrücken und die Sorge um seine Zukunft ihn nicht mißmutig und verzagt machen konnte? Was ermunterte ihn, auch im Elend Gott zu loben und Ihm die Ehre zu geben? Es war der feste Glaube an den lebendigen Gott, in Dessen Hand sein Leben stand, und aus Dessen Hand er auch bisher schon Glück und Unglück, Freude und Schmerz „voll Dank und Vertrauen“ angenommen hatte. Er kannte das Herz seines himmlischen Vaters, der liebt, und der, auch wenn Er Wunden schlägt, doch Seine Liebe den Seinen offenbaren will.

Eine fromme Mutter hatte ihn schon früh auf den guten Weg gewiesen. Er sagte einmal rühmend:

„Gott hat mir ein Kleinod geschenkt, ein goldenes, gläubiges Mutterherz. Und meine Mutter wird mich, wenn ich zurückkehre, führen und leiten, daß ich auch nicht allein bin in der Welt.“

Es ist etwas Wunderbares um den Glauben an den lebendigen Gott und an Seinen Sohn, unseren Heiland. Er hält aufrecht im Leiden. Er macht unverzagt, wenn die Sorgen zentnerschwer auf die Seele drücken wollen. Er gibt Freude und Trost, auch wenn schwere Proben zu überstehen sind. Durch den Glauben, der lebendig ist, bleiben wir in Verbindung mit Gott. Wo diese Verbindung hergestellt ist, da können Lebenskräfte auf uns herabfließen, Kräfte, die uns im Leiden geduldig und in der Trübsal still und stark machen.

Aus „Wegweiser zur Heimat“

Mit Zins und Zinseszins wiedergegeben

In einem Dorf lebte eine Witwe mit zwei Töchtern und einem Sohn. Nach dem Tode eines Verwandten erbte sie hundert Taler. In dem Testament war gesagt, daß sie, wenn sie das Geld nicht wolle, es der Mission geben könne. Die Witwe war nicht reich. Mit ihrer Hände Arbeit erwarb sie sich mühsam ihr täglich Brot, aber sie hatte den Herrn Jesus und die Mission von Herzen lieb. Wie ihr nun die hundert Taler zufielen und sie die Bemerkung im Testament las, sagte sie: „Ich bin jetzt noch gesund und kann mir meinen Lebensunterhalt verdienen. Wenn ich älter werde, wird mich der Herr auch nicht verlassen. Darum will ich das Geld lieber für die Mission geben.“ Sie tat es. Als rechte, christliche Mutter hatte

sie ihre Kinder erzogen in der Zucht und Ermahnung zum Herrn und trug sie auf betendem Herzen, besonders den einzigen Sohn, der ihr Lieblingskind war. Der Sohn aber vergalt die Liebe der Mutter mit Undank. Er wandelte nicht in den Wegen des Herrn, sondern war ein ungehorsamer Mensch und machte seiner Mutter viel Kummer. Schließlich ging er als Matrose zur See, und man hörte lange Jahre nichts von ihm. Die Mutter lebte in ihren alten Tagen bei ihrer ältesten Tochter, die verheiratet war. Diese bewies ihr viel Liebe, aber den Schmerz des treuen Mutterherzens um den verlorenen Sohn konnte sie nicht lindern.

Viele Jahre waren vergangen. Da suchte ein fremder Matrose die alte Witwe auf und brachte ihr einen Brief von ihrem Sohn. Wie freute sich das liebende Mutterherz über dieses Lebenszeichen von ihrem Sorgenkind. Aber noch viel größer ward ihre Freude, als sie den Brief las. Der Sohn schrieb nämlich von der fernen Insel Java, er sei dort krank geworden. Da habe ein Missionar sich seiner liebevoll angenommen, mit ihm über sein Seelenheil geredet und ihn zu Jesus geführt. Nun habe er seine große Schuld und seinen Ungehorsam gegen die liebe Mutter herzlich bereut und von Gott Vergebung erhalten. Er bitte jetzt die Mutter auch um Vergebung. In der Kraft seines Heilandes wolle er von jetzt ab ein neues Leben führen.

Als die alte Frau den Brief gelesen hatte, sank sie auf die Knie und stammelte weinend:

„Lieber Heiland, ich danke Dir! Wie hast Du mich mit Segen überschüttet! Wie freue ich mich, daß ich damals die hundert Taler für die Mission gegeben habe, denn Du hast sie mir mit Zins und Zinseszins an meinem Sohn wiedergegeben!“

„Folget mir nach!“*)

Wohin? Das ist die erste Frage, wenn wir auf Fahrt gehen. Heute beginnt ein neues Jahr. Da fragen wir auch: Wohin? Auf einer Alpenwanderung kamen wir über ein großes Gletscherfeld. Man hatte uns dringend geraten, nicht ohne Bergführer zu wandern. Das Gletscherfeld lag so schön im Sonnenschein da; der Schnee glitzerte. Wir gingen und liefen so dahin. Der Bergführer warnte und rief: „Setzt alle hinter mich, der Weg ist nicht so harmlos!“ Wir mußten das Seil des Führers alle um den Leib schlingen. Wenn nun einer in eine Gletscherspalte einbrechen würde, konnten die andern ihm ein Halt werden. — Es wäre fein, wenn alle die vielen Leser unsres Kalenders auf die Frage: Wohin? die Antwort geben würden: Alle ihm nach, von dem uns Markus erzählt: „Jesus sprach zu ihnen: Folget mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen!“ (Mark. 1, 17). Die Fischer am See Genesareth ahnten in jener Morgenstunde nicht, daß für sie heute ein neuer Lebensabschnitt beginne. Und doch war es so. Jesus war zu ihnen getreten mit seinem Ruf: „Folget mir nach!“ Sie hörten auf sein königliches Wort. Wir wollen's auch tun Tag um Tag, wenn wir sein Wort lesen. Und sie gehorchten. Das war das Neue, daß sie von nun an Jesus folgten. So fanden sie nicht nur selbst den rechten Weg, sie durften auch andern Wegweiser zu Christus werden. Wollen wir es nicht auch so machen?

*) „Kalenderblatt“ für den 1. Januar 1938, aus dem „Neufürchener Jugendfreund“ Siehe die Mitteilung auf der 4. Umschlagseite)

Novembergedanken

Der November ist ein trübseliger Monat, anders als sein Vorgänger, der Oktober, oder als sein Nachfolger, der Dezember. Auch diese beiden Monate haben ihre Nebel- und Regentage. Aber während die Oktobersonne die Pracht des herbstlich gefärbten Waldes in ihrer Schönheit zeigt, fallen die Strahlen der Dezembersonne manchmal auf eine blendende Schneehülle, daß es funkelt wie Gold und Silber. Beides macht unsere Herzen froh. Aber der November hat etwas Niederdrückendes an sich. Der Himmel hat meist ein einförmiges Grau. Regen und Sturm machen gemeinsame Sache. Die Bäume stehen kahl, und von den Vögeln hört man nichts als das Schimpfen der frechen Späßen und das Krächzen der Krähen.

Der November ist ein Monat, der einem so recht das Sterben der Natur vor Augen führt. In den November fallen auch die Tage, an denen die Menschen in Sonderheit ihrer Toten gedenken. Die einen schmücken die Gräber mit Lichtern, die anderen mit Blumen und Kränzen. Der Toten gedenken, ist eine schöne Sitte, und wenn's in rechter Weise geschieht, kann es auch für die Lebenden nützlich sein. Den Toten nützt es ja nichts mehr. Auch ein „frommes Gebet“ kann ihnen nicht helfen. Deshalb ist der Gang über einen Totenacker stets ernst. Sie alle werden

einmal auferstehen, die stillen Schläfer, die einen zum Leben, die anderen zum Gericht. Aber wir können keinen Toten aus „der Hölle in den Himmel beten“, wie man wohl sagen hört. Denn nur wer Jesus hat, hat das Leben. Wer aber Jesus nicht hat, hat das Leben nicht. Und die Entscheidung darüber fällt in die Zeit diesseit des Grabes. Wir, die Lebenden, dürfen uns durch den Tod selbst daran erinnern lassen, daß der Mensch nicht da ist, um zu vergehen. Er ist da, um zu leben, zu leben in der Zeit und in der Ewigkeit. Er hat freilich das *R e c h t* darauf verloren durch die Sünde. Aber darum ist Jesus zur Sünde gemacht worden, damit wir das Leben hätten. Sein Leben, das Er für Sünder dahingab, schafft Leben mit Gott. Und so können wir am Grabe gläubig gestorbener Menschen frohen Herzens daran denken, daß ihr Leib in die Erde gesenkt worden ist als ein Samenkorn, das einst in ewiger Schönheit aufgehen wird. Was in Verwesung gesät ist, wird auf-erweckt in Unverweslichkeit; was in Unehre gesät ist, wird auferweckt in Herrlichkeit, und was in Schwachheit gesät ist, wird auferweckt in Kraft. (1. Kor. 15, 42. 43.) Aber wohlverstanden, diese Gedanken sind nur am Platz hinsichtlich der i m G l a u b e n Gestorbenen. Wer im Unglauben dahingegangen ist, hat keine Verheißung betreffs des ewigen Lebens. Auf einem solchen bleibt der Zorn Gottes, wie der Evangelist Johannes schreibt. (Joh. 3, 36.) Gottes Zorn lastet immerfort auf ihm.

Man muß sich eigentlich wundern, daß an den Totentagen, sei's am Allerseelentag oder Totensonntag, so gewaltige Scharen zu den Totenäckern pilgern. Denn ist nicht jedes Grab ein ernstes Memento mori?

Weckt nicht die Erinnerung an die Toten die Frage: Wo wirst du, du, der du an dem Grab irgend eines Lieben stehst, die Ewigkeit zubringen? Führt dein Weg hinan oder hinab? Hinan zu den Grenzen der ewigen Hügel oder hinab zu den Tiefen des Abgrunds, der den Aufenthaltsort jener abtrünnigen Engel bildet, die „zum Gericht des großen Tages mit ewigen Ketten unter der Finsternis verwahrt werden“? (Judas 6.) Aber die Macht der Gewohnheit ist ja so erschreckend groß. An die freundlichsten Aufforderungen wie an die ernstesten Mahnungen Gottes kann sich der Mensch so gewöhnen, daß sie keinen Eindruck mehr auf ihn machen.

Folgende Begebenheit ist auch ein Beweis dafür. Vielleicht hat sie irgendeinem, der noch einem Mahnwort zugänglich ist, etwas zu sagen. Ein Freund sandte uns den Bericht, ein eigenes Erlebnis.

Er schreibt:

In Sprüche 29, 1 heißt es: „Ein Mann, der, oft zurechtgewiesen, den Nacken verhärtet, wird plötzlich zerschmettert werden ohne Heilung“. So oft ich diesen Vers lese, wird ein Ereignis in mir lebendig, das ich mein Lebenlang nicht vergessen werde. Fünf- und zwanzig Jahre sind seitdem verflossen. Ich arbeitete damals in einer Kohlenzeche. Auf meinen Gängen zur und von der Grube suchte ich gern an die anderen Kumpels heranzukommen, um ihnen ein Wort von Jesus zu sagen, den ich als meinen Heiland kennengelernt hatte, denn Gerettetsein gibt Rittersinn. Als ich einen fand, der, wie ich, den Herrn Jesus liebte, gingen wir gewöhnlich zusammen. Obwohl er nicht im gleichen Schacht arbeitete, hatten wir doch den gleichen Weg. Eines Tages schloß sich uns ein

dritter an. Er war kein Eigentum Jesu. Aber er schien uns gern zuzuhören, wenn wir beiden Gleichgesinnten uns über Gottes Wort unterhielten. Doch machte es offenbar wenig Eindruck auf ihn. Er blieb auch gleichgültig, wenn wir ihn auf seine eigene Verantwortlichkeit hinwiesen. Auf Einladungen, ihn zu Versammlungen zu begleiten, wo Gottes Wort verkündigt wurde, ging er nie ein. Es zog ihn anderswohin. Trotzdem suchte er immer unsere Gesellschaft auf, so daß wir manchmal verwundert waren. Daß wir viel für den Mann beteten, versteht sich von selbst.

So verging Woche auf Woche, bis das Jahr um war. Ich war ernstlich besorgt, wie das mit dem Mann noch enden würde. Am letzten Tage des Jahres fühlte ich mich gedrängt, ihm noch einmal den ganzen Ernst seiner Lage vorzustellen und ihn zu bitten, endlich sein Verhältnis zu Gott zu ordnen. Ich sagte ihm das Wort aus Hebr. 2, 3: „Wie werden wir entfliehen, wenn wir eine so große Errettung vernachlässigen?“ und bat ihn eindringlich, das alte Jahr nicht vorübergehen zu lassen, ohne sich zum Heiland zu bekehren. Wir wünschten uns dann noch ein gesegnetes Neujahr und trennten uns. Als ich vier oder fünf Schritte gegangen war, gab mir der Herr noch die eingangs erwähnte Stelle in den Sinn. Ich rief dem Davonschreitenden nach, er möge noch einen Augenblick warten, und sagte ihm:

„Hör mal, was der Herr mir gerade gesagt hat. Ich muß es dir noch sagen. Weshalb? weiß ich selber nicht!“ Darauf sprach ich ihm die Stelle langsam, Wort für Wort vor: „Ein Mann, der, oft zurechtgewiesen, den Nacken verhärtet, wird plötzlich zerschmettert werden ohne Heilung“. Ich hatte den Eindruck,

daß er unruhig wurde, aber er hat, wie ich später hörte, auch diesmal seine Unruhe irgendwo loszuwerden gesucht, wo es wohl Zerstreuung gab, aber keine Heilung des Schadens.

Am Neujahrstag sahen wir uns nicht.

Als ich am folgenden Tage von der Schicht zurückkehrte und an die Stelle kam, wo wir aufeinander zu warten pflegten, sprach mich einer an: „Es hat keinen Zweck, auf ... zu warten. Er ist tot.“ Mich schauderte. Heute rot — morgen tot. Wie wahr ist dieses Sprichwort! Dann kam mein Freund und erzählte, unser armer Kamerad sei kurz nach Schichtbeginn von einem in schnellster Fahrt kommenden gefüllten Förderwagen gefaßt, gegen einen dastehenden Wagen geworfen und zu Tode gequetscht worden.

Bergmannslos! sagt man. Jawohl, Bergmannslos! Aber: „Geschieht ein Unglück in der Stadt, und der Herr hätte es nicht bewirkt?“ (Amos 3, 6.) Wir konnten nicht anders, als in dem Vorgang Gottes Hand sehen. Wie häufig hatte Gott den Bedauernswerten warnen lassen! Er hatte nicht gehört. Nun war das Verderben plötzlich über ihn gekommen. Und wohin war seine Seele gegangen?

Noch ein Gedanke zum Totengedenktage!

Ein bekanntes Gedicht beginnt mit den Worten:

O lieb', solange du lieben kannst,
O lieb', solange du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Den Toten ein ehrendes Gedächtnis zu bewahren, ist gut. Die Lebenden zu ehren, ist besser. Solange wir unsere Lieben bei uns haben, ist es an der Zeit, sie zu lieben und zu ehren, sei es Gatten oder

Vater, Mutter oder Bruder oder Schwester. Hätte ich ihm, hätte ich ihr doch mehr Liebe erwiesen! hat mancher geklagt, als es für immer zu spät war. Eine heilsame Reue kann ein Weg zur Umkehr sein. Aber zu späte Reue ist und bleibt schmerzlich. Es kann nichts mehr gutgemacht werden.

Stirb und werde!

I.

Mit Christus gestorben.

Vera stand am Wasserfall und sah in die brandenden Bogen, die in gewaltigen Massen brausend und klatschend die Felsen herabfluteten. Unten in der Tiefe gurgelte und zischte es unheimlich, und was man im Spiele hineinwarf, wurde in rasendem Tanze hinuntergerissen in den tobenden Schlund. Veras dunkle, schwermütige Augen sahen sehnächtig in die Tiefe. Warum sie es nur nicht konnte? Wie viele Male hatte sie nun schon hier gestanden mit dem festen Entschluß, diesem jammervollen Leben ein Ende zu machen. Ein Sprung nur über das niedere Gitter, und sie war frei und fand Vergessen. Was hatte sie denn noch auf der Welt, nachdem ihre geliebte Mutter den Bedrückungen der Sowjetregierung erlegen war, und die süße, kleine Schwester ihr zartes Leben auf der Flucht ausgehaucht hatte? Gewiß, sie hatten diesseit der Grenze in dem estnischen Dorfe Aufnahme gefunden. Sie hatten sich mit eigener Hand die Hütte erbaut, und Vater hatte mit vielen anderen russischen Flüchtlingen Arbeit, harte Arbeit in der Fabrik bekommen. Es wäre trotz



des geringen Einkommens ein herrliches Leben gewesen im Vergleich mit der furchtbaren Entbehrungszeit in Rußland, wenn nicht das Weib gewesen wäre,

die Maruschka, die der Vater bald nach der Ansiedlung geheiratet hätte. Er hatte sie in der Fabrik kennengelernt, und nachdem sie sich zuerst sehr freundlich gestellt hatte, machte sie nun ihrem Vater, ihrem jungen Bruder und ihr selbst das Leben zur Hölle. Die Männer konnten sich ihren Quälereien entziehen. Sie gingen tagsüber in die Fabrik und abends ins Wirtshaus, nur um nicht in dem friedelosen Heim zu sein. Doch sie war den ganzen Tag Maruschkas Launen ausgesetzt. Aber nicht länger wollte sie sich von dem fremden Weibe entehrend behandeln lassen. Jetzt sollte endlich Schluß gemacht werden mit diesem Jammerleben. Und nun stand sie hier schon lange, lange und rang mit einer Gewalt, die sie zurückhalten wollte.

Sie fröstelte, und ein Schauer durchlief ihre Glieder. Es war ihr, als winkten ihr weiße Arme aus der Tiefe; aber dann hörte sie mitten durch das Rauschen und Brausen der Wasser ihrer Mutter sanfte Stimme: „Geh nach Hause, Liebling, du erkältest dich sonst“. Eine wilde Sehnsucht nach der Mutter packte sie, und sie brach schluchzend am Gitter zusammen. Da faßte eine warme Hand nach ihr, und eine freundliche Stimme sagte:

„Bera, komm mit mir, du wirst hier krank.“

Bera schrak zusammen. Sie richtete sich jäh auf. Eine junge Frau stand vor ihr.

„Rosa, du?“

„Komm, Bera, wir haben denselben Weg. Wir gehen ein Stück miteinander.“

Willenlos ließ Bera sich führen. Sie ging an der sanften Hand schweigend durch den Wald. Die ersten grünen Keime lugten aus schwarzen Ästen her-

vor, und die ersten zarten Vogelstimmen riefen schüchtern ihr Lied vom Leben an das Ohr des sterbensmüden Mädchens. Sie näherten sich dem Dorfe. Da riß Vera plötzlich ihre Hand los und sagte rauh:

„Ich gehe nicht nach Hause, Rosa, nie mehr!“

Rosa stand still vor ihr und sah sie an.

„Wie siehst du nur aus, Kleines?“ sagte sie zärtlich. „Das Haar zerzaust und das Kleid zerrissen. Komm, Liebling, ich mache dich erst bei mir fein, und dann gehst du zum Vater.“

Sie sprach mit ihr wie mit einem kranken Kind.

„Zu dir, Rosa, ja, aber nicht nach Hause!“ antwortete Vera leidenschaftlich. Bald waren sie an der Hütte Zarostis angelangt, die das junge Paar fröhlich zusammen gebaut hatte. Rosa zog Vera auf die derbe Holzbank, dann schürte sie das Feuer im Herde und bereitete der Frierenden rasch eine Tasse heißen Tee. Liebreich bürstete sie des Mädchens krauses, zerzaustes Haar, flocht es ihr, wusch ihr verweintes Gesicht und nähte ihr mit flinker Hand die Risse im Kleide zusammen.

Gleichgültig ließ Vera alles mit sich geschehen.

„So, Herzchen“, sagte Rosa, „nun sag' mir, was du am Wasserfall wolltest.“

„Sterben“, sagte Vera tonlos.

„Warum denn, Kind?“

„Ich kann nicht mehr leben, Rosa, ich kann nicht mehr. Du mußt es Vater und Martin sagen. Maruschka quält mich zu sehr.“

„Was gab es denn wieder?“ fragte Rosa freundlich, während sie den Arm um die Zitternde legte.

„Ich arbeite von früh bis abends, aber nichts

„mache ich ihr recht. Sie schilt mich und schlägt mich, wenn Vater nicht da ist.“

„Warum bist du denn heute weggerlaufen, Bera?“

„Sie hat mir den schönen bunten Stoff weggenommen, den Vater mir geschenkt hatte, weil ich so fleißig gewesen bin. Du wolltest mir doch ein Sonntagskleid daraus machen, Rosa!“

„Ich weiß, ich weiß, und den Stoff nahm sie dir fort?“

„Ja. Ich eitles Ding brauche kein gutes Kleid, sagte sie. Ihr gehörten Vaters Geschenke!“

„Und was tatest du, Bera?“

„Ich hab' mich gewehrt. Wir haben uns um den Stoff gebalgt wie zwei Katzen.“

„Das hättest du nicht tun sollen, Bera! Du hättest sie bitten sollen. Wärest du gut zu ihr gewesen, hätte sie ihn dir vielleicht wiedergegeben.“

„Die? Niemals! Aber weißt du, Rosa, gut bin ich nicht und kann ich auch nicht mehr sein, seit Mutter tot ist. Ich will es auch gar nicht, ich will nur sterben.“

Ihre Stimme brach vor Schluchzen. Es war einen Augenblick ganz still zwischen den beiden, nur der Frühlingssturm rüttelte an der leichtgebauten Hütte. Rosa betete für das arme, verirrte Mädchen. Dann legte sie wieder ihren Arm zärtlich um Bera.

„Sterben kannst du, Bera, nur anders, als du denkst: sterben mit Jesus“, sagte sie langsam.

Bera horchte auf.

„Was heißt das, Rosa, sterben mit Jesus? Ich hab' nicht gewußt, daß Jesus dabei sein kann, wenn ich ...“

Sie zögerte.

„Nein, Liebling, dabei ist Jesus auch nicht, wenn du dir selbst das Leben nimmst. Aber das in dir, was dir solche Not macht, das Wilde, das Böse in dir, das kann sterben mit Jesus.“

Bera sah Rosa verständnislos an.

„Ich verstehe dich nicht, Rosa, aber ich weiß ja, du gehörst zu denen von der neuen Lehre. Alle im Dorf lachen darüber, daß du und dein Mann dorthin geht. Ist das von dem Sterben eure neue Lehre?“

„Es ist keine neue Lehre, es ist die alte Frohe Botschaft vom Sünderheiland, der am Kreuz für uns gestorben ist. Und alles Böse, Häßliche, Schlechte in uns, das kann dort am Kreuze mitsterben. Der Glaube an Christus macht uns eins mit Ihm, und von denen, die an Christus geglaubt haben, sagt die Heilige Schrift: „Ihr seid gestorben“.*“)

„Damit sterbe ich doch nicht, Rosa!?“

„Nein, du lebst als Mensch weiter, aber als ein anderer, als ein neuer Mensch. Das Alte ist vergangen. Du wirst, wie Paulus sagt, eine „neue Schöpfung“. Für unsere Sünden ist der Heiland in den Tod gegangen, indem Er sie auf sich nahm. Dem Glaubenden wird alle Schuld vergeben, und er empfängt von Jesus ein Neues, ein neues Ich, das kann gut und fröhlich sein, das kann lieben, wenn andere dich hassen, das schilt nicht, wenn es gescholten wird. Das kann segnen, wenn andere fluchen.“

Bera sah sehnsüchtig in Rosas strahlende Augen.

„Dann bist du wohl schon mitgestorben, Rosa, und hast ein starkes, frohes, gutes Ich bekommen, nicht wahr?“

*) Kol. 3, 5.

„Bera, der Heiland ist so gut. Er hat all meine Schuld getilgt, auch Iwans, und Er hat uns neues Leben geschenkt. Jetzt zanken wir uns nicht mehr, und Iwan trinkt auch nicht mehr.“

„Mir schenkt Er gewiß kein neues Leben, Rosa; ich bin ganz schlecht geworden durch das Weib. Ich fluche wieder, wenn sie flucht. Und ich habe den Vater oft gescholten, weil er uns Maruschka ins Haus gebracht hat. Ich bin schlecht, und wenn ich nicht bald sterbe, werde ich noch schlechter und tue etwas ganz, ganz Schlimmes. Rosa, ich will sterben!“

Rosa nahm Bera bei der Hand.

„Komm, Bera, knie mit mir nieder! Wir sagen es dem Heiland, wie schlecht du bist, und bitten Ihn, Er möchte all das Böse in dir sterben lassen und dir ein neues, gutes, reines Herz schenken.“

„Ich habe auch die Heiligen erzürnt“, flüsterte Bera scheu, „und ich bete schon lange nicht mehr.“

„Laß die Heiligen! Sage es Jesus!“

Und die beiden knieten auf dem rohen Bretterboden nieder. Rosa betete, und Bera schluchzte. Während Rosas innigem Gebet war es dem jungen Mädchen, als lägen Mutters segnende Hände auf ihrem Haupt. Es wurde ihr leichter ums Herz. Sie wollte es machen, wie die Freundin ihr riet, und ihre Schuld, ihr ganzes sündiges Leben, ihr Fluchen, ihr Hassen — dem Herrn Jesus bringen.

Als Rosas inbrünstige Worte verstummt waren, betete auch Bera, erst leise und stockend, dann lauter, endlich fest und freudig. Offen bekannte sie dem Sündentilger ihre Sünde, dann bat sie um das Sterben ihres alten bösen Ich und flehte um ein neues, reines Leben, und sie schloß mit der Bitte:

„Laß Maruschka auch sterben und neu leben, lieber Herr Jesus!“

Es war ganz still in der Hütte geworden. Dann sagte Rosa mit ihrer ruhigen Stimme:

„Wenn wir aber mit Christo gestorben sind, so glauben wir, daß wir auch mit Ihm leben werden!“

Sie erhob sich von den Knien, hob Bera auf, schloß sie in die Arme und küßte die Weinende.

„Geh jetzt heim, Bera! Jesus geht mit dir. Komm heute abend wieder, dann gehen wir zusammen in die Versammlung zu allen denen, die auch mit Jesus gestorben sind und nun mit Ihm leben.“

Einen Augenblick zögerte Bera. Dann sah sie mutig in die klaren Augen Rosas. Sie reichte ihr die Hand mit festem Druck und sagte:

„Hab' Dank, Rosa, nun will ich mit Ihm gehen und mit Ihm leben.“

Ein frohes Leuchten war in ihre Augen getreten, und festen Schrittes ging sie in ihre friedlose Hütte, um das Licht ihres Herrn hineinzutragen.

M. Maquet.

Der Wandkalender

Werner und Elisabeth Breuer lebten in so herzlicher Eintracht miteinander, wie es bei Mann und Frau nur sein kann. Sie hatten ein gemütliches Heim, und ihr einziges Kind, ein kleiner Junge, brachte viel Freude und Sonnenschein in ihr Leben. Sie waren auch ganz zufrieden mit ihrem Geschick und wünschten es sich nicht anders. Auf Verkehr verzichteten sie freiwillig. Sie legten

keinen Wert auf Geselligkeit. Aber auch die Kirche konnten sie gut entbehren. Selten besuchten sie eine Predigt. Den Sonntag betrachteten sie als den Tag, an dem man von aller Arbeit ausruht, sich dem Studium der Zeitung hingibt, einen Spaziergang macht und im übrigen die Stunden so angenehm verbringt wie nur eben möglich. Es war eigentlich merkwürdig, daß sie nicht nach einer kräftigeren Speise für den Geist verlangten. Aber die Zeitung brachte ihnen alles für dieses Leben Wissenswerte und Anregende. Mehr brauchten sie nicht.

Trotzdem aber hatten sie nichts dagegen, daß die freundliche Dame, die regelmäßig ihren Bezirk besuchte, auch bei ihnen vorsprach. Es war Frau Breuer in ihrer etwas einförmigen Lebensweise sogar eine nette Abwechslung, wenn Fräulein Georg auf ein Weilchen hereinschaute und mit ihr plauderte. Sie konnte interessant erzählen, und meist brachte sie etwas Nettes zum Lesen mit. Auch fehlte selten ein Bildchen für den Kleinen, an dem er seine Freude hatte.

Eines Tages packte Fräulein Georg eine Rolle aus. Zum Vorschein kam ein schöner Wandkalender mit einem guten Bild in der Mitte. Es stellte den Herrn Jesus Christus dar als „das Licht der Welt“. Bewundernd betrachteten Mutter und Sohn das Bild. Mit Fräulein Georg suchten sie eine passende Stelle an der Wand, wo der Kalender angebracht wurde.

Als der Vater zum Mittagessen heimkam, zeigte ihm der Kleine jubelnd das schöne Bild.

„Sieh mal, Papa, was wir bekommen haben! Wer ist das, Papa? Wer ist das?“

Der Vater schaute das Bild an, aber antwortete nicht auf die Frage des Kleinen.

„Wer ist das, Papa?“ fragte der kleine Mann wieder. „Wer ist das?“

„Nun, ein Mann, das siehst du doch“, lautete die Antwort.

„Wie heißt er?“

Die Kinderaugen sahen bittend zu dem Vater auf.

„Christus“, sagte er und wandte seine Aufmerksamkeit rasch seinem Teller zu.

„Was tut denn Christus da?“ fuhr der kleine Fragesteller fort.

„Er klopft an eine Tür“, sagte der Vater.

„Wie lange klopft Er an die Tür, Papa?“

„Das weiß ich nicht.“

„Warum klopft Er?“

„Weil Er gern eintreten möchte.“

„Aber warum öffnen sie denn die Tür nicht, Papa?“

Diese letzte Frage wiederholte der Kleine, als er keine Antwort erhielt, mehrmals mit immer dringenderer Betonung. Zuletzt sagte er:

„Ich möchte so gern wissen, Papa, warum sie Christus die Tür nicht öffnen. Weißt du es denn nicht?“

„Nein, ich weiß es nicht“, sagte der Vater ungeduldig. „Aber nun iß und hör' endlich auf mit Fragen!“

Wenig wurde während des Mittagessens weiter gesprochen. Sie waren ungefähr fertig, als sich der Kleine noch einmal vernehmen ließ:

„Ich würde aufmachen, Papa; du nicht auch?“

Da schob der Vater seinen Stuhl zurück, stand auf und verließ das Zimmer.

Als er am Abend wieder heimkehrte, schlief sein Söhnchen. Frau Breuer erzählte ihrem Gatten, der Junge habe den ganzen Nachmittag nichts anderes getan, als das Bild betrachtet und immer wieder die gleichen Fragen gestellt. Er habe auch wissen wollen, warum Papa böse geworden sei. Und vor dem Einschlafen habe er noch bedauernd gesagt: „Ich wünschte, sie hätten den Mann eingelassen!“

Breuer schwieg zu den Mitteilungen seiner Frau. Wie das Mittagsmahl verlief auch das Abendbrot ziemlich schweigsam. Beide Gatten schienen ernst gestimmt. Vor dem Schlafengehen sagte Werner:

„Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, Elisabeth, daß Gott zu uns redet. Ich werde die Fragen unseres Kindes nicht mehr los. Wo ich gehe und stehe, klingt es mir in den Ohren: Warum öffnen sie nicht? und: Ich möchte so gern wissen, warum sie Christus die Tür nicht öffnen! Ich fange an, mich zu fragen, ob und wie lange Christus schon an meine Tür geklopft hat. Ich glaube, daß es schon lange der Fall ist. Nur ist das Klopfen heute stärker und dringender geworden. Gott hat sich unseres Kindes dazu bedient. Es scheint mir an der Zeit zu sein, daß ich dem Klopfen Gehör gebe und die Tür auf tue.“

Frau Breuer traten die Tränen in die Augen, als sie ihren Mann so reden hörte. Er sprach ihre eigenen Gedanken und Empfindungen aus.

„Wenn du ein Christ werden willst, Werner“, sagte sie leise, „ich auch.“

Es traf sich, daß in der gleichen Woche Evan-

geliumsversammlungen am Ort stattfanden. An Plakatsäulen und in den Tageszeitungen waren sie angekündigt. Auch wurden gedruckte Einladzetteln auf den Straßen und in den Häusern verteilt. Werners Geschäftskollegen zuckten die Achseln darüber und spotteten. Aber ihr Reden konnte seinen Entschluß nicht wankend machen, dem ernststen Mahner in seinem Innern Gehör zu schenken. Er besuchte mit Elisabeth drei Versammlungen. Am letzten Abend rief der Prediger:

„Wer ist bereit, die Tür zu öffnen und Jesus einzulassen? Wer dazu bereit ist, dem sage ich: Jetzt ist die wohlgenommene Zeit; jetzt ist der Tag des Heils!“

Die Aufforderung brachte für Werner und Elisabeth die Entscheidung. Sie erkannten darin den Ruf des Herrn für sie. Zusammen standen sie auf, um vor der ganzen Versammlung zu bekennen, daß sie gewillt waren, von diesem Augenblick an den Heiland in Herz und Haus aufzunehmen. Und es ist nicht bei dem Vorsatz geblieben. Sie haben Ihn aufgenommen, und sie haben erfahren, daß nur ein Leben mit Ihm, dem Heiland, in Wahrheit wert ist, gelebt zu werden.

Seit mehr als zehn Jahren erfreuen sie sich ihres Heils in Christus. Der Wandkalender hat in ihrem Heim noch immer einen Ehrenplatz, und gern erzählen sie, wenn jemand fragt, warum das alte vergilbte und verstaubte Blatt an der Wand hänge, von dem unschätzbaren Dienst, den der Kalender ihnen geleistet hat.

Hast du Jesus eingelassen, lieber Leser? Oder steht Er noch draußen vor deiner Herzenstür? Sein Wort gilt auch dir:

„Siehe, ich stehe an der Tür und klopfe an; wenn jemand meine Stimme hört und die Tür auf tut, zu dem werde ich eingehen und das Abendbrot mit ihm essen, und er mit mir.“ (Offbg. 3, 20.)

„Man nennt Seinen Namen: Wunderbarer“

Sehen Sie dort drüben das hohe Haus? Dort an jener Dachrinne hing ich. Ich war bei der Arbeit abgerutscht“, so erzählte ein Spengler. „Da ließen meine Kräfte nach. Ich konnte mich nicht mehr halten. Niemand sah oder hörte mich. Ich stürzte auf den gepflasterten Hof. Aber an der Stelle, wo ich niederfiel, war ein Sandhaufen. So kam ich ohne jede Beschädigung davon.“

Dieser Mann wollte nichts wissen von einem rettenden Gott, von Gnadenbewahrung und Wundern. Er war trotz des erlebten Wunders blind geblieben an den Augen seines Herzens. Unscheinbar sind oft die Mittel, deren sich Gott bedient, um aus großer Gefahr zu erretten. Denn, so sagt die Bibel, „es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen“. (1. Samuel 14, 6.)

In W. fuhr ein fünfjähriger Junge im Winter auf seinem Handschlitten den steilen Weg hinunter, der an seinem Ende die Hauptstraße des Ortes durchschneidet. Hier kam in diesem Augenblick ein schweres Lastfuhrwerk vorbei. Der Schlitten des Knaben fuhr blitzschnell zwischen den Vorder- und Hinterrädern des langsam fahrenden Wagens durch. Der Junge, der sich unwillkürlich bückte, blieb vor jeder Beschädi-

gung bewahrt. Jeder, der ihn auf seinem Schlitten gegen den schweren Wagen heransausen sah, dachte: „Der ist verloren!“ Aber er wurde bewahrt. Ja, bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Auf einem Bahnübergang der Kleinbahnstrecke N.—B. wurde ein Bauernwagen von dem heraneilenden Zuge gefaßt und zertrümmert. Der Führer des Wagens saß vorn, die Frau hinten. Der Mann fiel nach der einen, die Frau nach der anderen Seite neben die Schienen. Beide blieben völlig unverletzt.

„Gott ist uns ein Gott der Rettungen, und bei Jehova, dem Herrn, stehen die Ausgänge vom Tode.“ (Psalm 68, 20.) Wer Gott kennt, der erkennt in solch wunderbaren Rettungen S e i n Tun.

Richard Weaver, der frühere Bergmann und gesegnete Evangelist, erzählt:

Ich erinnere mich eines Tages, an dem wir sehr hungrig waren, denn seit sechsunddreißig Stunden hatten wir nichts gegessen. Ich hatte eine Einladung nach London, um dort Versammlungen abzuhalten, aber ich konnte weder eine Fahrkarte für mich lösen, noch Lebensmittel für die Meinigen kaufen. Wir setzten uns um den Tisch. Meine Frau nahm den Jüngsten auf den Schoß, und ich griff nach der Bibel und las einige Verse daraus vor. Dann kniete ich nieder, um zu beten. Aber da kam mein kleiner Junge herbei, faßte meinen Arm und sagte: „Vater, bete doch nicht immer! Ich bin so hungrig! Gib mir etwas zu frühstücken! Du kannst nachher beten. Aber jetzt hungert mich so sehr!“ Er wandte sich dann zur Mutter und bat sie weinend: „Mutter, sage doch dem Vater, daß er nicht mehr beten soll. Wir wollen jetzt lieber essen. Ich hab' so großen Hunger!“ Dann kam

er wieder zu mir und lehnte seinen kleinen Kopf an den meinigen. Ich fühlte, wie die Tränen über seine Wangen liefen. Ich werde diese Tränen bis zur letzten Stunde meines Lebens fühlen. Was konnte ich in dieser bedrängten Lage anders tun, als weiter beten und auf Erhörung warten, nachdem ich Gott all unsere Not an Sein Herz gelegt hatte! Plötzlich klopfte es. Ich erhob mich von den Knien und öffnete. Der Briefbote trat ein und übergab mir einen eingeschriebenen Brief. Ich bescheinigte den Empfang, öffnete den Brief und fand darin eine Fünfspfundnote, die mir ein unbekannter Freund sandte. O wie dankten wir unserem treuen, wunderbaren Gott, der Sein Vaterauge nicht von uns gewendet und unsere Not in Freude verwandelt hatte!

Gott ist größer als alle Schwierigkeiten und stärker als alle Feinde. Kennst du Ihn, lieber Leser? Wenn du in Bedrängnissen stehst, wenn du keinen Ausweg siehst aus deinen Schwierigkeiten, so sei überzeugt, daß diese Nöte in deinen Weg eingeordnet sind, damit du Gott erfahrest und erkennest. Du sollst dann nicht nur Hilfe finden aus der Bedrängnis. Du sollst vielmehr Jesus Christus kennenlernen als den großen Erretter, als Den, der aus der größten deiner Nöte, aus der Not deiner Sünden, für dich einen Ausweg öffnete.

v. Db. †

In Trübsal

Wir wollen nicht fragen weshalb und warum?
 In Trübsal uns beugen vor Gott nur und stumm
 Ihm halten zur Führung die Hände still hin,
 Dann gibt Er durch Leiden des Segens Gewinn,
 Dann führt Er durch Dunkel zum Lichte hinan,
 Denn Er kennt das Ziel wohl, und Er weiß die Bahn.
 M. S.

Stirb und werde!

II.

Nun leb' ich in Christus.

Martin stand ganz still in das Gebüsch gedrückt vor dem niederen Hause, durch dessen Fenster gedämpfte Stimmen drangen, aber er verstand nicht, was geredet wurde. Jetzt fingen sie drinnen an zu singen. Er stahl sich näher hin und lauschte. Endlich konnte er die Worte verstehen:

„Die Last meiner Sünden trug Jesus, das Lamm,
und warf sie weit weg in die Fern'.
Er starb ja für mich auch am blutigen Stamm,
meine Seele lobpreiset den Herrn.“

Dann jubelten die Stimmen hell:

„Mir ist wohl, mir ist wohl in dem Herrn!“

Tränen traten in Martins Augen. Ihm war schon lange nicht mehr wohl, nicht mehr, seit die Mutter in Rußland gestorben war. Nun waren sie hier in Estland. Sie litten zwar keine Verfolgungen mehr und hatten Arbeit; aber eine furchtbare Leere war da, seitdem keine liebevolle Mutter mehr sorgte, sondern an ihrer Stelle ein hartes, keifendes Weib waltete. Das alles ging Martin bei dem Singen durch den Sinn. Und wieder klang es triumphierend an sein Ohr:

„Nun leb' ich in Christo, für Christum allein,
 Sein Wort ist mein leitender Stern.
 In Ihm hab' ich Ruh' und Erlösung von Pein,
 meine Seele ist selig im Herrn.“

Das war es wohl, was Vera so sanft und zufrieden gemacht hatte während der letzten Zeit. Ihr brummiger, verweinter Gesichtsausdruck war verschwunden und hatte einem heiteren, zufriedenen Platz gemacht. Wenn die Stiefmutter schalt, schwieg Vera, während sie früher immer dagegen geschrien hatte. Abends ging sie jetzt immer fort, und Maruschka hatte sie schon arg verdächtigt; aber der Vater hatte Martin gebeten, Vera heimlich zu folgen und auszufundschaffen, wo das junge Ding Abend für Abend zwischen acht und neunehhalb Uhr war.

Jetzt öffnete sich die breite Tür. Ein Lichtstrom flutete heraus. Martin versteckte sich schnell in den Büschen. Fröhlich plaudernd strömten die Menschen ins Freie; alle sahen zufrieden aus, manche tief ergriffen. Es waren Männer und Frauen aller Stände und jeden Alters, die hier zusammenkamen. Die meisten aber waren Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen, unter ihnen viele von den russischen Flüchtlingen. Und da war ja auch Vera! Sie ging still zwischen dem jungen Paare Zaroski. Martin folgte ungesehen. Als Zaroskis sich von Vera getrennt hatten, trat Martin an sie heran.

„Vera, du warst ja in der Versammlung der neuen Lehre!“ sagte er vorwurfsvoll. „Was soll ich dem Vater sagen, wenn er mich fragt, wo du warst?“

„Ich werde es dem Vater schon sagen, und der Herr Jesus wird mir helfen“, antwortete Vera.

Sie waren bei der Hütte angekommen.

„Na endlich!“ sagte eine harte helle Stimme, „wo hast du sie denn aufgetrieben?“

Die Geschwister traten in die matt erleuchtete Küche. Petrovich, der Vater, saß müde auf der derben Holzbank. Man sah den feinen Zügen die früheren besseren Tage an. Maruschka hatte sich wieder zum Herd gewandt.

„Wo warst du, Herzchen?“ fragte der Vater freundlich.

„Vater, ich gehe seit einiger Zeit abends in die Stunden, die der Missionar Ohler unten im Dorf hält. Zaroskis haben mich mitgenommen.“

Sie wollte weiter sprechen, aber Maruschkas feisende Stimme fuhr dazwischen.

„Da gehst du hin? Zu diesen schlechten Menschen, die die Heiligenbilder zerstören und lauter Greuel treiben, du ungeratenes Kind du!? Und du sagst nichts dazu, Petrovich? Siehst du nun, wie schlecht sie ist?“

Petrovich war aufgestanden und zu Vera getreten. In seinen edlen Zügen zuckte es.

„Kind“, sagte er vorwurfsvoll, „wohin bist du geraten! Du willst dem alten Glauben der Väter untreu werden?“

Wirklicher Schmerz sprach aus seiner Stimme.

„Väterchen“, sagte Vera zärtlich, „gräme dich nicht! Es ist derselbe Glaube, nur viel schöner und reiner. Wir haben den Herrn Jesus lieb und wollen Ihm gehorchen. Verzeih mir alles Böse, das ich dir getan habe, lieber, guter Vater. Jesus hat mich neu gemacht. Ich will euch allen nun in Liebe dienen.“

Ein Strahlen lag in ihren Augen, als sie des Vaters Rechte küßte. Während der Vater gerührt

schwieg, ging Vera an den Herd zu Maruschka: „Vergib du mir auch alles, Mutter,“ (sie sagte zum erstenmal: Mutter) „du sollst sehen, es wird jetzt besser mit mir werden.“

Sie reichte Maruschka die Hand, die diese betroffen nahm. Veras Sanftmut war ihr noch fremd. Sie wußte nicht recht, was sie damit anfangen sollte.

„Besser soll es mit dir werden, Vera?“ versetzte sie. „Das wäre gut! Aber zu den bösen Menschen darfst du nicht mehr gehen, sonst kommen wir alle unter einen Bann, und die Heiligen werden uns nie mehr helfen.“

Vera sah flehend den Vater an.

„Vater, sie tun dort nichts Böses. Sie lesen das Wort Gottes, sie beten und singen, und man wird froh und stille dort.“

„Laß sie doch gehen!“ sagte der Vater. „Wenn sie gut und brav bleibt, wollen wir sie nicht zurückhalten.“

„Du erlaubst es ihr, Petrovich? Natürlich, dem süßen Läubchen wird ja alles erlaubt. Schwach bist du!“ Es klang verächtlich. „Aber ich, ich werde sie nicht gehen lassen, ihr sollt es sehen. Ich erlaube es nicht, ich erlaube es niemals!“ Und wütend stampfte sie mit dem Fuße.

Der Vater schwieg. Leise strich Vera über seine rauh gewordene Hand. Mit einem kurzen Gutenachtgruß verließ Martin den Raum, und bald war alles in der Hütte zur Ruhe gegangen. Auf ihrem ärmlichen Lager betete Vera: „Herr, laß doch auch Maruschka Deine umgestaltende Liebe erfahren!“

Einige Tage später klagte die Frau über Schmerzen im Leibe.

„Leg dich hin, Mutter, ich bereite den Männern das Abendessen“, sagte Bera freundlich. Maruschka folgte. Stöhnend lag sie auf ihrem Lager. Bera kam und machte ihr heiße Umschläge, kochte schmerzstillenden Tee und tat, was sie konnte, um die Schmerzen zu lindern; aber sie steigerten sich mehr und mehr, und das Weib wand sich in Qualen. Maruschka schrie zu den Heiligen, dann fluchte sie wieder und verfluchte sich und Bera. Es war schrecklich anzuhören. Da kniete Bera an ihrem Bett nieder.

„Mutter, ich will zu meinem Heiland für dich beten.“

Maruschka wurde still. Inbrünstig betete Bera. Als sie geendet hatte, sagte Maruschka leise:

„Bera, wenn dein Gebet hilft, dann darfst du zu deinen Stunden gehen.“

Und wirklich trat ein Rückgang der Schmerzen ein. Endlich schlief die Kranke fest, und auch Bera suchte dankerfüllt ihr Lager auf, nachdem die Männer längst zur Ruhe gegangen waren.

Seit diesem Tage wurde das Verhältnis Maruschkas zu Bera anders. Wohl schalt sie noch viel; aber sie schlug und quälte Bera nicht mehr. Ihr Versprechen, Bera fortan in die Stunden gehen zu lassen, schien sie allerdings vergessen zu haben. Da stahl sich Bera eines Abends vom Hause fort. Sie mußte endlich wieder Nahrung für ihre Seele haben. Wie erstaunte sie, als sie beim Betreten des Saales Martin unter den andächtigen Zuhörern sah! Er nickte ihr lächelnd zu, und sie dankte dem Herrn von Herzen für diese Antwort auf ihr Beten. Der Missionar sprach über das Wort Apostelgeschichte 4, Vers 12: „Es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein an-

derer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen". Er sprach über die heilsverlangenden und suchenden Seelen, die fromme Werke tun, alle Heiligen anrufen, sich Heiligenbilder machen und doch nicht Frieden finden, und er sagte: „Heil wirst du nur, wenn dir deine Sünden vergeben werden. Heil für deine arme kranke Seele findest du nur bei Christus, dem Sündentilger, der auch für dich auf Golgatha gestorben ist.“

Da Bera mit allen Sinnen zuhörte, merkte sie nicht, daß während der Rede des Missionars in den hinteren Reihen eine Unruhe entstanden war. Eine Frau war hereingekommen und hatte sich nach vorn drängen wollen. Man hatte sie jedoch zurückgehalten und sie auf einen Sitz gedrückt. So hatte Maruschka, die im neuentfachten Zorn Bera aus der Versammlung herausholen wollte, mehr als die halbe Predigt mit anhören müssen, und das Wort Gottes hatte ihr Gewissen getroffen. Hatte sich ihr Herz schon dem sanften Wirken Beras unbewußt geöffnet, so flammte jetzt die heiße Sehnsucht in ihr auf, frei zu werden von der furchtbaren Gebundenheit ihres Zornes und Hasses. Der Missionar forderte die Anwesenden dann auf, Zeugnis abzulegen für die Kraft des sündentilgenden, auferstandenen Heilands. Da stand Bera auf. Schlicht erzählte sie von dem Tag am Wasserfall, da sie sich das Leben hatte nehmen wollen. Da habe der Herr Jesus die Frau Zaroski geschickt, die sie mit nach Hause genommen und dann zum Heiland geführt habe. Damals sei sie der Vergebung aller ihrer Sünden gewiß geworden, und der Herr Jesus habe ihr ein neues Herz geschenkt. Sie schloß mit den Wor-

ten: „Betet mit mir, liebe Geschwister, daß sich auch meine Stiefmutter bekehre!“

Ein Schluchzen antwortete ihr. Maruschka stürzte nach vorn, fiel Vera um den Hals und rief:

„Hier bin ich. Ich habe ihr nur Böses getan, und sie hat mir lauter Liebe erwiesen. Herr Missionar, ich bin sündig und schlecht! Kann denn der Herr Jesus mir auch helfen?“

Der Missionar reichte ihr ergriffen die Hand, und zu der Versammlung gewandt, sagte er: „Wir wollen mit ihr beten, liebe Geschwister, daß der Herr auch sie errette und ihr all ihre Sünden vergebe“.

An diesem Abend gingen drei glückliche Menschen aus der Versammlung heim. Sie gingen zu einem armen, traurigen Mann in die ärmliche Hütte und brachten ihm die frohe Botschaft, daß Jesus Christus Sünden vergibt und betrübte Menschen glücklich macht.

M. Maquet.

Vom Himmel hoch, da komm' ich her

Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
ich bring' euch gute, neue Mär,
der guten Mär bring' ich so viel,
davon ich singen und sagen will.

Dieses bekannte Lied, das wir alle in der Schule oft und gern gesungen haben, hat Martin Luther vor etwa 400 Jahren gedichtet. Es ist ein frohes Lied, das in seinen fünfzehn Strophen das Kommen des Sohnes Gottes auf die Erde schildert. Es ist ein Kinderlied, das uns zeigt, wie der große Reformator seine Worte so zu setzen wußte, daß jedes Kind sie verstand. Es besingt die Botschaft des Engels,

der in jener so bedeutsamen Nacht armen Hirten erschien, die auf Bethlehems Fluren ihre Herden weideten, die Botschaft von jener „großen Freude“, die in der Tatsache lag, daß ein Heiland, ein Erretter, geboren war in Davids Stadt, welcher ist „Christus, der Herr“.

Luther läßt den Engel das Geschehnis mit den Worten künden:

Euch ist ein Kindlein heut' gebor'n,
von einer Jungfrau auserfor'n,
ein Kindelein, so zart und fein,
das soll euer Freud' und Wonne sein.

Es ist der Herr Christ, unser Gott,
der will euch führ'n aus aller Not,
Er will euer Heiland selber sein,
von allen Sünden machen rein.

Und dann wird in einer der nächsten Strophen beschrieben, wie der „Herr Christ“, der Sohn Gottes, Seinen Einzug in diese Welt gehalten hat, wie Er in einer

dalag „Krippen, Windelein so schlecht,“

„auf dürrem Gras,
davon ein Rind und Esel aß“.

Ja, Luther hat das Kommen des Sohnes Gottes recht begriffen. Er wußte von der Niedrigkeit, die Gottes Sohn angenommen hat, von dem Leidensweg, den Er gegangen ist, um der Heiland der Welt zu werden. Er hat's nicht von jeher gewußt. Es war eine Kenntnis, die der Reformator sich errungen hat in heißen Kämpfen.

„Gotteshäuser“ gab's genug in jenen Zeiten, in denen die Jungfrau mit dem Kind in Bildern und

Standbildern zu sehen war, in denen von geweihten Priestern dem Heiligen geräuchert wurde, während die Menge andächtige Lieder sang, und in denen man doch, ach, so wenig wußte von dem rechtfertigenden und rettenden Gott. Daß Gott ein gerechter, ja, ein zürnender Gott war, war Luther zu erschreckender Wahrheit geworden, als er ins Kloster zu Erfurt trat. Vorher hatte er dort Jura studiert, und es war auf einer Urlaubsreise, als er sich — wie berichtet wird, infolge eines Blitzes, der in seiner Nähe einschlug — plötzlich entschloß, Mönch zu werden. Es hat dann noch Jahre gedauert, bis er erkannte, daß der gerechte Gott auch ein gnädiger Gott ist, und ihm die Überzeugung wurde, daß nur ein Mittler ist zwischen Gott und Menschen, der Mensch Jesus Christus. Als er sein „Kinderlied auf die Weihnacht Christi 1535“ dichtete, waren wieder Jahre dahingegangen, Jahre reichsten Schaffens und Predigens, und der Hauptinhalt seiner Predigt war gewesen, daß „der Mensch nicht aus Gesetzeswerken gerechtfertigt wird, sondern nur durch den Glauben an Jesus Christus“ (Gal. 2, 16), und daß wir „umsonst gerechtfertigt werden durch Seine G n a d e, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist“. (Röm. 3, 24.) Es war „das Wort vom Kreuz“ (1. Kor. 1, 18), das Luther auf sein Banner geschrieben hatte. So konnte er als ein erlöster Mensch das Lied dichten von der „guten Mär“, die einst der Bote vom Himmel den Hirten verkündet hatte.

Ob die Vielen, die Jahr für Jahr um Weihnachten das Lied von der „guten neuen Mär“ singen, diese gute Kunde als

„Seligkeit, die Gott der Vater hat bereit't“,

persönlich aufgenommen haben? Unbeschreiblich gedankenlos werden oft die schönen Lieder von jung und alt gesungen. Wer denkt nach über ihren tieferen Sinn? Wer es tut, kann ja nicht beim Stall von Bethlehem stehen bleiben. Die Weihnachtsgeschichte ist wunderschön, aber sie wird erst sinn- und bedeutungsvoll durch das Kreuz. Das Loben der Engel: „Herrlichkeit Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen!“ erklang zu dem Menschwerden des ewigen Gottessohnes, aber die Erfüllung kam erst, als der Erlöser nach vollbrachtem Werk das große Wort zu einem armen Weibe sprechen konnte: „Geh hin zu meinen Brüdern und sprich zu ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater, und zu meinem Gott und eurem Gott!“ Zwischen Herabkommen und Hinaufsteigen liegt das Kreuz, das Fluchholz, an das der Sohn Gottes erhöht werden mußte, wollte Er die Menschen zu Sich ziehen und der Weg zum Vaterherzen Gottes für sie werden. Und die Verbindung mit dem göttlichen Sündenträger geschieht durch den Glauben, den „kostbaren Glauben“, wie Petrus in seinem zweiten Briefe schreibt, den jeder persönlich empfangen muß. Nur wer in diesem Glauben zu dem Herrn Jesus gegangen ist, kann das Lied von dem „heut’ gebornen Kindlein“ mit bewußt frohem Herzen singen.

Vielleicht interessiert noch ein Wort darüber, weshalb der Tag der Geburt des Herrn, der als Datum nicht feststeht, auf den 25. Dezember gelegt worden ist. Der 25. Dezember wurde Anfang des 4. Jahrhunderts von dem heidnischen Kultus als Geburtstag der „unbesiegten Sonne“ (Wintersonnen=

wende) gefeiert. Ihm stellte die Kirche die Geburt des Weltenerlösers entgegen. Der Tag wurde zu einem regelrechten Lichtfest ausgestaltet, um auch durch



die symbolische Darstellung den heidnischen Lichtgott zu besiegen. Das Weihnachtsfest ist also eine menschliche Einrichtung. Wenn wir die Tage trotzdem dankbar genießen, so deshalb, weil sie Tage frohen Lebens und Empfangens und gemütvollen Ruhens geworden sind, Tage, an denen der Wunsch, dem

anderen eine Freude zu bereiten, selbst bei Menschen auftaucht, die sonst gewöhnt sind, nur in einer Richtung und nur an sich selbst zu denken. Wenn wir in stiller Weihnacht durch die winterlichen Fluren schreiten, den funkelnden Sternenhimmel über uns, beschneite Tannen und schneebedeckte Hecken und Zäune um uns, und dann zurückkehren ins trauliche Heim, das liebende Hände mit Gaben der Liebe ausgestattet haben, ist uns dann nicht froh und dankbar zumute? Und auch das ist eine Gottesgabe.

In zwei Stücke gerissen

Ein Bibel-Kolportör, der im südlichen Frankreich reiste, kam nach längerer Waldwanderung an eine Köhlerhütte. Er grüßte die Köhlersfrau, die in der Tür stand, freundlich und bot ihr ein Neues Testament zum Kauf an. Die Frau betrachtete den hübschen kleinen Band mit prüfendem Blick. Er gefiel ihr gut. Gern hätte sie das Buch erworben, denn sie hatte schon lange gewünscht, ein eigenes Testament zu besitzen. War es aber recht von ihr, eins zu kaufen?

„Sie fürchten den Priester“, sagte der Kolportör, der das Zögern der Frau richtig deutete, „aber deswegen sollten Sie nicht ängstlich sein. Er wird Sie, wenn er anders ein rechter Priester ist, nicht davon abhalten, Gottes Wort zu lesen, das uns mit der Liebe des Herrn Jesus Christus bekannt macht.“

„Ich möchte zu gern das Buch kaufen“, erwiderte die Frau und griff entschlossen nach ihrem Geldbeutelchen. „Die Heiligen mögen mir vergeben, wenn es eine Sünde ist!“

„Machen Sie sich deshalb keine Sorge, liebe Frau!“ sagte der Kolportör mit einem guten Blick. Mit einem Segenswort schied er.

Kurze Zeit darauf kam der Kohlenbrenner nach Hause. Seine Frau brachte ihm das Abendbrot und legte zugleich, etwas zaghaft, das neuerstandene Buch vor ihn auf den Tisch. Wie sie gefürchtet hatte, so kam's. Der Mann, müde und verdrießlich, schalt sie, daß sie sein gutes Geld auf unnütze Weise vertue.

„Aber das Geld ist nicht alles dein, Jean“, wagte Jeannette ihre Handlungsweise zu rechtfertigen. „Ich habe mein gut Teil mit in die Ehe gebracht, und von dem halben Frank, den ich für das Buch ausgegeben habe, gehört mir ebenso viel wie dir.“

„Her mit dem Buch!“ rief Jean, nun vollends aufgebracht. Er riß es der Frau aus der Hand.

„Das Geld, sagst du, gehört halb dir und halb mir. Gut, das Buch also auch. Voilà!“

Damit öffnete er es und zerriß es in zwei Stücke. Den größeren Teil steckte er in die Tasche, den kleineren warf er seiner Frau hin. — —

Einige Tage später saß Jean einsam bei seinem Kohlenmeiler im Walde. Er hatte Langeweile. Plötzlich fiel ihm das zerrissene Buch ein. Das Stück, das er an sich genommen hatte, mußte noch da sein. Er zog es hervor. Beim Betrachten sagte er sich, daß er sich in der Tat mit dem bei weitem größeren Stück bedacht hatte. Sein Teil begann nämlich schon im Evangelium Lukas, Kapitel 15, Vers 18 und umfaßte viele Seiten, während seiner Frau nur verhältnismäßig wenig Seiten zugefallen waren. Er fing auf der ersten Seite an zu lesen:

„... und will zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Ich bin nicht mehr würdig, dein Sohn zu heißen.“

Gespannt las er weiter. Das war ja eine fesselnde Erzählung. Als er sie zu Ende gelesen hatte, legte er das Buch beiseite. Allerlei Gedanken stiegen in ihm auf. Was hatte der Armste, von dem der Vater als tot und verloren sprach, verschuldet? Warum war er in die Fremde gezogen? Wo war er vorher gewesen? Was bewog ihn, schließlich zurückzukehren?

„Schade, daß ich nicht auch den Anfang der Geschichte habe!“ sprach er manchmal vor sich hin.

Immer wieder, auch an den folgenden Tagen, mußte er an den Mann denken, der offenbar in schlechten Kleidern zum Vater zurückgekehrt war, da er doch ein neues Gewand von ihm bekam, und an die herzliche Aufnahme, die dieser Verlorene bei seinem Vater gefunden hatte. Wie hing das alles zusammen? Gern hätte er seine Frau jetzt einmal um ihren Teil des Buches gebeten. Aber sein Stolz hielt ihn zurück.

Auch auf Jeannette machte das Lesen in dem zerrissenen Testament Eindruck. Wenn sie die wenige Hausarbeit, die ihr anspruchsloses Leben mit sich brachte, verrichtet hatte, neigte sie sich über ihr „Stück“ und las, alles um sich her vergessend, mit brennenden Wangen, bis ihr Mann nach Hause kam. Sehr schnell ging es bei ihr nicht mit dem Lesen, denn es war für sie eine ungewohnte Kunst. Manche Abschnitte überschlug sie. Aber wenn sie auch nicht alles verstand, so wurde ihre Freude doch immerfort größer, je mehr sie von dem wunderbaren Jesus las. Als sie ihr Stück beinahe ausgelesen hatte, erregte eine Erzählung ganz

am Schluß noch ihre besondere Aufmerksamkeit. Sie las die Geschichte von dem Vater und seinen zwei Söhnen, und wie der jüngere Sohn, der es so gut in seinem schönen Vaterhause gehabt hatte, im Eigensinn sein Erbe verlangte und in die Ferne zog; wie er dort sein Vermögen verpraßte und ins Elend geriet, bis er, aufs tiefste gesunken, sich wieder seines reichen Vaters erinnerte, dem er in sündigem Eigensinn den Rücken gewandt hatte. „Ich komme hier um vor Hunger“, sagte er in reuevoller Selbsterkenntnis. „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen ...“

Da brach die fesselnde Erzählung plötzlich ab. Ihr Stück war zu Ende, die Fortsetzung befand sich auf ihres Mannes Stück. Es war zu schade. Sie fand die Erzählung so besonders schön und hätte zu gern gewußt, was weiter aus dem armen, verkommenen Menschen geworden war. War er nach Hause gegangen? Hatte der Vater ihn aufgenommen? Ihr mitfühlendes Herz hätte auf diese Fragen so gern eine befriedigende Antwort gehabt. So kam es, daß es ihr gerade so erging wie ihrem Mann: Die Geschichte wollte ihr nicht aus dem Sinn. Sie mußte sogar weinen, als sie an das Geschick des jungen Menschen dachte, das er sich in ganz unverständlichem Eigenwillen selbst zugezogen hatte.

„Wenn ich nur wüßte, ob er wieder in sein schönes Vaterhaus zurückgekommen ist!“ seufzte sie manchmal. Aber sie brachte den Mut nicht auf, ihren Gatten, mit dem sie seit der durch den Testamentkauf hervorgerufenen Unterhaltung kein herzliches Wort mehr gewechselt hatte, um Überlassung seines Stückes zu bitten.

So verging eine Reihe von Tagen. Während draußen heller Sonnenschein lag und Wald und Flur verschönte, sah es im Herzen der verstimmten Eheleute trübe aus. Keiner wollte den Anfang machen und das erste freundliche Wort sagen.

Endlich kam ein Regentag. Jean kehrte etwas früher von der Arbeit heim als gewöhnlich. Wie immer in letzter Zeit aß er seine Abendsuppe in finsternem, bedrückenden Schweigen. Als er fertig war, legte er langsam den Löffel hin, schob seinen Teller zurück und rutschte einige Male auf seinem Stuhl hin und her. Dann schielte er verstohlen zu seiner Frau hinüber, die mit einem Strickstrumpf in der Fenster-nische saß und eifrig strickend noch das schwindende Tageslicht ausnützte.

„Sag, Jeannette“, platzte er schließlich heraus, „das Buch, du weißt doch, das ich neulich ...“

„O ja, Jean, was ist damit?“ fragte sie etwas furchtsam, als er mitten im Satz innehielt.

„In meinem Teil steht eine wundervolle Geschichte, aber nur das Ende davon. Nun würde ich gern auch den Anfang lesen, um den Zusammenhang zu verstehen. Willst du mir einmal dein Stück leihen?“

„O wie gern, Jean“, rief die Frau, jetzt fröhlich lachend. „Es geht mir gerade wie dir. Dieselbe Geschichte, deren Anfang am Schluß meines Stückes steht, will mir garnicht aus dem Sinn, und ich möchte zu gern wissen, wie alles geendet hat. Hat der Vater den eigensinnigen Sohn, nachdem er so heruntergekommen war, wieder in sein Haus aufgenommen?“

„Ja, das hat er getan. Aber was hat die beiden nur so auseinander gebracht?“

Jetzt holte Jeannette eifertig ihr Stück herbei. Die Lampe wurde angezündet, aller Groll war vergessen, und dicht aneinandergeschmiegt saßen die beiden Ehegatten am Tisch und lasen nun zusammen die ganze wunderschöne Geschichte vom verlorenen und wiedergefundenen Sohn, wie sie der Meister aller Erzählkunst, der Herr Jesus Christus selbst, den Zöllnern und Sündern erzählt hat, die Ihm nahen.

Dieser ersten Stunde des gemeinsamen Bibellesens folgten viele andere. Der Geist Gottes, der in den Herzen der Gatten ein Werk begonnen hatte, segnete das Lesen und ließ sie die ihnen anfänglich verborgene tiefe Bedeutung des Gleichnisses verstehen, das ihnen vor allen anderen lieb und teuer blieb. Am traulichen Kaminfeuer verbrachten sie, wenn der Feierabend gekommen und die Abendsuppe gegessen war, kostbare Stunden gemeinsamen Erforschens des Neuen Testaments und gemeinsamer Unterhaltung darüber. Sie nahmen es auf als das, was es wahrhaftig ist, nämlich das untrügliche Wort Gottes, durch das allein man den Weg zum ewigen Glück findet.

Sie sind auch beide dem Beispiel des verlorenen Sohnes gefolgt. Sie haben sich aufgemacht und haben mit dem einfach-ehrlichen Bekenntnis: *I c h h a b e g e s ü n d i g t*, Herz und Leben Dem übergeben, der sie schon da mit unendlicher Liebe geliebt hatte, als Er das höchste Lösegeld für sie zahlte. So sind sie für das himmlische Vaterhaus passend gemacht worden. Aus den Händen der ewigen Liebe haben sie statt der schlechten Kleider eigener Werke das „beste Kleid“ erhalten, um fortan in glücklicher Gemeinschaft mit Gott und in Treue und Festigkeit des Glaubens zu leben und für Ihn zu zeugen.

Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten

(Nach Berichten aus Briefen frei erzählt)

Die große Hafenstadt D. im Süden Rußlands lag wie ausgestorben. Ein kalter Regen hatte eingesezt, und die Einwohner der Stadt, die infolge der Knappheit an Kleidungsstoffen nur dürftig mit Kleidern versorgt waren, zogen es vor, in der Stube zu bleiben. Bei den meisten war auch diese nicht warm, denn seit Tagen gab es weder Holz noch Kohlen auf die Brennmaterialscheine.

Am Rande der Stadt, in einer engen, dunklen Gasse, stand die Kate des Schusters Koptschenko. Auch hier war die Stube kalt. Der alte Schuster konnte nicht mehr viel verdienen; dazu erlaubte man ihm nur, Flickarbeiten zu machen. Neues Schuhwerk herzustellen, war nur den in Vereinigungen zusammengeschlossenen Schustern gestattet. So war Schmalhans als Küchenmeister eingezogen, abgesehen davon, daß es ohnehin nur wenig Brot auf die Brotkarten zu kaufen gab. Im Schleichhandel konnte man zwar genug Brot bekommen, aber das war sehr, sehr teuer.

Seit einigen Tagen war bei Koptschenko Besuch. Seine Tochter Tonja und sein Enkel Schurik waren gekommen. Vater Koptschenko hatte sich sehr darüber gefreut; aber als er erfuhr, daß seine Tochter längere Zeit bei ihm wohnen bleiben wollte, wurde er traurig. Nicht, daß er seine Lieben nicht gern bei sich gehabt hätte; aber die Kate bestand nur aus Stube

und Küche, und diese diente zugleich als Werkstatt und Schlafzimmer. Wo sollten die Gäste schlafen? Im Hause war nur ein Bett. Vor Jahren hatte noch ein zweites Bett auf dem Boden gestanden. Als dann aber die lange Arbeitslosigkeit eintrat — Koptschenko war schwer erkrankt —, mußte er das Bett verkaufen.

Als Vater Koptschenko mit seiner Tochter über diese Dinge sprach, fiel sie ihm um den Hals und bat unter Tränen, er möge sie doch behalten. Sie wolle sich schon mit einer Ecke begnügen, die sie zudem nur für die Nacht beanspruche. Sonst genüge ihr die Küche oder der Schuppen. Wenn ihr Söhnchen — das erkrankt war — nur in der „warmen“ Stube bleiben dürfe! Vielleicht würde Gott auch helfen, daß sie irgendwo Arbeit bekäme. Dann würde die Wohnungsfrage leichter zu regeln sein. So blieb denn Tonja bei dem alten Vater. Es kamen viele Nächte, die sie wachend und weinend verbrachte, denn trotz allen Suchens fand sie nirgends Arbeit, da sie nicht Mitglied des roten Gewerkschaftsverbandes war. Die geringen Geldmittel, die sie mitgebracht hatte, waren bald verzehrt. Daß ihr alter Vater sie ernähren sollte, konnte und durfte sie nicht erwarten. Es wäre unrecht gewesen. Dann lieber hungern! In dieser schweren Zeit rief sie Gott oft um Hilfe an, aber es schien, als wolle von keiner Seite Hilfe kommen.

„Wie war Tonja denn in so große Not geraten, und warum sorgte ihr Mann nicht für sie und sein Söhnchen Schurik?“ fragt der Leser. Ja, das ist eine traurige Geschichte. O., ihr Mann, war der Sohn eines russischen Priesters. Und weil die Bolschewiken von Gott nichts wissen wollen, so bringen sie die Priester um oder schicken sie in die Verbannung. Darum

Konnten die Bolschewiken auch G. nicht leiden, obwohl er selbst kein Priester war. Wieder und wieder verdächtigten sie ihn als Staatsfeind. Weil er aber sehr fleißig, korrekt und treu in seinem Beruf arbeitete, konnten sie ihm lange nichts anhaben. Doch sie ließen nicht nach, ihm Fallen zu stellen, und eines Tages gelangten sie auch zum Ziel.

G. ging an diesem Tage wie üblich an seine Arbeitsstätte. Das Büro war kalt und voll Rauch. Er tadelte die Unordnung. Es war nur eine harmlose Bemerkung; sie genügte aber, um G. als einen Konterrevolutionär zu brandmarken. Schon einige Stunden später bekam er eine Vorladung zur GPU., wo man ihm die grausigsten Sachen zur Last legte. Es waren alles gemeine Lügen, die er leicht widerlegen konnte. Das half ihm aber nichts. Er wurde sofort aus dem Dienst entlassen. Ein Gerichtsverfahren wurde eingeleitet. Falsche Zeugen traten auf und verleumdeten ihn in unerhörtester Weise. Dann kam der öffentliche Schauprozess, und G. wurde als Staatsfeind zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Frau Tonja und ihrem Söhnchen Schurik (Kosenamen von Alexander) wurde als Familie eines Staatsfeindes die Wohnung entzogen, und so geschah es, daß sie sich eines Tages auf die Straße geworfen sahen. Was sollte die arme Frau anfangen? Es blieb ihr kein anderer Ausweg, als ihre Möbel zu veräußern und bei ihrem Vater Zuflucht zu suchen. Und wie es bei dem alten Mann aussah, das haben wir eben gehört.

Hatte Gott denn Frau Tonja verlassen? Nein. Er hört sogar auf das Schreien der jungen Mäden und läßt ihnen die nötige Speise zukommen.

Was unser Gott erschaffen hat,
das will Er auch erhalten,
darüber will Er früh und spät
mit Seiner Gnade walten.

Das durfte auch Frau Tonja erfahren.

„Mama, haben wir garnichts mehr zu essen?“
fragte eines Morgens Schurik.

„Nein, mein Junge, wir haben nichts mehr.“

„Kannst du denn nichts kaufen?“

„Nein, ich habe kein Geld mehr, und der Großvater kann uns auch kein Geld geben.“

„Mama, neulich war ich bei Warlamoffs. Da brachte der Postbote ihnen Geld. Kann er uns nicht auch Geld bringen?“

„Ach, mein Junge, wir haben ja niemand, der uns Geld schicken könnte.“

Traurig setzte sich Schurik wieder in die Ecke.

Nach einer Weile begann er aufs neue zu fragen:

„Und wenn Gott dem Boten sagt, daß er uns Geld bringt, können wir uns dann Brot kaufen?“

Frau Tonja umarmte ihr Söhnchen und zerdrückte eine Träne in ihren Augen. Es wurde still im Zimmer. Da klopfte es an die Tür. Herein trat der Postbote und überreichte Frau Tonja einen Brief. Sie bekam einen Schrecken, als sie das Siegel der Reichsbank auf der Rückseite sah. Was mochte wohl die Reichsbank von ihr wollen?

„Hat der Postbote uns Geld gebracht?“ fragte Schurik.

„Nein, mein Junge, nur einen Brief.“

Frau Tonja öffnete den Brief und las. Sie wollte ihren Augen nicht trauen. In dem Brief stand in kurzen sachlichen Worten zu lesen, sie habe für aus

dem Ausland an sie geschicktes Geld ein Guthaben bei der Bank und könne sich im Torgsin-Kaufladen dafür Lebensmittel und Kleider kaufen. Vor Freude hätte sie aufjauchzen mögen. Gott hatte ihr Beten erhört. Es war zwar kein hoher Betrag, aber sie hatte gelernt, bescheiden zu leben. Zudem waren in den Torgsin, wo man nur für Devisen kaufen konnte, die Waren sehr billig. Frau Tonja war also mit ihrem Söhnchen für längere Zeit versorgt. Der Betrag würde sogar reichen, daß sie auch ihrem lieben Mann zu Weihnachten noch ein Päckchen mit Lebensmitteln usw. senden konnte. Stürmisch drückte sie ihren Jungen an sich.

„Schurik, jetzt ist uns geholfen! Gott sei Dank! Onkel B., der früher mit deinem Papa zusammengearbeitet hat und 1929 ins Ausland geflüchtet ist, hat uns Geld geschickt.“

„Siehst du, Mama“, sagte der kleine Mann, „ich habe es doch gesagt, daß der Postbote auch uns Geld bringen muß, wenn Gott es haben will!“

Als dann nach längerer Zeit noch einmal Geld eintraf, konnte die Mutter für ihren Jungen und auch für seinen Papa Schuhe kaufen, die beide dringend nötig hatten.

Nicht lange danach bekam Frau Tonja Arbeit, und zwar auf so merkwürdige Weise, daß sie bekennen mußte: „So kann nur Gott helfen!“

Jesus sprach zu Seinen Jüngern: Deshalb sage ich euch: Seid nicht besorgt für das Leben, was ihr essen, noch für den Leib, was ihr anziehen sollt ... Betrachtet die Raben, daß sie nicht säen noch ernten, die weder Vorratskammer noch Scheune haben, und Gott ernährt sie; um wieviel vorzüglicher seid ihr als die Vögel! (Luk. 12, 22. 24.)

„Wenn ich das gewußt hätte!“

In einem besetzten Eisenbahn-Schlafwagen schrie während der Nacht ein kleines Kind zum Erbarmen.

„Ich möchte mir ausbitten“, ließ sich aus der Nebenboje eine energische Stimme vernehmen, „daß die Mutter des Kindes endlich dafür sorgt, daß Ruhe wird, und man ein wenig schlafen kann!“

Das Schreien des Kindes verstummte darauf für Augenblicke. Eine Männerstimme erwiderte in müdem Ton:

„Die Mutter des Kindes liegt in der Friedhofshalle noch unbestattet im Sarg. Seit drei Nächten wache ich bei der Kleinen und gebe mir alle Mühe, das Kind zu beruhigen und in Schlaf zu bekommen.“

Da wurde es nebenan lebendig. Jemand erhob sich eilig von seiner Lagerstätte, und der Besitzer der energischen Stimme von vorhin sagte, jetzt aber in mildem, sanften Ton:

„Verzeihen Sie, mein Herr! Das hatte ich nicht geahnt. Bitte, erlauben Sie mir, die Kleine einige Stunden zu betreuen, während Sie etwas zu schlafen versuchen. Wenn ich das gewußt hätte, würde ich nicht so gesprochen haben. Es tut mir außerordentlich leid.“

Damit nahm der fremde Mann das weinende Kind so behutsam und sorglich in seine Arme, wie es des Kindes Mutter kaum besser gemacht haben würde, und schritt, es wiegend und ihm leise vorsummend, solange mit ihm auf und ab, bis es eingeschlafen war. Dann legte er es auf sein eigenes Lager und wachte bei ihm, bis es hell wurde. Bei Anbruch des Morgens

holte sich der Vater, der sich inzwischen gut ausgeruht hatte, sein Töchterchen wieder, und der Fremde sagte:

„Ich hoffe, Sie haben mir meine unfreundlichen Worte verziehen. Ich würde sie nicht gesagt haben, wenn ich alles gewußt hätte!“

Dieser kleine Vorfall spricht für sich selbst. Schnell und oft sind wir zum Beurteilen anderer bereit, ohne daß wir ihre Beweggründe oder Umstände kennen. Urteilen wir nur nach dem Schein, so können wir Fehler begehen, an denen wir unser ganzes Leben lang zu tragen haben mögen.

Im vorliegenden Fall konnte ein Schade verhütet werden, aber schon mancher hat in halber Verzweiflung gerufen: „O wenn ich das gewußt hätte!“ und zwar dann, wenn der Tod es ihm unmöglich machte, sein Unrecht wieder gutzumachen.

„Geliebte“, schreibt der große Apostel der Liebe, „laßt uns einander lieben, denn die Liebe ist aus Gott!“ Und einige Verse weiter: „Wenn Gott uns also geliebt hat (nämlich daß Er Seinen Sohn gesandt hat als eine Sühnung für unsere Sünden), so sind auch wir schuldig, einander zu lieben.“

Die Liebe zum Nächsten erweist sich in der Barmherzigkeit. In Luk. 6, 36 sagt der Herr Jesus: „Seid nun barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist“. Als die „Auserwählten Gottes“ werden die gläubigen Christen im Kolosserbrief aufgefordert, „herzliches Erbarmen“ anzuziehen oder, wie auch übersetzt wird, sich mit herzlichem Erbarmen zu kleiden. (Kap. 3, 12.) Will uns das nicht auch vor allem sagen, daß wir in der Beurteilung anderer, deren Verhältnisse und Beweggründe wir nicht kennen, vorsichtig sein müssen, indem wir Milde und Geduld üben?